Wilhelm Oechsli

Bilder aus der Weltgeschichte

Band I

Einleitung und alte Geschichte

Siebente verbesserte Auflage

Winterthur
Verlag von Alb. Hoster

Bilder aus der Weltgeschichte.

Ein Lehr- und Lesebuch

für

Gymnasien, Lehrerseminarien und andere höhere Schulen, sowie zum Selbstunterrichte,

von

Wilhelm Oechsli.

Erster Band.

Einleitung und alte Geschichte.

Siebente, verbesserte Auflage.

Winterthur.
Verlag von Alb. Hoster.
1919.

Druck von F. Sailer, Winterthur

Inhaltsverzeichnis.

Vorwort zur ersten Auflage.

Der Titel des vorliegenden Lehrmittels könnte zu der Annahme führen, als bestehe dasselbe nur aus bruchstückartig aneinander gereihten Einzelschilderungen aus dem Gebiete der Geschichte; indes wird dem Kundigen ein bloßer Blick auf die Inhaltsverzeichnisse zeigen, daß sich die einzelnen „Bilder" zu einer ebenso systematischen Gesamtdarstellung der allgemeinen Geschichte zusammenfügen, als sie irgend ein anderes Lehrbuch bietet. Andererseits könnte die Seitenzahl der beiden Bände den Verdacht erwecken, als enthielten sie bedeutend mehr Lernstoff, als der Schule taugt. Jeder Lehrer wird jedoch die Erfahrung gemacht haben, daß nicht sowohl der Umfang einer Erzählung als die Menge der darin vorkommenden Namen und Zahlen dem Schüler Schwierigkeiten bereitet, und bei näherer Prüfung wird man bemerken, daß die „Bilder aus der Weltgeschichte" eher deren weniger geben, als die gangbarsten Leitfäden. Aber es war das Bestreben des Verfassers, das nackte Gerippe des Leitfadens mit Fleisch und Blut zu bekleiden, die Daten nicht unvermittelt, mosaikartig aneinander zu reihen, sondern sie organisch mit einander zu verknüpfen. Wenn im Schüler Lust und Liebe zu geschichtlicher Lektüre geweckt werden soll — und daß dies ein Hauptzweck des Unterrichtes in der Schule ist, wird wohl niemand bestreiten — so muß ihm der geschichtliche Stoff nicht nur im Munde des Lehrers, sondern auch im Lehrmittel in lesbarer, anmutiger

Form geboten werden. Was den Inhalt anbetrifft, so war ein schweizerischer Verfasser von Hause aus darauf angewiesen, ohne besondere Rücksichtnahme auf irgend eine Nationalität bloß den universalhistorischen Standpunkt walten zu lassen und einfach die Höhe- und Wendepunkte in der menschheitlichen Entwicklung darzustellen. Indes wird der Angehörige irgendeiner der Hauptnationen Europas den Faden seiner Landesgeschichte ohne Mühe herausfinden. Der Verfasser hat sich bemüht, überall den Ergebnissen der neuesten Forschungen gerecht zu werden; sollte er sich am einen oder anderen Orte versehen haben, so wäre er für Berichtigungen dankbar. Das Sagenhafte wurde nur da beibehalten, wo es die Rücksicht auf die gymnasialen Studien zu erfordern schien, bei den Griechen und Römern, indessen mit sorgfältiger Scheidung vom rein Historischen. Hie und da möchte ein Lehrer finden, die Darstellung sei für ein Schulbuch etwas subjektiv gefärbt. Wenn aber der geschichtliche Unterricht eine ethische Wirkung ausüben soll, so wird dies schwerlich anders zu erreichen sein, als indem man das Gute und Schlechte beim Namen nennt, und wenn der Verfasser für Freiheit und Recht mehr Begeisterung empfindet, als für Despotismus und Gewalt und dieselbe Begeisterung auch im jugendlichen Gemüte zu entzünden sich vorsetzte, so wird man dies dem Bürger eines Freistaates nicht verargen. Möge das Buch in Schule und Haus freundliche Aufnahme finden!

Winterthur, 1. Juli 1879.

Der Verfasser.

Vorwort zur zweiten Auflage des ersten Teils.

Rascher, als der Verfasser erwartete, ist eine **zweite Auflage** zunächst des ersten Teils der „Bilder aus der Weltgeschichte" notwendig geworden. Anlage und Plan derselben, die sich ihm beim Unterricht bewährt und auch von seiten der Kritik Anerkennung gefunden haben, sind im ganzen gleich geblieben, außer daß auf besonderen Wunsch einer Lehranstalt, bei der das Buch im Gebrauche steht, ein Abschnitt über die Arier in Indien eingeschoben worden ist. Um so zahlreicher sind dagegen die Verbesserungen im einzelnen. Manche Abschnitte haben eine völlige Umarbeitung erfahren, so derjenige über die Juden und fast alle Kapitel über die griechische Geschichte, letztere mit Rücksicht auf die Gymnasien, für welche das Lehrmittel in erster Linie bestimmt ist, im Sinne einer bedeutenden Erweiterung. Die ebenfalls neu hinzugefügten Literaturangaben erheben keinen Anspruch auf Vollständigkeit; sie sollen nur für den Lehrer, der die Geschichte nicht als Fach betreibt, sowie für den strebsamen Schüler als Wegweiser durch die zusammenfassenden Hauptwerke unserer historischen Literatur dienen. Für die Orthographie wurde das deutsch-schweizerische Rechtschreibebüchlein zur Richtschnur genommen. Möge das Buch in seiner neuen, und, wie der Verfasser hofft, nach Inhalt und Form gleich sehr verbesserten Gestalt das bescheidene Plätzchen, das es sich unter den geschichtlichen Lehrmitteln erobert hat, auch fernerhin behaupten!

Winterthur, Neujahr 1887.

Dr. W. Oechsli.

Vorwort zur siebenten Auflage.

Die neue Auflage hat an Änderungen und Verbesserungen ungefähr so viel aufzuweisen, als die drei vorausgehenden Auflagen zusammen, so daß sie als eine gründlich durchgesehene und verbesserte bezeichnet werden darf. Wenn es auch nicht die Aufgabe eines Schulbuchs sein kann, immer den neuesten Auffassungen und Hypothesen Hausrecht zu gewähren, so war es doch mein Bestreben, das Buch möglichst frisch zu erhalten und ihm die gesicherten Ergebnisse der Wissenschaft zuzuführen. Als junger Gymnasiallehrer faßte ich angesichts der damals an unsern Schulen gebrauchten reichsdeutschen Geschichtslehrmittel den Plan, meinen Schülern ein Lehrbuch in die Hand zu geben, das nach Stoffauswahl und Geist für uns Schweizer besser passe, nach dem Grundsatz, „ohne besondere Rücksichtnahme auf irgend eine Nationalität den universalhistorischen Standpunkt walten zu lassen und einfach die Höhe- und Wendepunkte in der menschheitlichen Entwicklung darzustellen." Daß ich damit einem Bedürfnis der schweizerischen Mittelschule entgegengekommen bin, beweisen die sieben Auflagen, die den „Bildern aus der Weltgeschichte" zu teil geworden sind. Wenn ich heute nach vierzig Jahren mit einiger Genugtuung auf mein Jugendwerk zurückschaue, das bereits Tausenden von jungen Schweizern den ersten Begriff von Geschichte vermittelt hat, so wird man mir das zu gute halten.

Zürich, Neujahr 1919.

W. O.

Einleitung.

Literatur: a) Allgemeine Geschichte. **L. v. Ranke,** Weltgeschichte, 9 Bde. **Oncken,** Allgemeine Geschichte in Einzeldarstellungen, 44 Bde. **Becker,** Weltgeschichte, 12 Bde. **Schlosser,** Weltgeschichte, 10 Bde. **Weber,** Allgemeine Weltgeschichte, 16 Bde.; Lehrbuch der Weltgeschichte, 4 Bde. **Prutz,** Allgemeine Weltgeschichte, 20 Bde. **Jäger,** Weltgeschichte, 4 Bde. **Schiller,** Weltgeschichte, 4 Bde. **Helmolt,** Weltgeschichte, 9 Bde. Ullsteins Weltgeschichte, herausgegeben von **Pflugk-Harttung,** 6 Bde. **Heyck,** Monographien zur Weltgeschichte. **Springer,** Handbuch der Kunstgeschichte, 5 Bde. **Woermann,** Geschichte der Kunst aller Zeiten und Völker, 3 Bde.

b) Urzeit. **Ratzel,** Vorgeschichte des europäischen Menschen. **Rauber,** Urgeschichte des Menschen, 2 Bde. **Hoernes,** Die Urgeschichte des Menschen. **Forrer,** Urgeschichte des Europäers. **Steinmann,** Die Eiszeit und der vorgeschichtliche Mensch. **Déchelette,** Manuel de l'archéologie préhistorique, 2 Bde. **Schurtz,** Die Urgeschichte der Kultur. **Schrader,** Sprachvergleichung und Urgeschichte. **Hirt,** Die Indogermanen, ihre Verbreitung, ihre Urheimat und ihre Kultur, 2 Bde.

I. Die Urzeit.

1. Aufgabe der Weltgeschichte. — Vorzeiten bot die Welt ein ganz anderes Bild dar als jetzt. Wo sich heute volkreiche Städte erheben und die Felder mit den mannigfachen Erzeugnissen des Ackerbaues prangen, da dehnten sich einst unermeßliche Wälder, Sümpfe und Grassteppen. Wo heute der Bürger unter dem Schutze der Gesetze sich friedlich seiner Arbeit hingibt und sich des Ertrages derselben freut, da lauerte einst der scheue Wilde mit Pfeil und Bogen auf seinen Nachbar, um ihn zu berauben und zu töten. Zahllose Fertigkeiten, Erfindungen, Künste und Wissenschaften, die uns heute selbstverständlich erscheinen, waren einmal unbekannt. Nur allmählich ist die Menschheit dem Zustande der Wildheit entwachsen; von Stufe zu Stufe hat sie sich zu der Gesittung emporgearbeitet, ohne die wir uns das Leben gar nicht mehr denken können. Welche Mittel und Wege sie dahin geführt haben, welche Völker und Menschen dabei besonders tätig gewesen sind, das zu lehren ist die Aufgabe der Weltgeschichte.

2. Die ältere Steinzeit. — Der Ursprung des Menschen ist in tiefes Dunkel gehüllt. Weder die zahlreichen Dichtungen und

Sagen der Völker, noch die Vermutungen der Naturforscher geben uns darüber irgendwelchen befriedigenden Aufschluß. Wohl aber wissen wir, daß Menschen schon gelebt haben, als unsere Erde noch ganz anders aussah, als jetzt. Europa hatte zu der Zeit, wo die Spuren des Menschen deutlicher werden, ein Klima, wie heute Sibirien. Gewaltige Gletscher bedeckten die Täler bis weit hinunter. Mammute und dichtbehaarte Nashörner, riesige Höhlenbären und Renntiere hausten in unseren Gegenden. Tief unter dem jetzigen Boden uralter Höhlen oder am Fuß von Felswänden, unter einer festen Schicht, die sich im Laufe der Jahrtausende aus herabgewitterten Gesteinsstücken gebildet hat, fand man im Verein mit Knochen jener Tiere menschliche Gebeine und von Menschenhand bearbeitete Gerätschaften. Wie aus diesen Überresten hervorgeht, kannte der Mensch damals weder den Gebrauch der Metalle, noch den Ackerbau, noch die Züchtung von Haustieren. Zur Wohnung dienten ihm Höhlen oder Felsüberhänge, die ihm gegen Wind und Wetter einigen Schutz boten, zur Nahrung Waldbeeren, das Fleisch erlegter Tiere und Fische. Sein Dasein war nur der Befriedigung der rohsten Bedürfnisse gewidmet. Und doch hatte er sich schon weit über die anderen Geschöpfe erhoben. Ihm fehlte die Stärke des Löwen, die Schnelligkeit des Hirsches, die Klaue und der Flügel des Adlers; er mußte im Kampfe gegen die Ungeheuer, die ihn umgaben, zur List seine Zuflucht nehmen. So lehrte ihn die dringende Not denken; der natürlichen Verteidigungsmittel beraubt, lernte er künstliche Waffen verfertigen. Diese Waffen waren anfänglich nicht aus Metall; denn das Schmelzen der Gesteine lernte er erst später; lange Zeit vermochte er nicht einmal das Feuer willkürlich zu erzeugen. Feuersteinknollen, Holz, Renntiergeweih und Knochen waren das Material, aus dem er seine Messer, Bogen, Lanzen und Pfeilspitzen schuf. Aber schon war der Sinn für das Schöne in seiner Seele erwacht. Er zierte seine Geräte, indem er Ornamente und selbst Bilder des Mammuts, des Renntiers und anderer Geschöpfe darauf einritzte. Die Zeit, wann diese „Höhlenmenschen" gelebt haben, läßt sich nur vermutungsweise bestimmen. Man hat berechnet, daß seit dem Ende dieser ältern Steinzeit 15000 bis 20000 Jahre verflossen sind.

3. Die Nomaden. — Allmählich nahm die Oberfläche der Erde die Gestalt an, wie sie im ganzen und großen noch heute besteht. In unseren Gegenden machte die eisige Kälte milderen Lüften Platz, die Gletscher zogen sich zurück, an ihre Stelle traten schöne Seen und fruchtbare Flußtäler; die Mammute und Nashörner verschwanden, das Renntier wich in den hohen Norden. Wie der Mensch sich zu dieser Umwälzung verhielt, darüber gibt uns keine Schrift, kein Anzeichen Kunde. Aber wie er in dem neuen Zeitalter der Erde wieder auftaucht, finden wir ihn schon nicht mehr auf der früheren niedrigen Stufe. Noch immer waren zwar seine Waffen und Geräte aus Stein, aus Horn, Knochen und Holz. Aber schon hatte er in der Verfertigung derselben bedeutende Geschicklichkeit gewonnen. Schon hatte er Tiere zähmen gelernt, wie den Hund, das Schaf, die Ziege, das Schwein, das Rind; von der bloßen Jagd und dem Fischfang war er zur Aufzucht dieser nützlichen Geschöpfe geschritten. Solange er jedoch den Ackerbau nicht kannte, konnte er nur so lange an einem Orte bleiben, bis seine Herden alles Gras abgeweidet hatten. Dann zog er weiter, um dasselbe Tagwerk an einem anderen Orte wieder anzufangen. So führte er ein Hirten- oder Nomadenleben. Noch jetzt gibt es im Innern Asiens Hirtenvölker, die nicht einmal verstehen, das Gras zu dörren, um ihre Herden im Winter zu ernähren. Daher ziehen sie als Nomaden im Sommer auf den Bergen und Hochländern herum und im Winter in der Tiefebene, Gras- und Krautwuchs für ihre Tiere erspähend.

4. Die jüngere Steinzeit (6000—2000 v. Chr.). — Auf solche Weise hatte der Mensch gelebt, bis ein glücklicher Zufall in fruchtbarer Gegend ihm den Gedanken eingab, den Boden aufzureißen, die Samen gewisser nützlicher Gewächse anzusäen und so nach Willkür der Erde Unterhalt für sich und seine Herden abzugewinnen. So wurde er zum Ackerbauer. Nun trieb ihn das Bedürfnis nach Nahrung nicht mehr von einem Orte zum anderen; er zog daher den Aufenthalt in festem Wohnsitze dem beschwerlichen Herumwandern vor. Um sich vor räuberischen Nachbarn zu schützen, legte er seine Wohnung anfänglich mit Vorliebe auf dem Wasser an. Er rammte Pfähle in einiger Entfernung vom Ufer in den Fluß- oder Seeboden;

die aus dem Wasser hervorragenden Enden derselben verband er mit Querbalken und belegte diese mit dicht aneinander gereihten Knüppeln. Auf diesen Boden baute er dann seine Holzhütte. Mit dem Lande verkehrte er durch Kähne oder bewegliche Stege. In unseren Schweizerseen und Torfmooren hat man die Überreste dieser uralten Pfahlbauten zuerst entdeckt. Bald erkannte man Spuren derselben überall von Frankreich bis nach Rußland; auf den ostindischen Inseln und Neuguinea, im Innern Afrikas und Amerikas findet man noch jetzt solche Wasserdörfer. Das Leben der Pfahlbauer war schon ein weit behaglicheres, höherstehendes als das der Höhlenmenschen und Nomaden. Das Getreide gewährte ihnen eine leicht zu gewinnende und aufzubewahrende Nahrung; andere Pflanzen lieferten Fasern, welche sie zu künstlichen Geweben verarbeiteten, die ihnen statt der Tierfelle zur Bedeckung dienten. Schon waren auch die menschlichen Gefühle lebhafter und inniger. Man trug Sorge für würdige Bestattung der dahingeschiedenen Lieben. Um die Stätte zu kennen, wo sie den ewigen Schlaf schliefen, wurden etwa große Erdhaufen über der Leiche aufgeschichtet und dieser ihre Waffen und Schmucksachen mitgegeben. Oder es wurden auch gewaltige Steinblöcke senkrecht aufgestellt, andere in Tischform darüber gelegt, darunter die Leichen geborgen und oft das Ganze mit Erde bedeckt. Noch sind solche Steingräber, Dolmen genannt, in Frankreich, England, Skandinavien, Nordafrika und anderwärts vorhanden und erregen durch ihre Größe Bewunderung.

5. Bronze- und Eisenzeit. — Allmählich lernte man auch das Schmelzen der Erze und ihre Bearbeitung. So verdrängten Geräte und Waffen aus Metall die steinernen oder knöchernen, bei den einen Völkern früher, bei anderen später. Bis vor kurzem gab es in Amerika und Australien Wilde, welche die Metalle noch nicht kannten. In Asien und Europa gebrauchte man am frühesten das Kupfer; dann erkannte man, daß das Kupfer durch eine Beimischung von ungefähr 10 Prozent Zinn viel zäher und zugleich schmelzbarer wird. Die meisten Metallgeräte, die in unseren Pfahlbauten und Gräbern sich gefunden haben, sind aus diesem Mischmetalle, der Bronze. Man spricht daher im Gegensatz zu dem voraufgegangenen Steinzeitalter von einer

Bronzezeit. Erst später tauchte bei uns das verbreitetste und nützlichste Metall auf, das Eisen, dessen Gewinnung aus dem eisenhaltigen Gestein viel schwieriger war, als die des Kupfers. Im Besitze der unendlich vollkommeneren metallenen Geräte wurde der Mensch erst recht Meister über die Natur. Die früher nur oberflächlich gestreifte Erde durchwühlte er jetzt mit der Hacke oder einer Art Pflug. Mit der Axt lichtete er die Urwälder und zimmerte er Boote. Das Schwert, der Dolch, die Lanze aus Metall waren furchtbarere Waffen als alle bisherigen. So gewaffnet durfte der Mensch es wagen, seine Seedörfer zu verlassen und sich auf dem Lande anzusiedeln. Da, wo die eigentliche Geschichte beginnt, d. h. von dem Augenblicke an, da ein Volk so gebildet war, daß es von seinen eigenen Erlebnissen und Taten oder denen seiner Nachbarn Aufzeichnungen machte, finden wir die Menschheit in Landwohnungen, im Besitze metallener Geräte und, wo es wenigstens der Boden zuläßt, vornehmlich mit Ackerbau beschäftigt.

6. Wanderungen. — Menschen finden sich auf der ganzen Erde, so weit sie überhaupt bewohnbar ist. Ob dies aber von Urzeiten her so gewesen ist oder ob sich das Menschengeschlecht von einem Punkte aus allmählich verbreitet hat, läßt sich nicht mehr ausmachen. Doch haben sich nachweislich einzelne Völker von ihrer ursprünglichen Heimat aus über weite Länderstrecken ausgebreitet und dadurch einer Reihe von neuen, untereinander verwandten Nationen die Entstehung gegeben. Noch heute verlassen Leute ihr Vaterland, um in fremden Ländern ihr Glück zu suchen. Siedeln sich solche mit ihren Familien in unbewohnten oder nur von Wilden bewohnten Gegenden an, so entstehen durch diese Einwanderungen neue Städte, neue Staaten, die man Kolonien nennt. So haben die Engländer Nordamerika und Australien, die Spanier und Portugiesen Mittel- und Südamerika bevölkert. In früheren Zeiten aber wanderten oft nicht bloß einzelne Familien, sondern ganze Scharen, ja ganze Völker aus. Besonders waren Berg- und Wüstenvölker zu solchen Wanderungen geneigt, sei es, daß die kärgliche Fruchtbarkeit des Bodens der anwachsenden Menge nicht mehr hinreichende Nahrung bot, sei es, daß die Unbilden des Klimas in ihnen Sehnsucht nach schöneren, lieblicheren Gegenden

weckten. Da bedurfte es oft nur eines geringfügigen Anlasses, nur eines mutigen, beredten Führers, um entweder das ganze Volk oder doch große Teile desselben zum Auszug und zur Eroberung hinzureißen. So bewog Orgetorix die Helvetier, ihr rauhes Alpenland zu verlassen; so wälzten sich die Deutschen aus ihren nebligen Urwäldern über den Rhein und die Alpen in die herrlich angebauten Provinzen des Römerreiches hinein; so sind die Hunnen und andere Völker Innerasiens aus den Steppen am Kaspischen Meere und dem wüsten Hochlande der Mongolei in Europa eingebrochen.

7. Indogermanen und Semiten. — Andere solche Völkerwanderungen haben stattgefunden in grauer Vorzeit. Kein Buch, keine Inschrift gibt uns davon Kunde, kaum, daß sich lose Sagen davon erhalten haben. Aber ein untrügliches Zeichen sagt uns, daß sie geschehen sein müssen, das ist die Verwandtschaft der Sprachen von Völkern, die jetzt weit auseinander wohnen. Wenn der Inder, der Perser, der Grieche, der Römer, der Kelte, der Deutsche, der Slawe sozusagen das gleiche Wort für Vater, Mutter, Bruder und viele andere Dinge haben, so kann das nicht ein Werk des Zufalls sein.[1]) Alle diese Nationen müssen einst eine Sprache gesprochen haben; sie müssen von einem Hirtenvolk abstammen, das seinen Sitz entweder im Innern Asiens oder im Osten Europas hatte. Da machten sich denn in uralter Zeit Scharen dieses Volkes auf und wanderten nach Westen, bis zuletzt fast ganz Europa mit seinen Inseln und Halbinseln von den Einwanderern besetzt und die Urbevölkerung von diesen unterworfen, ausgerottet oder in abgelegene Gebirgsländer zurückgedrängt war. Andere Zweige desselben Volkes verbreiteten sich im Hochlande Iran, und noch andere ließen sich in den weiten Ebenen Indiens, am Indus und am Ganges, nieder. Nur so erklärt es sich, daß wir heutzutage in Indien und Iran, in Griechenland, Italien, Spanien, in Frankreich, Großbritannien, Deutschland, Skandinavien und Rußland Völker finden, die alle

[1]) So lautet z. B. das Wort „Mutter" auf altindisch matr, auf altpersisch matar, griechisch meter, lateinisch mater, altirisch mathir, litauisch mote. Die Verwandtschaft dieser Ausdrücke springt namentlich in die Augen, wenn man die semitischen Worte für Mutter damit vergleicht: hebräisch em, arabisch ummum, syrisch emo.

einander verwandte Sprachen sprechen. Wir nennen sie daher alle zusammen die indogermanische Völkerfamilie. — In ähnlicher Weise hat sich noch ein anderes Volk in der Urzeit ausgebreitet, dessen Heimat wahrscheinlich die arabische Wüste war. Vor vielen Jahrtausenden wanderte ein Teil desselben über die Landenge von Suez ins Niltal ein und verschmolz sich da mit einer ältern Bevölkerung zu dem Volk der Aegypter. Weit später ließen sich andere Stämme am Euphrat und Tigris, in Syrien und Palästina nieder und teilten sich in die verschiedenen Nationen der Babylonier, Assyrer, Syrer, Phönizier, Juden. Man faßt diese mit den in der Heimat gebliebenen Arabern zusammen unter dem Namen der Semiten, da die Bibel Sem, einen Sohn Noahs, als ihren Stammvater bezeichnet. Die semitischen Sprachen, das Hebräische, Arabische usw., sind unter einander wieder so nahe verwandt, daß man sie fast Dialekte ein und derselben Sprache heißen könnte; ihnen am nächsten steht das Aegyptische. — Gerade die aus diesen beiden Urvölkern, dem indogermanischen und dem semitisch-ägyptischen, hervorgegangenen Nationen sind es, die sich durch ihre Anlagen vor den übrigen auszeichneten, und mit ihnen beschäftigt sich die Weltgeschichte vorzugsweise. Denn nicht die Schicksale aller Völker erzählt diese. Wer kümmert sich um die Geschichte der Hottentotten oder der Australneger? Der Platz in der Weltgeschichte ist ein Ehrenplatz, der nur den Menschen und Völkern zuteil wird, die sich in irgend einer Weise ausgezeichnet, die dazu beigetragen haben, die Menschheit von Stufe zu Stufe höher zu heben.

II. Der Staat.

Bluntschli, Lehre vom modernen Staat, 3 Bde. **Mohl**, Staatsrecht, Völkerrecht und Politik.

1. Das Wesen des Staates. — Der Mensch ist seiner Natur nach ein geselliges Geschöpf. Das herrlichste Geschenk, das ihm die Schöpferkraft verliehen, die Sprache, zeigt, daß sie ihn auch vor allen anderen Geschöpfen dazu bestimmt hat, in Gesellschaft zu leben. Selbst die rohesten Wilden leben nicht vereinzelt, sondern zu Stämmen oder Horden vereint, die einen Häuptling als Richter oder Anführer im Kriege anerkennen. Wenn der Stamm sich festsetzt, wenn er ein Land dauernd in Besitz nimmt, um es an-

zubauen, so entsteht ein Staat. Denn zu einem Staate gehören nicht nur Menschen, sondern auch ein Land. „Das Land ist für den Staat, was der Herd für die Familie; es ist der feste Vereinigungspunkt des Volkes, es liefert ihm zugleich seine Nahrung, seine Wohnung und alle Quellen seiner gesellschaftlichen Genüsse. Ans Land heftet sich deshalb auch das Gemüt der Bewohner; es erwächst das Heimatsgefühl, die Vaterlandsliebe, und wenn wir in der deutschen Sprache den bedauernswürdigsten Zustand bezeichnen wollen, so gebrauchen wir das Wort „Elend", was ursprünglich Verlust des Landes bedeutet."[1]) Unter „Staat" verstehen wir also die dauernde Verbindung der Bewohner eines Landes, zum Zwecke, gemeinsam sich gegen äußere Feinde zu schirmen, im Innern Recht und Ordnung zu handhaben und überhaupt alles zu fördern, was zur gemeinsamen Wohlfahrt beiträgt. Großartiges leistet diese feste Vereinigung der Menschen. Vereinzelt stünden wir wehrlos dem anstürmenden Feinde gegenüber; ohne den Schutz der Gesamtheit wäre unser Leben dem Mörder, die Frucht unserer Arbeit dem Räuber preisgegeben; in beständiger Angst um unser und unserer Lieben Haupt, um unser Eigentum müßten wir jeden neuen Tag mit Zittern und Zagen erwarten. Wo wären endlich ohne den Staat alle jene Werke, deren Vollendung die Kräfte der Einzelnen weit übersteigt, wo die Straßen, die über schneebedeckte Gebirge führen, wo die Brücken, die die breitesten Ströme überspannen, wo die Schulen jeder Art, in denen wir uns zum friedlichen Lebenskampfe stählen, wo die Krankenhäuser, in denen auch der Arme sorgsame und fachkundige Pflege findet! Ohne den Staat wäre gar kein gesittetes Leben denkbar; die Menschen wären stets Wilde geblieben, die sich, wie Raubtiere, gegenseitig auflauern, berauben und töten würden. Daher ist selbst der schlechteste Staat besser als gar keiner (Anarchie, Faustrecht). Da uns aber der Staat so viel bietet, sind wir ihm auch Pflichten schuldig. Er verlangt, daß wir im Notfalle für ihn unser Leben einsetzen, daß wir die nötigen Mittel zu seiner Erhaltung aus unserem Eigen abtreten und daß wir seinen Gesetzen und Verordnungen

[1]) Dubs, Das öffentliche Recht der Eidgenossenschaft, S. 13.

Gehorsam leisten. Als Mitglied des Staates wird der Mensch zum Bürger. Doch ist nicht jeder, der im Gebiete eines Staates sich aufhält, ohne weiteres dessen Bürger. Nur, wer ein aufrichtiges Interesse am Gedeihen desselben hat, soll zu den wichtigen Handlungen, zu denen zumal der Bürger einer Republik berufen ist, berechtigt sein. Daher wird die Aufnahme in den Staat, die Erteilung des Bürgerrechtes überall an gewisse Bedingungen geknüpft, vor allem an längeren Aufenthalt im Lande.

2. Die Staatsregierung. — Vielerlei sind die Aufgaben des Staates. Da muß dafür gesorgt werden, das sich das Land in ordentlichem Verteidigungszustande befinde nach außen, daß im Innern Ordnung und Recht gehandhabt werde, daß Leben, Gesundheit und Eigentum der Staatsangehörigen geschützt seien, daß in Streitfällen zwischen ihnen Gerichte unparteiisch entscheiden, daß Verbrechen bestraft, daß die Verkehrswege in gutem Stand gehalten, daß auch die edleren Interessen der Menschheit, ihre Heranbildung zum Guten, Wahren und Schönen gepflegt werden. Und damit dabei nicht Willkür und Laune herrsche, müssen bestimmte Regeln für alles, Gesetze und Verordnungen aufgestellt und gehandhabt werden. Diese Aufgaben erfüllen heißt den Staat lenken, regieren, und dazu braucht es die ganze und volle Kraft gewisser Personen, es muß im Staate eine Regierung geben. Damit die Gesetze nicht toter Buchstabe bleiben, damit jedermann sich denselben füge, bedarf es der Staatsgewalt, des Rechtes, die Widerspenstigen zu zwingen und zu bestrafen. Indem die Völker diese Gewalt in die Hände einzelner Menschen legen, geben sie diesen gleichsam Macht über sich, sie erkennen sie als Obrigkeit an.

3. Staatsformen und Verfassung. — Je nach der Art der Regierung unterscheidet man verschiedene Staatsformen. Ist die Staatsgewalt einem Einzigen auf Lebenszeit überlassen, so heißt der Staat eine Monarchie, d. i. Alleinherrschaft. Wenn sie dagegen durch ein nur auf bestimmte Zeit gewähltes Oberhaupt oder durch mehrere ausgeübt wird, so bildet er eine Republik. Die Republik ist eine Aristokratie oder Adelsherrschaft, wenn die Staatsämter nur einer Minderzahl von Bürgern, den Angehörigen eines gewissen Standes oder Ortes zugänglich sind, während die Masse

davon ausgeschlossen bleibt. Sie ist aber eine Demokratie oder Volksherrschaft, wenn alle Bürger zu den Staatsämtern gelangen können, oder wenn das Volk die Entscheidung über die wichtigsten Angelegenheiten des Staates selbst in der Hand behält. Wird die Regierungsform durch ein Gesetz geordnet und bestimmt, so heißt dies das Grundgesetz oder die Verfassung des Staates.

4. Die Monarchie. — In der Monarchie steht ein lebenslänglicher Herrscher an der Spitze, Fürst, König, in großen Reichen auch Kaiser genannt. Gewöhnlich umgibt sich der Monarch mit Ministern, d. i. Dienern, Gehilfen, die ihm im Regieren beistehen. Wird nach dem Ableben eines Herrschers der neue gewählt, so ist der Staat eine Wahlmonarchie. Indessen ließen es die Völker meist geschehen, daß die Würde ohne Wahl vom Vater auf den Sohn oder den nächsten Verwandten überging, so daß sie in einer bestimmten Familie erblich wurde. So entstand die gewöhnliche Form der Monarchie, die Erbmonarchie. Der königlichen Familie wird hohe Verehrung zuteil; der König selbst umgibt sich mit Abzeichen besonderer Würde, mit strahlender Pracht, und die Völker sehen in ihm die Verkörperung des Staates, gleichsam ein Abbild der göttlichen Majestät; ihm gegenüber werden die Bürger zu Untertanen. Geschieht es, daß der Herrscher seine gewaltige Stellung zum Schaden seiner Untertanen mißbraucht, so wird er zum Despoten. Die Despotie ist die Ausartung der Monarchie. Aufstände, Bürgerkriege, Staatsumwälzungen oder Revolutionen sind ihre gewöhnlichen Folgen. — Ist der König an keinen anderen Willen gebunden als an den seinen, kann er die Gesetze nach Belieben handhaben und ändern, so ist er unumschränkter oder absoluter Monarch. Aber in alter und neuer Zeit haben die Völker die Macht der Könige zu beschränken gesucht. Gegenwärtig gibt es in den meisten Monarchien Versammlungen, die dem Herrscher zur Seite stehen und ihm Gesetze vorschreiben, nach denen er zu regieren hat. Solche Versammlungen heißt man „Reichstag" oder nach einem in England entstandenen Namen „Parlament" oder auch „Kammern". In Ländern, wo es einen Adel gibt, hat dieser einen Teil des Parlamentes, das „Ober- oder Herrenhaus" inne; der vom Volke gewählte Teil heißt das „Unter- oder Abgeordneten-

haus". Die beschränkte Monarchie heißt auch konstitutionelle, d. i. verfassungsgemäße Monarchie, wenn die Macht des Herrschers durch ein Grundgesetz, durch eine Verfassung (französisch constitution) eingeschränkt ist.

5. Die Aristokratie. — In der Aristokratie (wörtlich „Herrschaft der Besten") teilen sich mehrere Familien in die höchsten Staatsämter, aber die große Mehrzahl der Bürger ist davon ausgeschlossen. Jene bevorzugten Familien bilden dann einen Adel oder ein Patriziat nach einem römischen Ausdruck. Für eine schlechte, ihre Gewalt mißbrauchende Aristokratie gebraucht man den Namen Oligarchie, d. h. Herrschaft einiger Weniger.

6. Die Demokratie. — In der Demokratie gilt als Grundsatz, daß die höchste Gewalt der Gesamtheit der Bürger, dem Volke zukomme. Freilich versteht es sich, daß die Bürger, die mit ihrer Hände Arbeit sich den täglichen Unterhalt erwerben müssen, weder Muße noch Zeit haben, die Regierung selbst zu besorgen. Eine „reine" Volksregierung oder Demokratie ist demnach nicht wohl möglich. Das Volk behält sich daher höchstens die wichtigsten Dinge vor, wie die Entscheidung über Krieg und Frieden, Bestätigung oder Verwerfung der bedeutendsten Gesetze; sonst aber betraut es mit der Erledigung der Staatsgeschäfte Männer aus seiner Mitte, denen es sein Zutrauen schenkt. So entsteht die durch „Stellvertreter" (Repräsentanten) ausgeübte Volksherrschaft oder die Repräsentativdemokratie. Gewöhnlich wählt das Volk eine Behörde, um über Gesetze und überhaupt über alles zu beraten und zu beschließen, was zum Wohle des Ganzen dient. Das ist die gesetzgebende Behörde, die, weil man es für gut hält, daß beim Beraten möglichst viele Meinungen geäußert werden, immer mehr oder weniger zahlreich an Mitgliedern ist (Großer Rat). Doch tritt diese Behörde nur zeitweilig zusammen und ihre Mitglieder können inzwischen ihren Privatgeschäften nachgehen. Eine zweite Behörde hat die Vorarbeiten zu den Gesetzen und Beschlüssen und ihre Vollziehung zu besorgen; das ist die vollziehende Behörde (die Exekutivgewalt) oder die Regierung im engern Sinne. Weil es bei der Vollziehung der Gesetze mehr auf Kraft und Schnelligkeit ankommt, und allzuviel Köpfe und Meinungen dabei nur hindernd in

den Weg treten würden, so wird diese Behörde gewöhnlich nur aus wenigen Personen bestellt (Kleiner Rat, Regierungsrat, Staatsrat); aber diese wenigen müssen ihre ganze Zeit und Tätigkeit dem Staate widmen. Für das Rechtsprechen, das viel Zeit und ein eindringendes Wissen der Gesetze erfordert, besteht endlich eine dritte Art Behörde, die Gerichte. Je mehr Arbeit im Staate das Volk sich selber vorbehält, desto mehr nähert sich die Repräsentativdemokratie der reinen Volksherrschaft, so daß man häufig z. B. die Landsgemeindekantone der Schweiz reine Demokratien nennt. Auch die Demokratie kann ausarten, wenn sie zur Ausbeutung der Wohlhabenden durch die Masse, zur Ochlokratie oder Pöbelherrschaft wird.

7. Bildung größerer Staaten. — Im Anfange, da die Staaten durch Niederlassung eines einzigen Stammes entstanden, waren sie klein und umfaßten gewöhnlich nur eine einzige Gemeinde, die, wenn Mauern sie zum Schutze umwallten, Stadt genannt wurde, mit dem zur Ernährung nötigen Felde. Die Bewohner der nächsten Gemeinde waren schon Fremde und nur allzu häufig auch Feinde. Grenzstreitigkeiten, Zwiste einzelner Bürger genügten, um einen wilden Haß zwischen Nachbargemeinden hervorzurufen, der sich von Geschlecht auf Geschlecht vererbte. Noch heute überfallen sich im Innern Afrikas die Bewohner benachbarter Dörfer gegenseitig, verbrennen sich die Behausungen, rauben die Vorräte, morden einander oder schleppen die Unterworfenen als Sklaven mit fort. So war es ursprünglich allerwärts. Der Krieg war die Regel, der Friede die Ausnahme. Tapferkeit, Stärke, Schlauheit galten als die Haupttugenden, mochte noch so viel Roheit und Grausamkeit damit vereint sein. Als göttergleiche Helden wurden diejenigen verehrt, die am meisten Feinde hingeschlachtet hatten. Doch war glücklicherweise das Bedürfnis nach Handel, d. h. nach Austausch der Landeserzeugnisse, da. Dieser bahnte allmählich ein friedlicheres Verhältnis zwischen den Nachbarn an. Kam der Fremde unbewaffnet, um Handel zu treiben, so empfing man ihn als Gastfreund, das Gastrecht war heilig. Die Nachbargemeinden kamen zur Erkenntnis, es wäre besser, die Fehden zu lassen; ja, sie verbanden sich zuweilen zum Zwecke der besseren Verteidigung, der Sicherheit ihres Verkehrs zu einem Bunde, einer Eidgenossenschaft. So

wuchsen die Stämme zu Nationen, die Gemeinden zu Reichen zusammen. — Die meisten größeren Staaten sind freilich auf anderem Wege entstanden, auf dem der Eroberung. Ein Stamm zeichnete sich aus durch seine wilde Tapferkeit; er fiel über seine Nachbarn her und begnügte sich nicht damit, sie zu plündern und einzelne als Sklaven wegzuschleppen, sondern er nahm auch das Land der Unterjochten als sein Eigentum in Anspruch und schlug es zu seinem Gebiete.

8. Stände. — So entstanden durch die Eroberung zwei Klassen: die Sieger beschäftigten sich vorzugsweise mit der Verteidigung ihrer Herrschaft, mit dem Krieg, sie waren das Herrschervolk, der Adel. Aus ihrer Mitte gingen die Könige hervor und die Diener der Götter, die Priester. Die Unterworfenen dagegen beschafften das tägliche Brot: sie weideten das Vieh als Hirten, sie bebauten den Boden als Ackerbauer oder verfertigten Geräte als Handwerker oder trieben Handel als Kaufleute. Unter den Unterworfenen stellten sich wiederum die einen besser als die anderen, und auch sie sonderten sich wieder in verschiedene Klassen oder Stände. Wurden die einzelnen Volksklassen scharf von einander geschieden, war es durch die Gesetze und Vorurteile geradezu unmöglich gemacht, aus einem Stand in den anderen überzutreten, so wurden die Stände zu geschlossenen Kasten, wie es z. B. in Indien der Fall war.

9. Bedeutung der großen Staaten. — Mögen nun die größeren Staaten entstanden sein durch Verbrüderung oder Eroberung, immer waren sie ein großer Fortschritt für die Menschheit. Solange die einzelnen Gemeinden sich feindlich gegenüberstanden, solange keine höhere Gewalt sie zwang, ihre Streitigkeiten friedlich zu schlichten, ging das Dasein des Menschen ganz im Kampf und in der Sorge um Leib und Leben auf. Ein gesichertes Dasein, die Entwicklung von Handel und Gewerbe, die Beschäftigung mit Kunst und Wissenschaft war nicht möglich. Erst als in großen Gebieten Friede und Sicherheit herrschten, da konnte der Kaufmann friedlich seines Weges ziehen, der Arbeiter hoffen, die Früchte seiner Anstrengung zu genießen. Da erst konnte sich Reichtum entwickeln und infolge des Reichtums Muße zur Erhebung über die Sorge um Speise und Trank. Da begann man die Sitze der Götter, die Paläste der Großen zu schmücken mit den Gebilden

der Kunst; da gab es Leute, die aus Freude an der Natur, die sie umgab, diese zu erforschen anfingen, und es entstand die Wissenschaft. Da endlich gab es auch Leute, die dachten, daß die Ereignisse ihrer Zeit zur Belehrung nachfolgender Geschlechter dienen könnten, und die sich die Mühe gaben, sie aufzuzeichnen. Erst damit beginnt die eigentliche Geschichte. Da aber aus dem Gesagten hervorgeht, daß der Staat das Wichtigste und Beste ist, was die Menschen haben, die Grundlage von allem Edlen und Schönen, so ist es erklärlich, warum die Geschichte vorzüglich mit dem Schicksale der Staaten, mit ihrem Entstehen und Vergehen, mit ihrer Blüte und ihrem Dahinwelken sich beschäftigt.

Erster Teil.

Alte Geschichte.

(4. Jahrtausend vor bis 476 nach Christus.)

A. Das Morgenland.

Literatur: **Duncker**, Geschichte des Altertums, Bd. 1—4. **Ed. Meyer**, Geschichte des Altertums, Bd. 1 und 2. **Justi**, Geschichte der orientalischen Völker im Altertum. **Maspéro**, Histoire ancienne des peuples de l'Orient, 3 Bde., übersetzt von **Pietschmann**, Geschichte der morgenländischen Völker im Altertum. **Hommel**, Geschichte des alten Morgenlandes (Sammlung Göschen); derselbe, Grundriß der Geschichte des alten Orients. **Tiele**, Geschichte der Religionen im Altertum, 2 Bde. **Lehmann, Erman, Bezold, Oldenberg** u. a., Die orientalischen Religionen (**Hinneberg**, die Kultur der Gegenwart). **Perrot et Chippiez**, Histoire de l'art dans l'antiquité, 8 Bde.

I. Aegypten. Geographie und Geschichte.

Wiedemann, Aegyptische Geschichte, 2 Bde.; Geschichte des alten Aegyptens. **Dümichen-Meyer**, Geschichte des alten Aegyptens (Onckens Allgemeine Geschichte). **Steindorf**, Blütezeit des Pharaonenreiches. **Erman**, Aegypten und ägyptisches Leben im Altertum, 2 Bde. **Breasted**, History of Egypt.

1. Das Land. — Zum Entstehen großer Reiche waren weite Tiefebenen oder große Flußtäler am besten geeignet, weil da keine natürlichen Hindernisse die Bewohner trennten. Ein solches Tal bildet der Nil. Aus gewaltigen Seen im Herzen Afrikas entströmend, hat sich der mächtige Strom durch die Wüste Sahara einen Weg ins Mittelmeer gebahnt und eine tiefe Spalte in dieselbe eingeschnitten. So zieht sich jetzt ihm entlang eine schmale, aber ungeheuer lange Oase, die zu beiden Seiten von Felswänden begrenzt wird. Der südliche höhere Teil, jetzt Nubien genannt, hieß im Altertum Aethiopien. Über Stromschnellen und Wasserfälle stürzt der Nil nordwärts in das tiefer gelegene Aegypten hinunter. Noch ist er manche Meile vom Meere entfernt, da beginnt er sich zu teilen, und das Tal dehnt sich zu weiter Fläche, die von zahllosen Flußarmen und Kanälen durchschnitten wird. Das ist das Delta,[1]) eine Ebene, entstanden durch die Schlammassen, die der Strom alljährlich bis vor seine Mündung wälzt. Aber ganz Aegypten ist gewissermaßen ein „Geschenk des Nils". Da

---

[1]) Die beiden äußersten Flußarme umschließen eine Fläche Landes, die dem griechischen Buchstaben Δ (Delta) ähnlich sieht, daher der Name.

beinahe kein Regen fällt und es im ganzen Lande kaum einen Brunnen gibt, so ist er die einzige Wasserquelle desselben. Er liefert jedoch nicht nur das lebenspendende Wasser, er bringt Aegypten auch die fruchtbare Erde. Alljährlich um die Zeit des längsten Tages fängt seine Flut an zu steigen, von gewaltigen Regengüssen in seinen Quellländern geschwellt. Immer majestätischer wälzen sich seine Wogen dahin; die ganze Natur, noch eben von der Glühhitze des Sommers versengt, belebt sich; Menschen und Tiere erfrischen sich in den erquickenden Wassern. Drei Monate dauert das Steigen; zur Zeit der Tag- und Nachtgleiche bildet das Niltal einen einzigen großen See, und nur noch die erhöht angelegten Städte und Dörfer, die schmucken Palmen ragen aus dem nebligen Meere. Dann fällt der Strom, und am kürzesten Tage hat er wieder seinen gewöhnlichen Stand erreicht. Auf dem Lande aber ist ein fetter Schlamm zurückgeblieben, auf dem sich das üppigste Pflanzenleben entwickelt. Dieser jährlich wiederkehrenden Überschwemmung verdankt Aegypten seine unerschöpfliche Fruchtbarkeit. Getreide jeder Art und Baumwolle gedeihen, Feigenbäume und Palmen schmücken das Land, und auf den Gewässern wiegt sich der Papyrusschilf und die Lotosblume. Die wilden Tiere zu Wasser und zu Lande, Krokodile, Flußpferde, Schakale und Löwen weichen immer mehr nach Süden; dafür nährt Aegypten zahllose friedliche Herden.

2. Städte. — Seit vielen Jahrhunderten beherbergt daher das Niltal eine dichte Bevölkerung. Aber das heutige Aegypten ist nur noch ein Schatten gegen das alte. Tal und Delta waren einst mit Städten gleichsam übersäet. Wo das Delta anfängt, zur Linken des Nil, lag Memphis, die älteste Hauptstadt des Landes. Eine halbe Tagereise war ihr Umfang; aus ihren Ruinen bauten die Araber auf der andern Seite des Flusses die heutige Hauptstadt Kairo. Jetzt ist unter dem Wüstensande und dem Nilschlamme fast jede Spur von Memphis verschwunden; nur die Gräber seiner einstigen Bewohner sind unvergänglich, vor allem die gewaltigen Königsgrüfte, die Pyramiden, die sich in der Nähe der Stadt am Rande der Wüste erhoben. Was Memphis für Unterägypten, war Theben für den obern südlichen Teil des Landes. Auch das war eine Riesenstadt. Zu beiden

Seiten des Flusses erstreckte sie sich durch die ganze Breite des Tales, hunderttorig, voller Paläste und Tempel, noch jetzt ein Wald von ragenden Säulen, Obelisken, Riesenstatuen, eingestürzten Wänden, die großartigste Trümmerstätte der Welt.

3. Inschriften. — Lange kannte man die Geschichte Aegyptens nur aus den Sagen, welche die Griechen, insbesondere der Geschichtschreiber Herodot, von den Einwohnern des Landes gehört hatten. Wohl fand man, als durch den Feldzug Napoleons das Niltal der wissenschaftlichen Erforschung erschlossen wurde, unter den Ruinen ganze Wände mit einer seltsamen Schrift bedeckt, die aus flüchtigen Bildern von allerlei Gegenständen bestand, den sog. Hieroglyphen, und in den Särgen und Totenkammern zahlreiche beschriebene Papierrollen; aber niemand vermochte sie zu lesen. Erst 1882 gelang es dem genialen Franzosen Champollion mit Hülfe einer Inschrift, die in ägyptischer und griechischer Sprache und Schrift abgefaßt war, die ägyptische Schrift in der Hauptsache zu entziffern und zum Verständnis der Sprache vorzudringen. Mit Erstaunen entdeckte man, daß manche der Inschriften und Papierrollen Verzeichnisse der ägyptischen Könige und Erzählungen enthielten, welche diese von ihren eigenen Taten geben. So kennen wir jetzt aus den Denkmälern der Aegypter selber ihre wirkliche Geschichte, die von den Sagen der Griechen sehr verschieden ist.

4. Altes Reich. Menes (um 3300 v. Chr.), Cheops, Chephren und Mykerinos (um 2800 v. Chr.). — Noch hausten die Völker Europas als Wilde in ihren Wäldern, als die Bewohner des Nillandes schon anfingen, die Moräste des Deltas zu entsumpfen, den Lauf ihres Stromes durch Deiche zu regeln und durch Kanäle das befruchtende Wasser desselben in die entferntesten Winkel ihres Tales zu leiten. Ursprünglich zerfiel Aegypten in viele kleine Staaten. Allmählich aber verschmolzen sich diese zu größern, bis um 3300 v. Chr. ein König aus Oberägypten, namens Menes, das ganze Land unter sein Zepter brachte. Er soll Memphis erbaut und es zur Hauptstadt des neugegründeten Reiches erhoben haben. Sein Grab, ein stattlicher Ziegelbau, ist kürzlich in Oberägypten gefunden worden. Am bekanntesten unter Menes' Nachfolgern sind die Könige, die um

2800 v. Chr. die drei größten Pyramiden bei Memphis erbauen ließen. Hoch über dem Nil, auf einem öden Felsplateau, hart am Wüstenrand erheben sich diese, nach ihrer Bestimmung nichts als ungeheure steinerne Grabhügel von regelmäßiger Form, ganz aus gewaltigen Granit- oder Kalksteinquadern gebaut, mit unbedeutenden Höhlungen im Innern, die zur Aufnahme der königlichen Särge dienten. Die größte ist das gewaltigste Bauwerk der Welt, höher als der Turm des Straßburger Münsters; mit ihren Steinen könnte man eine 2 m hohe Mauer 1000 Stunden weit ziehen. Der König, der sie erbaute, hieß Cheops. Gleich im Anfange seiner Herrschaft wurde damit begonnen. Zehn Jahre brauchte es, bis nur die Straßen gemacht und die sonstigen Vorbereitungen getroffen waren, um die Steinblöcke, die auf der anderen Seite des Nil gebrochen wurden, zur Stelle zu schleppen. An der Pyramide selber wurde zwanzig Jahre gebaut und zwar auf folgende Weise: Zuerst wurde eine kleinere Pyramide fertig errichtet, dann legte man immer und immer wieder neue Schichten mantelförmig darum, bis der Herrscher starb. Das ganze Volk aber mußte Frondienste leisten, je 100,000 ein Vierteljahr, um das Riesengrab des Königs zu bauen; für die Kost der Arbeiter, die aus Rettichen, Zwiebeln und Knoblauch bestand, sollen allein 1600 Talente Silber (mehr als 9 Mill. Fr.) bezahlt worden sein. Ähnlich trieb es des Cheops Nachfolger, Chephren, der Erbauer der zweitgrößten Pyramide. Furchtbar lastete der Druck auf den Aegyptern, und das Andenken der beiden Despoten blieb verhaßt bis in die spätesten Zeiten. Erst unter dem Erbauer der dritten, weit kleinern, aber schönsten, unter Mykerinos, atmete das Volk wieder auf.

5. Mittleres Reich. Theben Hauptstadt (um 2000 v. Chr.). — Später brachen im Reiche Unruhen aus. Die Könige in Memphis wurden gestürzt und an ihre Stelle traten andere aus Oberägypten, welche zu Theben ihre Heimat hatten, das unter ihnen sich mit herrlichen Bauten und Bildwerken füllte. Aber ihre Residenzen verlegten sie bald dahin, bald dorthin, so daß sich ihre Denkmäler im ganzen Land herum finden. Tüchtige und wohlgesinnte Herrscher gab Theben dem Reiche, das zu immer höherer Blüte gedieh. Durch großartige Bewässerungsanlagen wurde die Nilüberschwemmung geregelt

und das überflüssige Wasser in eingedämmten Seebecken für dürre Jahre aufgespeichert. Der berühmteste dieser Wasserbehälter war der See Möris in der Oase Faijum, der jetzt noch zum Teil besteht. Tausende von Steinbrechern und Bergwerksarbeitern, von Lastträgern, Ruderern, Steinmetzen, Handwerkern und Künstlern wurden vom Herrscher beschäftigt, aber nicht bloß zu Luxusbauten, sondern zum Wohl des ganzen Landes. Die Ausländer sagten, es sei, als ob in Aegypten ein wohltätiger Gott regiere.

6. Die Hyksos (um 1700). Neues Reich. Thutmes III. (um 1500) und Ramses II. (um 1300). — Lange hielten die thebanischen Könige scharfe Wacht an den Grenzen gegen die Barbaren. Dann aber geriet die Ordnung im Innern in Verfall und um 1700 v. Chr. kam jähes Unheil über das Land. Unzählige Scharen wilder, räuberischer Nomadenvölker aus der syrisch-arabischen Wüste, von den Aegyptern Hyksos genannt, brachen im Niltale ein und ließen sich zuletzt als Eroberer darin nieder. Nur im Süden behaupteten sich einheimische Fürsten, aber auch diese mußten die Oberherrschaft der Hyksoskönige anerkennen. Nachdem die Fremdherrschaft ungefähr ein Jahrhundert gedauert, ermannten sich die Aegypter und verjagten die Fremdlinge oder machten sie zu Sklaven. Durch diesen Freiheitskampf erwachte aber in ihnen selber die Lust am Kriege und am Erobern. Ihre Könige unternahmen siegreiche Züge ins Ausland und erweiterten die Grenzen des Reiches nach allen Seiten. Der gewaltigste unter diesen ägyptischen Eroberern war Thutmes III. (um 1500 v. Chr.), dessen ganzes Leben nur eine Kette von Kämpfen und Siegen bildete. Im Süden unterwarf er Nubien und ließ sich dort riesige Steinbilder errichten, die noch heute zu sehen sind. Im Norden trug er den Schrecken seiner Waffen weit nach Asien hinein und drang bis nach Mesopotamien vor. Alle Völker bis zum Euphrat mußten ihm Tribut bezahlen und Geiseln stellen. Die ägyptischen Dichter besangen seine Taten und verglichen ihn mit dem Flußpferde, dem Schrecken der Gewässer, mit dem jungen Stier, dessen Hörnern niemand zu widerstehen vermag, mit dem wütenden Löwen, der sich auf den Leichen der erlegten Tiere sonnt, mit dem Schakal, der mit Schnelligkeit alle Regionen durcheilt. Aegypten war jetzt zu einem Weltreich geworden.

Häufig erschienen in den Straßen Thebens Karawanen mit den Geschenken tributpflichtiger Fürsten, mit gezähmten Pantern, Giraffen, Elefanten. Theben und Memphis waren Weltstädte, in denen sich fremdes Volk aus allen Ländern zusammenfand, wie heute London und Paris, und zahllose Kriegsgefangene arbeiteten an den gewaltigen Prachtbauten, mit welchen die stolzen Eroberer sie verschönerten. Namentlich zeichnete sich Ramses II., der um 1300 v. Chr. das Reich 67 Jahre lang regierte, durch eine wahre Bauwut aus. Das ganze Land bedeckte er mit Palästen, Tempeln und Bildsäulen; zahllose Ruinen tragen seinen Namen. Seine 1881 in der Gräberstadt bei Theben entdeckte Mumie ist jetzt im ägyptischen Museum zu Kairo zu sehen.

7. Psammetich (um 650 v. Chr.). Untergang des ägyptischen Reiches (um 525 v. Chr.). — Allein die unaufhörlichen Kriegszüge erschöpften die Kraft der Aegypter. Die unterjochten Völker befreiten sich, im Lande selber brachen Aufstände aus, neue Könige erhoben sich neben den alten, und an Stelle des einen großen, geordneten Reiches schossen kleine Fürstentümer wie Pilze empor und bekämpften sich untereinander. Zugleich entstand im Morgenlande ein neues Weltreich, das der Assyrer. War es da ein Wunder, daß Aegypten in seiner Zerrissenheit zuletzt den assyrischen Eroberern als Beute anheimfiel? „Ich nahm die Stadt Theben," erzählt einer derselben, Assurbanipal, „Silber, Gold, Edelsteine, die Schätze des Palastes, Männer und Weiber, zwei große Obelisken, die vor der Pforte des Tempels standen, eine große, unzählbare Beute führte ich aus Theben nach Assyrien fort." Das Land verteilte er unter zwanzig Fürsten, die ihm Gehorsam schwören mußten. Aber einer derselben, namens Psammetich, unternahm es, seine Heimat wieder von der Fremdherrschaft zu befreien. Mit Hilfe von griechischen Söldnern, die über das Meer gekommen waren, entthronte er seine Mitfürsten und schüttelte das assyrische Joch ab. Das ägyptische Reich erstand wieder, mächtig und geachtet, wie in früheren Zeiten (um 650). Trefflich waltete Psammetich über das Land und gab dem Handel und Gewerbe neuen Aufschwung, indem er den strebsamen Griechen freien Zugang im Reiche gewährte. Sein Nachfolger Necho fuhr fort auf dieser Bahn; er ließ

sogar im Interesse des Handels durch phönizische Seefahrer Afrika umschiffen, eine Tat, die den Zeitgenossen so ungeheuerlich vorkam, daß niemand daran glauben wollte. Aber kaum war ein Jahrhundert vergangen, so erschien ein neuer Eroberer aus Asien, Kambyses, der König der Perser. Dieser besiegte die Aegypter nach heldenmütiger Gegenwehr bei Pelusium, der alten Grenzfeste ihres Landes auf der Landenge von Suez, erstürmte Memphis und bereitete dem ehrwürdigen Reiche im Niltal ein Ende (525 v. Chr.).

II. Aegyptens Kultur.

1. Das Volk. — Früher als anderwärts entwickelten sich bei den Aegyptern Gewerbe jeder Art. Hirten und Ackerbauer lieferten die tägliche Nahrung, waren aber meist Leibeigene und seufzten unter schweren Steuern und Frondiensten. Andere verarbeiteten die Rohprodukte; besonders geschickt waren die Aegypter in der Verfertigung von schönen Stoffen und Geweben, Schmucksachen, Glas- und Porzellanwaren und Metallarbeiten jeder Art. Ein blühender Handel, dem sich ein reicher Kaufmannsstand widmete, ging durch das ganze Land. Unzählige Schiffsleute vermittelten den Verkehr auf dem Nil. Dagegen verabscheuten die Aegypter das Meer als unrein, und überließen den Seehandel ihres Reiches meist den Phöniziern und später den Griechen. Über der Masse des Volkes standen der Adel, der sich dem Kriege widmete, und die Priester, die in ihren Tempeln dem Dienste der Götter oblagen. Eine Mittelklasse zwischen Adel und Volk bildeten die zahlreichen Schreiber oder Beamten, die durch das ganze Land zerstreut waren. Doch waren diese verschiedenen Klassen und Berufsarten durchaus nicht scharf von einander geschieden. Wie heute, konnte man durch Begabung und Fleiß zu höheren Stellungen emporsteigen. Thutmes hatte einen General, dessen Vater ein Nilmatrose gewesen war. Über allen endlich stand der Pharao oder König.[1]) Unumschränkt gebot er über das Land, und göttliche Verehrung genoß er schon zu seinen Lebzeiten. Wer sich ihm nahte, warf sich vor ihm zu

[1]) „Pharao", wie die ägyptischen Könige nach dem Vorgang der Bibel gewöhnlich genannt werden, heißt eigentlich „das hohe Haus", d. i. der königliche Hof.

Boden. „Sohn der Sonne“ war sein gewöhnlicher Titel, daneben hieß er auch „Sohn Gottes“, ja selbst der „gute Gott“, der „große Gott“. Den verstorbenen Pharaonen wurden eigene Tempel gebaut. Nur die sanfte, menschliche Gemütsart, welche dem Aegypter angeboren war, vor allem die fromme Scheu vor den Göttern setzte der Willkür des Herrschers Schranken.

2. Götterverehrung. — Selten gab es ein frommeres Volk als die Aegypter. Überall sahen sie göttliches Walten; die meisten ihrer Bücher waren religiösen Dingen gewidmet. Aber sie verehrten viele Götter; jede Stadt hatte ihre eigene Schutzgottheit, so war Ptah der Gott von Memphis, Amon derjenige von Theben. Einzelne wurden indes im ganzen Lande angebetet. Die gebildeten Aegypter glaubten, daß die verschiedenen Gottheiten nur verschiedene Gestalten des Sonnengottes Re seien; daher sie nicht müde wurden, die Sonne zu preisen, welche die Finsternis bekämpft und besiegt, wie der Nil die Wüste, wie das Gute das Böse. Re wurde mit dem Gott von Theben als „Amon-Re“ zusammengezogen, der nun als Götterkönig in ganz Aegypten verehrt wurde. Ein anderer Lieblingsgott der Aegypter war Osiris, der einst mit seiner Gemahlin Isis über sie als König regiert hatte, so daß eine goldene Zeit auf Erden war, bis er zuletzt von seinem bösen Bruder Set ermordet wurde. Isis zog ihren Sohn Horus in der Verborgenheit auf, und dieser rächte den Vater. Die Götter aber machten den Osiris zum König des Totenreiches. Selbst in gewissen Tieren erblickten die Aegypter Verkörperungen der Gottheit. Die Priester am See Möris zähmten Krokodile, fütterten sie mit Leckerbissen und legten ihnen goldene Ringe um die Tatzen. Das heiligste Tier jedoch war der schwarze Stier Apis, der an der Stirne einen weißen Fleck und noch eine Reihe anderer Zeichen haben mußte. Er empfing göttliche Ehren in einem Tempel zu Memphis; starb er, so wurde er wie ein König einbalsamiert und in einem prächtigen Gräbertempel beigesetzt. Im ganzen Lande aber herrschte Trauer, bis sich ein neuer Apis fand.

3. Der Mensch nach dem Tode. — Die Aegypter glaubten an das Fortleben der Seele nach dem Tode. Beim Tode, sagten sie, geht dieselbe in die Unterwelt und erscheint vor dem Gericht des Osiris,

der die Handlungen des Verstorbenen auf der Wage der Gerechtigkeit abwägt. Die Seelen der Schlechten trifft ewige Verdammnis und Vernichtung; die der Guten dagegen erlangen nach großen Wanderungen und schweren Prüfungen endlich die Seligkeit. Aber die Aegypter glaubten, daß dies Fortleben der Seele im Totenreich von der Erhaltung ihres Körpers abhänge. Auf nichts verwandten sie daher so viel Sorgfalt, wie auf die Bestattung der Toten. Die Leiche wurde einbalsamiert, damit sie nicht verwese, und heilige Bücher wurden ihr als Wegweiser in die Unterwelt mitgegeben. Prächtiger waren die Wohnungen der Toten als die der Lebenden. Neben jeder Stadt erhob sich eine zweite, die Gräberstadt, meist in die granitnen Felswände, die sich zu beiden Seiten des Niltales hinziehen, eingesprengt. Diese unterirdischen Grotten schmückte man mit Malereien und Bildwerk, in die tiefsten und verborgensten Kammern wurden die Särge gestellt, je nach dem Stande des Toten bald aus Holz, bald aus gewaltigen Granit- und Marmorblöcken gefertigt und bedeckt mit Malereien und heiligen Sprüchen. In der älteren Zeit wurden die Gräber über der Erde gebaut, vor allem die Königsgräber, die Pyramiden, deren im ganzen noch jetzt über 70 gezählt werden.

4. Tempel. — Prächtig waren auch die Stätten, wo die Aegypter ihre Götter verehrten. Durch lange Reihen von Sphinxen, seltsamen Statuen, welche Löwenleiber mit Menschenköpfen darstellten, kam man zum Tore des Tempels, zu dessen Seiten sich zwei gewaltige, nach oben schmäler werdende Türme erhoben. Vor diesen standen riesige Königsbilder, Masten mit Wimpeln und turmhohe viereckige Säulen zu Ehren des Sonnengottes, oben in eine Spitze zulaufend und aus einem einzigen Granitblock bestehend. Das sind die vielbewunderten Obelisken, deren Transport mit den ungeheuersten Schwierigkeiten verbunden war. Die Versetzung eines Obelisken aus Theben nach Paris im Jahre 1831 kostete 2½ Millionen Franken. Schon das Altertum staunte sie an, und die römischen Kaiser haben mehrere nach Rom bringen lassen, dessen Plätze sie noch jetzt schmücken. Im Innern enthielten die Tempel eine Menge von Höfen und Hallen, getragen von riesenhaften Säulen und Pfeilern, alles bedeckt mit Malereien, Reliefs und Inschriften; im Allerheiligsten, einer kleinen, dunklen

Kammer, war der Sitz des Gottes. Ihre Götter stellten die Aegypter gewöhnlich als Menschengestalten mit dem Haupt eines Tieres dar. Der größte Tempel war das Labyrinth am See Möris, mit endlosen Höfen und Kapellen, weil jeder Bezirk des Landes darin sein besonderes Heiligtum hatte; kein Fremder fand sich in dem Gewirre von Gängen und Hallen zurecht.

5. Schrift. — Die Aegypter, die ältesten Baumeister, Künstler und Gelehrten, sind auch die Erfinder der ältesten Schrift. Schon früh empfanden die Menschen das Bedürfnis, ihre Gedanken, ihre Erinnerungen auf irgend eine Weise gleichsam zu verewigen. Sie taten dies, indem sie den Gegenstand, den sie im Auge hatten, flüchtig hinzeichneten. Wollten sie Handlungen oder unkörperliche Dinge ausdrücken, so nahmen sie Zuflucht zu einem Gleichnis. Der Kopf des Löwen bedeutete z. B. „Stärke", die Sonne den Tag, der Mond den Monat. Das ist die Bilderschrift, die älteste, die es gibt, und die wir noch jetzt zum Scherz als Bilderrätsel anwenden. Aber sie war sehr unvollkommen; häufig mußte dasselbe Zeichen eine Menge Dinge bedeuten. So diente den Aegyptern die Zeichnung des Auges für „Auge", aber auch für „Sehen", „Wachen", „Wissen", und die einer in den Mund geführten Hand für „Hunger" und „Essen". Auch bot die Bilderschrift kein Mittel, die Biegung der Wörter, die verschiedenen Fälle der Substantive und die Zeiten des Verbums auszudrücken. Daher kam man auf eine andere Schrift. Man kümmerte sich nicht mehr um den Sinn der Worte, sondern nur um ihren Klang. Man bemerkte, daß die Worte aus Silben bestanden, und erfand für jede Silbe ein Zeichen. Das war ein großer Fortschritt, die Schrift wurde vereinfacht und ließ keine Verwechslungen mehr zu. Noch heute kennen hochgebildete Völker nur die Silbenschrift, z. B. die Chinesen. Aber sie war mühsam zu erlernen. In jeder Sprache gibt es Tausende von Silben, und ebensoviele Zeichen mußten erlernt werden. Da machten scharfsinnige Männer die folgenreiche Entdeckung, daß die Silben wiederum zusammengesetzt seien aus Lauten, und daß die Zahl dieser Laute, aus denen alle Wörter bestanden, verhältnismäßig gering sei. Man brauchte also nur für jeden Laut ein Zeichen zu erfinden, diese Zeichen zusammenzusetzen in der Aufeinanderfolge der Laute im Worte,

und es entstand die Lautschrift, die einfachste, leichteste und vollkommenste aller Schriften. — Die Aegypter nun machten alle drei Stufen durch: von der Bilderschrift gelangten sie zur Silben- und endlich zur Lautschrift. Die Hieroglyphen auf ihren Denkmälern sind nicht, wie man früher gemeint hat, eine Bilderschrift, sondern eine Buchstabenschrift; doch sind die Buchstaben noch vielfach mit Zeichen für ganze Silben und Wörter, den Resten ihrer einstigen Silben- und Bilderschrift, untermischt. Eine geläufigere Form der gleichen Schrift fand man auf den Papierrollen, welche die alten Aegypter aus dem Baste des Papyrusschilfes bereiteten und mit einer Art Tinte beschrieben.

6. Dichtung und Wissenschaft. — Die Aegypter haben zahlreiche Schriftwerke auf Stein und auf Papier hinterlassen; religiöse Bücher, Dichtungen und Schilderungen von den Taten der Herrscher, Erzählungen und Märchen, wissenschaftliche Werke u. a. In den großen Städten gab es Bibliotheken, aus denen die Lernbegierigen schöpfen konnten. Die ägyptischen Priester, welche vornehmlich der Wissenschaft oblagen, kannten schon vieles vom Laufe der Gestirne; auch waren sie in der Arzneikunde erfahren. Kein Wunder, wenn die jüngeren Völker mit Staunen und Ehrfurcht auf ägyptische Kunst, Weisheit und Gelehrsamkeit hinblickten, namentlich die Griechen. Aegypten war gleichsam die Hochschule, wohin in älterer Zeit alle wissensdurstigen Männer gingen, um zu lernen. So sind die Aegypter die Lehrmeister der alten Welt geworden.

III. Babylonier und Assyrer.

Mürder-Delitzsch, Geschichte Babyloniens und Assyriens. **Hommel**, Geschichte Babyloniens und Assyriens (Oncken). **Tiele**, Babylonisch-assyrische Geschichte. **Winckler**, Geschichte Babyloniens und Assyriens. **Zimmern** und **Winckler**, die Keilinschriften und das Alte Testament. **Delitzsch**, Babel und Bibel.

1. Euphrat- und Tigrisland. — Zwei Zwillingsströme stürzen von dem Alpenlande Armenien herunter in eine große Tiefebene. Östlich von derselben erheben sich rauh und steil die Randgebirge des Hochlandes Iran; im Westen steigt die syrisch-arabische Wüste allmählich an. Anfänglich ist die Ebene noch von Hügeln durchzogen. In der Mitte ungefähr nähern sich die beiden Flüsse bis auf

wenige Meilen, dann gehen sie wieder auseinander, und die unabsehbare Fläche wird vollkommen eben. Endlich vereinen sie sich doch und münden als ein Gewässer in den persischen Golf. Das sind der Euphrat und Tigris, die Hauptströme Vorderasiens. Die untere flache Ebene, auch ein „Geschenk der Flüsse", hieß im Altertum Babylonien oder Chaldäa. Jetzt ist sie zum Teil eine versengte, von Wandervölkern durchzogene Steppe, zum Teil ein verpestetes, menschenleeres Sumpfland. Einst war es anders. Gewaltige Deiche regelten den Lauf der Flüsse, zahlreiche künstliche Kanäle leiteten das Euphrat- und Tigriswasser durch das Land weithin, Schöpfräder ergossen es auf die Felder, und mehr bedurfte es nicht, um die Wüste in einen üppigen Garten umzuwandeln. Zweihundertfältig und darüber war die Frucht des Getreides, die Ölpflanze Sesam schoß baumhoch empor, und herrliche Dattelwälder bedeckten die Fläche. Das höher gelegene steinige Hügelland im Norden dagegen, Mesopotamien, d. i. Zwischenstromland, genannt, war wohl immer, wie heute, größtenteils öde. Nur die ostwärts vom obern Tigris gelegene Landschaft Assyrien wurde von den zahlreichen Flüssen, die den Randgebirgen Irans entströmen, bewässert und war daher zum Anbau wohl geeignet.

2. Ninive und Babylon. — Wie im Niltale Theben und Memphis, so ragten im Euphrat- und Tigrislande Ninive und Babylon über alle Städte hervor. Ninive, die Hauptstadt Assyriens, lag am linken Ufer des oberen Tigris, dem heutigen Mosul gegenüber. Gewaltige Ufermauern faßten den Fluß ein. Daran erhoben sich auf künstlichen, mit Quadermauern eingefaßten Terrassen prächtige Königspaläste und Tempel. Außerhalb der innern befestigten Stadt befanden sich viele Vorstädte mit Gärten und Dattelhainen. Das Ganze beherbergte zur Zeit der Blüte des assyrischen Reiches eine zahllose Volksmenge. — Babylon, die Hauptstadt des nach ihm benannten Babylonien oder Chaldäa, lag weiter südlich zu beiden Seiten des Euphrat. Großartige Uferbauten schützten die Stadt vor den Überschwemmungen, mit denen der Fluß alljährlich die Ufergegend heimsucht, und eine große Brücke mit steinernen Pfeilern führte über denselben. Auch da glänzten zahlreiche Prachtgebäude. Der Palast Nebukadnezars bildete allein schon eine Stadt mit eigenen Ring-

mauern und großen Gärten, die zum Teil künstlich auf hohlen Terrassen angelegt waren. Um ihn herum dehnte sich ein unabsehbares, von Plätzen und zahlreichen Fruchtgärten unterbrochenes Häusermeer mit einer Bevölkerung, die nach Millionen zählte. Von der überbauten Fläche noch durch weite Strecken Ackerfeldes geschieden, erhob sich endlich die Stadtmauer, ein von aller Welt angestauntes Wunder. Von riesenhafter Höhe und Dicke, mit 250 Türmen und 100 Toren versehen, bildete sie ein Quadrat und umschloß im ganzen ein Gebiet von der Größe des Kantons Schaffhausen. Eine zweite, nicht viel schwächere Mauer umschloß die innere Stadt. Ein hochberühmtes Bauwerk Babylons war ferner der sogenannte Turm von Babel. Das war ein Tempel des Gottes Bel, der aus acht häuserhohen, stufenartig übereinander getürmten Stockwerken bestand, so daß das Ganze einer abgestuften Pyramide glich; rings um alle Stockwerke ging außen eine Wendeltreppe hinauf. Der eigentliche Tempel mit dem Bildnis des Bel und einem großen Altar, alles aus massivem Gold, war am Fuß. Wie alle Gebäude Babylons, war auch dieses aus Backsteinen aufgeführt, denn weit und breit ist in Chaldäa kein Stein zu finden; als Mörtel diente Asphalt. Jetzt erheben sich in der Steppe zu beiden Seiten des Euphrat öde Schuttberge; das sind die Wunderwerke Babylons. Denn die Backsteine haben den Unbilden der Zeit nicht so zu widerstehen vermocht wie die Granitblöcke der Pyramiden Aegyptens.

3. Geschichtsquellen. — Auch die Geschichte der Babylonier und Assyrer war früher nur bekannt aus den Sagen der Griechen und den Andeutungen der Bibel. Selbst die beiden großen Städte waren spurlos verschwunden; von Ninive wußte man nicht einmal mehr die Stelle, wo es gestanden, bis in den Vierziger Jahren des letzten Jahrhunderts der Franzose Botta und der Engländer Layard die Überreste bei Mosul entdeckten und aus der Erde gruben. Da fanden sich eingestürzte Königspaläste mit gewaltigen Hallen, mit prächtigem Bilderschmuck aus Alabaster und Inschriften auf Steinplatten, die man freilich nicht zu lesen vermochte. Denn die Schrift bestand aus lauter kreuz und quer eingegrabenen keilförmigen Zeichen, daher man sie Keilschrift nannte. Ähnliche Ruinen und Inschriften sind

auch von andern Städten Assyriens zu Tage gefördert worden. Erst allmählich haben französische, englische und deutsche Gelehrte wie durch ein Wunder auch diese Schrift zu entziffern und zu deuten vermocht. In den Schutthügeln Babyloniens fanden sich zahlreiche Keilinschriften auf Backsteintafeln und Tonzylindern und wir kennen nun auch die Geschichte der Assyrer und Babylonier aus den Aufzeichnungen, welche diese Völker selbst gemacht haben.

4. Das altbabylonische Reich (2800 v. Chr.). Hammurabis Gesetzbuch (um 2100 v. Chr.). — Schon im 3. Jahrtausend v. Chr. blühten am untern Euphrat und Tigris zahlreiche Städte empor. Um 2800 gründete ein kühner Krieger, Sargon I., vom Euphratgebiet aus ein Reich, das vom persischen Golf bis ans Mittelländische Meer reichte. Ein Denkmal zeigt ihn auf dem Throne sitzend und daneben ein Schlachtfeld mit Leichen, die von Geiern und Hunden verzehrt werden. Unter seinen Nachfolgern zerfiel dies Gewaltreich wieder in kleinere Staaten, die sich untereinander unaufhörlich bekämpften. Der erste Herrscher, der von Babylon aus das ganze Land unter seinem Zepter vereinte, war Hammurabi (um 2100 v. Chr.), die „Sonne von Babylon" und „der König der Gerechtigkeit", wie er sich selbst nannte und nennen durfte. Denn Hammurabi suchte seinen Ruhm nicht bloß im Kriege, in Festungs-, Kanal-, Tempel- und Palastbauten, er war auch ein großer Gesetzgeber. Im Jahre 1901 wurde ein gewaltiger Steinblock, auf dem seine Gesetze, 247 an der Zahl, in Keilschrift eingemeißelt sind, in Susa (siehe S. 69), wohin er durch spätere Eroberer verschleppt worden war, aus dem Schutte ausgegraben. An der Spitze dieses ältesten Gesetzbuches der Welt erscheint ein Bild, wie Hammurabi vom Sonnengott die Rechtsbelehrung empfängt. „Daß der Starke", sagt er, „dem Schwachen nicht schade, um Witwen und Waisen zu sichern, um das Recht des Landes zu sprechen, die Streitfragen zu entscheiden, die Schäden zu heilen, habe ich in Babylon meine kostbaren Worte auf meinen Denkstein geschrieben, vor meinem Bildnisse als des Königs der Gerechtigkeit aufgestellt." Aus dem Gesetzbuche geht hervor, daß die Babylonier schon damals ein in Ackerbau, Handel und Gewerbe weit vorgerücktes Volk waren, daß sie Ärzte, Tierärzte und Architekten hatten, den Deich-,

Kanal- und Schiffsbau kannten und bereits die großartigen Bewässerungsanlagen, denen die Ebene ihre Fruchtbarkeit verdankte, errichtet hatten.

5. Tiglatpileser I. gründete das assyrische Weltreich (um 1100 v. Chr.). — Im Laufe der Jahrhunderte sahen sich jedoch die Babylonier an kriegerischer Macht durch ihre im Norden wohnenden Stammverwandten, die Assyrer, überflügelt. Kein Volk des Morgenlandes konnte sich mit den Assyrern an wilder Kriegswut, an kaltblütiger Tapferkeit messen; keines übertraf sie aber auch an Blutdurst und barbarischer Grausamkeit. Etwa um 1100 v. Chr. begannen sie unter ihrem Könige Tiglatpileser I. die Grenzen ihres Landes zu überschreiten und säeten Tod und Vernichtung vom Tigris bis zu den Ufern des Schwarzen und Mittelländischen Meeres. „Ich bedeckte den Fuß des Berges", erzählt der König in einer Inschrift, „mit den Leichen meiner Feinde, ich hieb ihnen die Köpfe ab, ich warf die Mauern ihrer Städte um. Ich nahm Sklaven, Beute, Schätze ohne Zahl. Ich habe Ruinen und Trümmer hinterlassen, alles zu Ehren Assurs, meines Herrn." Selbst der Pharao Aegyptens erschrak vor ihm und sandte ihm Geschenke, darunter ein Krokodil und ein Flußpferd, welche am Tigris, wo man diese Tiere nicht kannte, die größte Neugierde erregten.

6. Die Sargoniden. Senacherib (um 700 v. Chr.). — Das Reich, das Tiglatpileser I. gegründet hatte, zerfiel zwar wieder nach seinem Tode. Aber im 9. Jahrhundert erhoben sich die Assyrer aufs neue. Unter einer Reihe kriegerischer Herrscher unterjochten sie die Babylonier im Süden, die Bergvölker Armeniens und Mediens, die Beduinen der Wüste, die Handelsvölker in Syrien und Phönizien; alle mußten ihnen huldigen und Tribut zahlen. Jede Widersetzlichkeit, jeder Aufstand wurde aufs furchtbarste gezüchtigt. Städte und Dörfer wurden niedergebrannt, ganze Bevölkerungen niedergemetzelt oder in fremde Länder weggeschleppt. Nicht selten ließen die Könige sich und ihren Kriegern zur Augenweide Gefangene pfählen, kreuzigen, lebendig verbrennen, an Händen und Füßen verstümmeln. Die Höhe ihrer Macht erreichten die Assyrer unter den Sargoniden, d. h. dem Geschlechte Sargons II., welcher 722 v. Chr. den Thron bestieg. Unter

anderem eroberte Sargon Samaria und machte dem Reiche Israel ein Ende. Sein Sohn und Nachfolger war Senacherib, dessen Wut Jerusalem nur wie durch ein Wunder entrann. Welches Schicksal der Juden gewartet hätte, zeigt die Behandlung, die andere Aufständische von ihm erfuhren. „Ich häufte die Leichen ihrer Krieger als Siegeszeichen und schnitt ihre Glieder weg. Ich verstümmelte die, so ich lebendig gefangen, wie Strohhalme, ich schnitt ihnen die Hände ab." Das prächtige Babylon ließ er zur Strafe für einen Aufstand anzünden und von Grund aus zerstören; erst sein Sohn gestattete den Wiederaufbau der Stadt. Die Völker aber, die Senacherib nach Assyrien versetzt hatte, mußten an den Bauten arbeiten, mit welchen er Ninive verschönerte, das, wie er sich rühmt, nun strahlte wie die Sonne. Der Wüterich fand ein würdiges Ende, er wurde vom eigenen Sohne im Tempel ermordet.

7. Assurbanipal (um 650). Ninives Untergang (608 v. Chr.). — Senacheribs Enkel, Assurbanipal, war der letzte dieser furchtbaren Assyrerkönige. Er herrschte, wie schon erwähnt, auch über Aegypten und nannte sich König von Theben und Aethiopien; selbst der ferne König von Lydien bot ihm freiwillig die Unterwerfung an. So ging sein Reich von Theben bis zum Kaukasus, vom Aegäischen Meere bis in die Hochebene Irans hinein, wo ihm die Meder untertan waren. Doch scheint Assurbanipal im Gegensatz zu seinen Vorgängern selbst kein Kriegsheld gewesen zu sein, sondern seine Feldzüge nur durch seine Generäle geführt zu haben, während er ruhig zu Ninive saß. Er hatte Sinn für Wissenschaft und Kunst und ließ in seinem Palaste eine große Bibliothek anlegen, die aus Tausenden von beschriebenen Tontäfelchen bestand und heute größtenteils im britischen Museum in London aufgestellt ist. Geschichtliche Aufzeichnungen, astronomische Werke, Briefe, Zauberformeln, Gebete, Psalmen, Göttersagen der alten Babylonier sind in dieser Bibliothek Assurbanipals enthalten. Aber so glänzend seine Regierung begonnen hatte, so unglücklich war ihr Ende. Sein eigener Bruder, den er in Babylon zum Statthalter gesetzt, erhob sich gegen ihn, und ein hartnäckiger Kampf brach aus. Zuletzt wurde Assurbanipal Sieger; seinen Bruder ließ er verbrennen, den Generälen desselben lebendig die Haut abziehen, andere

blenden und verstümmeln. — Mit diesem Bruderkriege begann aber der jähe Zerfall des auf Blut und Eisen gegründeten Reiches. Die Aegypter befreiten sich während desselben unter Psammetich, der König von Lydien fiel ab, und die Meder in Iran empörten sich, ohne daß Assurbanipal sie wieder zu unterwerfen vermochte. Um die Zeit, da der gefürchtete Herrscher starb, fiel endlich ein räuberisches Nomadenvolk aus dem Norden, die sogen. Skythen, in ungeheurer Menge in Vorderasien ein und durchschwärmte es plündernd und mordend bis zu den Grenzen Aegyptens. Dadurch ging die Ordnung des assyrischen Reiches gänzlich aus den Fugen. Auch die Babylonier erhoben sich jetzt und verbanden sich mit den Medern gegen die alten Unterdrücker. Ein Kampf auf Tod und Leben entbrannte, in welchem die Assyrer unterlagen. Die Verbündeten beschlossen, ein für allemal die Quelle ihres Unheils zu verstopfen. Kyaxares von Medien und Nabopolassar von Babylon rückten im Jahre 608 v. Chr. geradewegs auf Ninive los. Der letzte König Assyriens — die Griechen nennen ihn Sardanapal — sah sich von allen Seiten verlassen und verraten. Er schloß sich in der Hauptstadt ein und verbrannte sich zuletzt mit Frauen, Kindern und Dienern in seinem Palaste, um nicht in der Sieger Hände zu fallen. Diese aber übten furchtbare Vergeltung. Das ganze Volk, das jahrhundertelang der Schrecken und die Geißel des Morgenlandes gewesen war, wurde vernichtet. Ninive und die andern Prachtstädte Assyriens gingen in Flammen auf und wurden dem Erdboden gleich gemacht, um nie wieder bewohnt zu werden.

8. Das neubabylonische Reich. Nebukadnezar (um 600 v. Chr.). — Die Sieger teilten das assyrische Reich unter sich. Die Meder nahmen die Lande östlich und nördlich vom Tigris, die Babylonier oder Chaldäer diejenigen vom Tigris bis zum Mittelmeer. So entstanden auf den Trümmern Assyriens zwei neue mächtige Reiche. Zunächst verlieh ein großer König in einer mehr als vierzigjährigen Regierung dem chaldäischen Reiche gewaltigen Glanz. Es war dies Nebukadnezar (Nabukudurussur), dessen Vater Nabopolassar der Anführer der Babylonier in ihrem Freiheitskampfe gegen die Assyrer gewesen. Er schlug den König Necho von Aegypten, der ihm

Syrien entreißen wollte. Da die Juden sich seiner Oberherrlichkeit nicht fügen wollten, zerstörte er Jerusalem und führte den größten Teil des Volkes nach Chaldäa hinweg. Sonst jagte Nebukadnezar weniger nach dem Ruhm eines Eroberers als nach dem eines weisen und frommen Herrschers. In den Kriegen, welche die Babylonier mit Assyrien geführt hatten, war ihr Land schrecklich verheert worden. Jetzt stellte Nebukadnezar die in Verfall geratenen Kanäle und sonstigen Bewässerungsbauten, auf denen der Wohlstand Chaldäas beruhte, wieder her. Insbesondere aber erfuhr die Hauptstadt seine Fürsorge. Alle die berühmten Wunderwerke Babylons, die gewaltige Doppelmauer, der Turm des Bel, die Brücke über den Euphrat, der Königspalast, die „hängenden" Gärten wurden von seinem Vater und ihm neu errichtet oder hergestellt; fast auf allen Backsteinen der jetzigen Trümmerstätte findet man seinen Namen eingedrückt. Unter ihm wurde Babylon die größte Stadt der alten Welt. Nebukadnezar flehte in seinen Inschriften die Götter um tüchtige Nachkommen an, damit sein Reich befestigt würde. Allein das Geschick versagte ihm dies. Kaum zwanzig Jahre nach seinem Tode wurde Babylon von Kyros, dem König der Perser, erobert und verlor damit seine Selbständigkeit für immer (538 v. Chr.).

9. Kultur. — Neben den Aegyptern sind die Babylonier das älteste Kulturvolk der Erde. Wie sie schon Jahrtausende vor Christus ihr Land durch künstliche Bewässerung aus einer Wüste in ein üppig fruchtbares Paradies verwandelt, ist schon gesagt worden. Nicht minder blühten Handel und Gewerbe in ihren Städten. In Babylon trafen die Karawanen von Persien und Syrien, Kleinasien, Arabien und Aegypten zusammen. Auf merkwürdigen Flößen von Ziegenschläuchen brachten die Bewohner des Nordens ihre Waren den Euphrat und Tigris herunter; von Süden her kamen auf Seeschiffen die köstlichen Spezereien, Gewürze und Edelsteine Indiens, Arabiens und Afrikas. Die Babylonier ihrerseits versandten die Erzeugnisse ihres Gewerbefleißes in alle Welt. Niemand war geschickter in der Verfertigung feiner Woll- und Leinengewebe, prächtiger Gewänder, Teppiche und Schmucksachen. Aber auch in der Wissenschaft leisteten sie Großes. In der Gestirnkunde überflügelten sie die Aegypter bei weitem.

Von den hohen Terrassen ihrer Tempel aus beobachteten ihre Gelehrten den Himmel; sie schieden die Planeten von den Fixsternen und berechneten die Umlaufszeit der Sonne und des Mondes auf wenige Minuten genau. Von ihnen her rührt die Einteilung des Sternhimmels in die bekannten Sternbilder, die des Monats in 4 Wochen zu 7 Tagen, die des Tages in 24 Stunden zu 60 Minuten und die des Kreises in 360 Grade. Sie waren die Erfinder eines eigenen Maß- und Gewichtsystems, das selbst von den Griechen angenommen wurde. Während die Phönizier und andere Völker Vorderasiens ihre Schrift von den Aegyptern entlehnten, so haben die Babylonier eine eigene gebildet, eben die Keilschrift, die auf der Stufe der Silbenschrift stehen geblieben ist, aber weithin Verbreitung fand. In dieser Schrift gab es große Bibliotheken, deren Bücher aus Täfelchen oder Zylindern von Ton bestanden. Die Gelehrten bildeten einen eigenen Stand und hielten Schulen. Die Babylonier waren die Lehrer der Assyrer, die ihnen ihre Baukunst, ihre Schrift, ihre Religion verdankten. Doch in einem übertrafen die letzteren ihre Lehrmeister, in der Bildhauerei. Riesige Ungeheuer, halb Mensch, halb Tier, bewachten die Eingänge zu den Palästen Ninives, die Wände bekleideten Kalkstein- oder Alabasterplatten, auf denen die Taten der Könige, ihre Löwenjagden und Feste mit bewundernswürdiger Naturtreue eingemeißelt und zugleich mit Inschriften versehen waren.

10. Religion. — In tiefsinnigen Sagen, die zum Teil mit den Erzählungen der Bibel überraschende Ähnlichkeit haben, suchten die Babylonier sich die Entstehung der Welt zu erklären. Sie verehrten die Naturkräfte in der Gestalt von mancherlei Göttern und Göttinnen. Ihr Hauptgott war Marduk, auch Bel, d. i. „Herr“ genannt; er galt ihnen als der Schöpfer der Welt. In Assyrien war Assur der höchste Gott, sonst war die Religion beider Völker ziemlich dieselbe. Besonders verehrten sie die Gestirne, zumal die Sonne und den Mond. Traurig ist es, daß ein so gebildetes Volk seinen Göttern zu dienen glaubte, indem es sich ausschweifenden, schwelgerischen Festen hingab. Dadurch erschien die Sittenlosigkeit gleichsam geheiligt, und Babylon galt im ganzen Altertum als die sittenloseste aller Städte.

IV. Die Phönizier.

Movers, Das phönizische Altertum, 3 Bde. **Pietschmann**, Geschichte der Phönizier (Oncken). **Meltzer**, Geschichte der Karthager, 2 Bde.

1. Syrien, Kanaan und Phönizien. — Zwischen dem Mittelmeer und dem Euphrat erstreckt sich das Land Syrien im weiteren Sinne. Das Innere ist ein trostloses Wüstenplateau, das sich nach Arabien hinein verliert. Gegen das Meer hin wird jedoch das Land allmählich fruchtbarer. Bevor es die Küste erreicht, ist es durch eine ungeheure Erdspalte zerrissen, deren Grund zum Teil tiefer liegt als das Meer. Zwei Flüsse strömen darin, der Orontes nach Norden und der Jordan nach Süden. In der Mitte sind die Ränder der Erdspalte nicht bloß abstürzende Felswände, sondern mächtige, hochaufragende Gebirge, der Libanon und Antilibanon, deren Gipfel beinahe das ganze Jahr hindurch von Schnee bedeckt sind. Dem Meer entlang zieht sich ein flacher Küstenstrich. Verschiedene, doch einander in Sitte und Sprache verwandte Völker bewohnten im Altertum diese Gegenden. Die schmale Küstenebene war im Norden von den Phöniziern, im Süden von den Philistern besetzt. Die Höhen des Libanon, das Tal des Orontes, der Antilibanon und die östlich davon sich ausdehnende Hochebene, in der sich einzelne fruchtbare Oasen befinden, wie die von Damaskus, bildeten das eigentliche Syrien. Das Tal des Jordan und das Hügelland zu beiden Seiten war Kanaan oder Palästina, wie es die Griechen nannten, das Land der Juden. Üppige Fruchtbarkeit herrschte zum Teil in diesen Gebieten. An der heißen Küste gedieh das Zuckerrohr und an den Abhängen der Höhen der Wein; den Libanon bedeckten herrliche Zedernwälder; auf den Hügeln Kanaans wuchs die Olive, die Feige und im Tale des Jordan selbst die Palme.

2. Die Städte der Phönizier. — Während die Stämme im Innern hauptsächlich Ackerbauer und Viehzüchter waren, so beschäftigten die an der Küste sich mit Schiffahrt und Handel, namentlich die Phönizier. Diese waren das erste große Seevolk, das die Geschichte kennt. Ihre Küste besaß eine Reihe trefflicher Häfen, die jetzt meist versandet und verschlammt sind. An jedem erhob sich eine blühende Handelsstadt. Über alle ragte in älterer Zeit hervor Sidon

(jetzt Saida) und später Tyrus (jetzt Sur). Die erstere bedeckte ein kleines Vorgebirge, das einen ausgezeichneten Hafen bildete. Weit ins Land hinein erstreckten sich die Vorstädte, und die ganze Umgegend war so herrlich bebaut und bewässert, daß man Sidon die „blütenreiche“ hieß. Etwas südlich davon lag Tyrus, d. i. der „Felsen“. Es bestand nämlich aus zwei Städten. Alt-Tyrus auf dem Festlande enthielt die Landhäuser und Gärten der reichen Kaufherren. Aber die eigentliche Handelsstadt erhob sich auf zwei vor der Küste liegenden Felseneilanden, die durch künstliche Aufschüttungen miteinander vereinigt waren und nur kärglichen Raum für die dichtgedrängten sechs- und siebenstöckigen Häuser boten. Ein gewaltiger Aquädukt leitete Trinkwasser vom Festlande auf die wasserarmen Felsen. Zwischen den beiden Inseln befand sich der weite Hafen, der durch mächtige Dämme geschützt war.

3. Geschichte. — Weder Sidon noch Tyrus, noch irgend eine andere phönizische Stadt war die Wiege großer Eroberer. Schon die Lage bestimmte die Völker Syriens dazu, der Spielball der großen Mächte im Niltale und am Euphrat und Tigris zu sein. Beinahe immer waren sie Untertanen der einen oder andern, und nur selten genossen sie einen Augenblick der Freiheit und Selbständigkeit. So auch die Phönizier. Sie waren eine der ersten Nationen, welche die ägyptischen Eroberer ihrem Reiche einverleibten. Aber die schlauen Händler wußten daraus den größten Vorteil zu ziehen. Da die Aegypter das Meer verabscheuten, so überließen sie den Seehandel ihres Landes ihren phönizischen Untertanen, und damit begann deren Handelsgröße.

4. Handel. — Die Schilderung des Welthandels der Phönizier ist ihre Geschichte. Frühe schwang sich Sidon an die Spitze desselben, weshalb alle Phönizier auch Sidonier genannt wurden. Es wußte die Handelszüge aller Länder zu sich zu leiten. Aus allen Himmelsgegenden strömten Karawanen nach der Stadt, um die Waren ihrer Völker daselbst gegen andere auszutauschen. Sklaven und Eisen kamen von Armenien und vom Kaukasus, von Osten her die Schätze und Erzeugnisse Babylons, die Edelsteine Persiens, die Seide Chinas und selbst das Gold Sibiriens. Durch die Wüste brachten die Araber die Produkte ihrer herrlichen Südküste, Weihrauch, Myrrhen und edle

Metalle. So wurde Sidon um 1500 v. Chr. der Markt der Welt. Aber noch weit umfassender war der Handel der Phönizier zur See. Ihre Schiffe, die sie aus den Zedern des Libanon erbauten, durchfurchten unter dem Schutze Aegyptens das Rote Meer und gingen nach Indien, um Elfenbein, Spezereien, Wohlgerüche und edle Hölzer zu holen, nach der Ostküste Afrikas, um Straußfedern, Ebenholz und Sklaven zu bekommen. Zu einer Zeit, da die Griechen die See, soweit sie nicht ihr eigenes Land bespült, bloß aus Sagen kannten, befuhren die Phönizier schon das Mittelmeer von einem Ende zum anderen, um an den Küsten desselben Waren aus- und einzutauschen. Keinen Busen, keine Bucht desselben gab es, in die nicht die Sidonier sich hineingewagt hätten. Sie nahmen Cypern und andere Inseln in Besitz, von wo aus sie mit den Stämmen Kleinasiens und Griechenlands in Verkehr traten. Sie wanden sich durch das Gewirre des griechischen Archipels, durch die Dardanellen und den Bosporus in das unwirtliche Schwarze Meer hinein, um an den Mündungen der großen skythischen Ströme Handel zu treiben. Sie fuhren durch das Adriatische Meer bis zur Mündung des Po, wohin ihnen Karawanen vom Gestade der Ostsee durch die Urwälder des alten Deutschlands über die Alpen den hochgeschätzten Bernstein brachten. An der Mündung der Rhone verkehrten sie mit den Völkern Galliens. Besonderen Gewinn brachte ihnen Spanien, das im Altertum wegen seines Reichtums an Silber und anderen Metallen berühmt war. Ja, sie drangen schon um 1000 v. Chr. durch die Meerenge zwischen den zwei Felsenvorsprüngen, den „Säulen des Herkules", dem heutigen Gibraltar und Ceuta, hinaus in den damals noch völlig unbekannten Atlantischen Ozean, erforschten die Küste Spaniens und Frankreichs und kamen bis zur Südwestspitze Englands, wo sie das für die Bronzebereitung so unentbehrliche Zinn holten.

5. Kolonien. — Damals waren noch alle Völker am Mittelmeere, mit Ausnahme der Asiaten und Aegypter, mehr oder weniger Wilde. Daher machten es die Phönizier wie noch heutzutage die Europäer unter den Negern. Sie legten an günstigen Hafenorten befestigte Handelsposten an, wo sie mit den Eingeborenen Waren tauschten. Die ganze Küste des Mittelmeeres und darüber hinaus bedeckte sich mit

solchen Handelsstationen, und manche wurden zum Kern von Städten, die heute noch bestehen, indem die Wilden sich darum niederließen und von den Phöniziern Ackerbau und Gewerbe lernten. Hier und da erbauten diese aber auch selbst ganze Städte und bevölkerten sie mit Leuten aus ihrem Lande. Das waren dann eigentliche Kolonien. Auf Cypern, dessen Kupferreichtum zur Ansiedlung lockte, und andern Inseln im östlichen Mittelmeere erhoben sich phönizische Tochterstädte. Andere wurden selbst in weiter Ferne gegründet, so auf Sizilien Panormos (Palermo), in Nordafrika das mächtige Karthago und in Spanien Gades (Cadix), das im Altertum die blühendste Handelsstadt am Atlantischen Ozean war. So waren die Phönizier Entdecker wie die Portugiesen, Seefahrer wie die Holländer und Kolonisten wie die Engländer in der Neuzeit.

6. Industrie. — Die Phönizier tauschten die Waren der fremden Völker gegeneinander aus oder brachten auch die Erzeugnisse ihres eigenen Gewerbefleißes in den Handel. Denn in allem, was zur Befriedigung der Bedürfnisse des Leibes diente, waren sie wohlerfahren. Niemand übertraf sie im Bergbau und in der Verarbeitung der Erze. In der Glasbereitung waren sie so geschickt, daß die Griechen sie für die Erfinder des Glases hielten, während sie es doch bei den Aegyptern hatten kennen lernen. Ganz einzig waren sie in der Bereitung der köstlichen Purpurfarbe, wozu ihnen gewisse Meeresschnecken dienten; aber die Art der Bereitung behielten sie für sich als tiefes Geheimnis. Ihre Purpurzeuge und sonstigen Gewebe, ihre Schmucksachen, Elfenbeinschnitzereien, Töpferwaren und Metallarbeiten waren allerwärts gesucht. Durch die Verbreitung der orientalischen Waren reizten sie die Völker, mit denen sie verkehrten, zur Nachahmung an; man glaubt sogar, daß sie dem Steinzeitalter in Europa ein Ende bereitet haben, indem sie die Bewohner mit ihren Kupfer- und Bronzewaren bekannt machten.

7. Verbreitung der Schrift. — Noch Wichtigeres haben sie jenen Völkern gebracht, nämlich die Schrift. Wie für die Erfinder des Glases, hielt man sie auch für die Erfinder der Lautschrift. Das eine ist freilich so wenig richtig wie das andere, beides entlehnten sie vielmehr von den Aegyptern. Aber sie erwarben sich das große Verdienst,

die von den Aegyptern erfundene Lautschrift in hohem Grade vereinfacht und vervollkommnet zu haben. Sie reinigten sie nämlich von allen Silbenzeichen und Bilderrätseln und behielten bloß ungefähr 20 Lautzeichen bei, die sie dann in eine bestimmte Reihenfolge brachten, das Alphabet. Ihr zweites Verdienst ist, dies Alphabet in der Welt verbreitet zu haben. Die Hebräer und übrigen Völker Westasiens empfingen es von ihnen. Auch die Griechen waren sich dessen wohl bewußt, daß sie den Phöniziern ihre Schrift verdankten. Von den Griechen aber erhielten die Römer das Alphabet und von den Römern wir. So stammen alle die alten und neuen Lautschriften Europas und Asiens mittelbar oder unmittelbar von dem ägyptisch-phönizischen Alphabete ab. Auf diese Weise sind die Phönizier ein wichtiges Glied in der Geschichte der Menschheit geworden; in Aegypten und Babylonien entstand die Kultur, aber die Phönizier trugen Keime derselben in alle Welt hinaus.

8. Religion. — Die Religion der Phönizier war ähnlich der babylonischen. Auch sie vergötterten die Naturkräfte, die Gestirne. Jede Stadt hatte ihren Hauptgott, ihren Baal, d. i. „Herrn", dessen Gemahlin gewöhnlich unter dem Namen Astarte verehrt wurde. Ihr Gottesdienst war eine Vereinigung von Ausschweifung und unheimlichsten Aberglaubens, den Zorn ihrer Götter suchten sie namentlich durch Menschenopfer zu besänftigen. Die höchste Gabe an die Gottheit war die Opferung des eigenen Sohnes, vor allem des Erstgeborenen. Noch am Ende des 4. Jahrhunderts v. Chr. brachten die Karthager in großen Nöten solche Kinderopfer dar. Davon mag es kommen, daß man die Phönizier überhaupt für hart und knechtisch, sittenlos und grausam, blutdürstig und treulos hielt.

9. Spätere Geschichte. — Noch immer galt Sidon als das Haupt Phöniziens. Da erschienen eines Tages Seeräuber aus dem Philisterlande unvermutet vor der prächtigen Stadt und zerstörten sie. Die Einwohner flohen nach Tyrus, das damit gleichsam Sidons Erbe antrat und es bald an Glanz und Reichtum überstrahlte. Den Gipfel seines Ruhms erstieg es um 950 v. Chr. unter König Hiram, dem Zeitgenossen Davids und Salomos. Da war auch Phönizien frei von jeder Herrschaft; denn die beiden Nachbarreiche Aegypten und

Assyrien befanden sich in einem Zustande innerer Zerrüttung. Bald jedoch mußte Tyrus den Assyrern wieder Huldigung leisten. Nur ungern fügte es sich dem harten Joche; immer und immer wieder erhob es sich, bauend auf seine Lage im Meere, und manchmal scheiterte die Kraft der assyrischen Eroberer an dem Felseneilande. Als Ninive gefallen war, kam Nebukadnezar, der König Babylons, nach Phönizien, und alle Städte ergaben sich ihm, nur das trotzige Tyrus widerstand. 13 Jahre lang belagerte er umsonst die Inselstadt und mußte ihr zuletzt einen ehrenvollen Frieden gewähren. Nichtsdestoweniger war es vorbei mit ihrer Blüte, mit ihrer Alleinherrschaft auf dem Meere; denn das jugendfrische Volk der Griechen, das von den Phöniziern so viel gelernt, fing an, seinen Lehrmeistern Stück für Stück des Mittelmeeres streitig zu machen. Schon hatten sie vor diesen aus dem Schwarzen, dem Aegäischen, dem Jonischen Meere weichen müssen, schon fuhren hellenische Schiffe an die Küsten Galliens und Spaniens, trieben Handel daselbst und gründeten Kolonien. Tyrus oder eine andere altphönizische Stadt war außerstande, den Griechen länger die Spitze zu bieten.

10. Karthago. — Da war es die Tochterstadt Karthago, welche den phönizischen Namen zu neuem Glanze erhob. Dort, wo Afrika sich Sizilien nähert, bringt eine Bucht ins Land ein, der heutige Golf von Tunis. Im Südwesten derselben springt eine Landzunge ins Meer vor; auf deren Spitze lag Karthago. Auf einer Anhöhe war die Burg Byrsa; um diese dehnte sich ein Häusermeer, das zur Zeit des Untergangs der Stadt 700,000 Menschen beherbergte. Das Ganze war umschlossen von gewaltigen Ringmauern, in welchen sich Stallungen für die Elefanten und Pferde des Heeres befanden. Eine großartige Wasserleitung führte das Trinkwasser 15 Stunden weit her. Am Meere lagen zwei Häfen, der eine für die Kriegsschiffe, der andere für die Kauffahrer bestimmt; der Eingang konnte mit Ketten gesperrt werden.

11. Gründung Karthagos (814 v. Chr.?). — Karthagos Gründung wird auf folgende Weise erzählt: Ein tyrischer König ermordete den Gemahl seiner eigenen Schwester, der Prinzessin Elissa. Diese suchte sich zu rächen, indem sie eine Verschwörung anstiftete, die jedoch entdeckt wurde. Da flüchteten sich die Verschworenen auf die

Schiffe im Hafen und fuhren ins weite Meer hinaus bis an die Küste Nordafrikas oder, wie es damals hieß, Libyens, wo schon längst phönizische Kolonien bestanden. Elissa kaufte von den wilden Libyern auf jener Landzunge so viel Land, als eine Ochsenhaut umspannen könne, und erwarb, indem sie diese in ganz dünne Streifen zerschnitt, Platz genug, um eine Stadt darauf zu erbauen, die sie Karthago, d. i. die „neue Stadt", nannte. Noch vieles wußte die Sage von den Schicksalen der mutigen Königstochter zu berichten, welche die spätern Karthager unter dem Beinamen Dido göttlich verehrten. Bald wurde die junge Stadt mächtig; sie unterwarf sich das Land ringsum, besetzte die Küste Algiers, Marokkos und Spaniens mit Kolonien und trat den Griechen entgegen, trieb sie zurück aus Sardinien und Korsika und rang mit ihnen jahrhundertelang um Sizilien. So rettete sie für die phönizische Seeherrschaft das westliche Becken des Mittelmeeres. Wie früher die Tyrer, fuhren jetzt die Karthager in den Atlantischen Ozean hinaus und holten das Zinn Britanniens. Besonders begierig waren sie, die Westküste ihres Erdteils kennen zu lernen. Ein Admiral, Hanno, bekam den Auftrag, mit 60 Schiffen sie zu erforschen und Niederlassungen darauf zu gründen. Er gelangte nach einer langen Fahrt an der öden Sandküste der Sahara vorbei zu einem großen, von Krokodilen und Nilpferden wimmelnden Strom, dem heutigen Senegal, und entdeckte die von Negern bevölkerten Gestade des heutigen Senegambien. Der merkwürdige Reisebericht des karthagischen Admirals wurde in einem Tempel der Stadt aufbewahrt und ist uns noch in griechischer Übersetzung erhalten. In der Folge trieben die Karthager einen gewinnbringenden Handel mit den Wilden jener Küste und zwar auf folgende Weise: Sie legten ihre Waren an der Küste nieder, kehrten darauf in ihre Schiffe zurück und machten Rauch. Auf dies Zeichen erschienen die Eingeborenen aus ihren Wäldern, legten neben die Waren so viel Gold, als sie geben wollten und zogen sich zurück. Dann gingen die Phönizier wieder ans Land. Waren sie zufrieden, so nahmen sie das Gold und ließen die Waren; schien es ihnen zu wenig, so gingen sie zurück und warteten, bis die Wilden zugelegt hatten und so fort, bis zur Zufriedenheit beider Teile. Eifersüchtig wachten die Karthager auf ihren Handel, die Quelle ihres unermeß-

lichen Reichtums. Ihre Kauffahrer hatten den Befehl, fremde Schiffer, die sie auf der Fahrt nach Sardinien oder nach der Meerenge von Gibraltar anträfen, ohne weiteres ins Meer zu stürzen, und um andere abzuschrecken, setzten sie wunderliche Märchen über die Schrecknisse des Ozeans in Umlauf. So war Karthago als Beherrscherin eines blühenden Reiches, als größte Handelsstadt am Mittelmeere gewaltiger, reicher und bevölkerter als irgend eine altphönizische Stadt, bis es im Kampfe mit Rom um die Beherrschung Westeuropas ein erschütterndes Ende fand.

V. Die Juden.

Wellhausen, Israelitische und jüdische Geschichte. **Stade**, Geschichte des Volkes Israel (Oncken), 2 Bde. · **Guthe**, Geschichte Israels. **Kittel**, Geschichte der Hebräer, 2 Bde. Renan, Histoire du peuple d'Israël, 5 Bde., deutsch von **Schaelsky**, Geschichte des Volkes Israel.

1. Auszug aus Aegypten. Eroberung Kanaans (um 1200 v. Chr.). — Vom Meere durch die Phönizier und Philister abgeschnitten, zu beiden Seiten des Jordan saß das Volk der Israeliten, oder, wie es von den Nachbarn genannt wurde, der Hebräer.[1]) Nach ihren Überlieferungen waren sie einst als Nomaden in der syrisch-arabischen Wüste umhergewandert. Von Hungersnot getrieben, kamen sie später nach Aegypten und ließen sich dort in den Weiden östlich vom Nildelta an der Grenze der Wüste nieder. Hier ging es ihnen anfangs vortrefflich. Die Aegypter ließen sie ruhig gewähren, ihre Herden vermehrten sich und auch die Kopfzahl des Stammes wuchs um ein beträchtliches. Gerade dies erregte aber allmählich die Besorgnis der Aegypter. Daher fingen die Pharaonen an, die Hebräer wie Gefangene zu behandeln. Sie zwangen sie, bei Kanal- und Festungsbauten Frondienste zu leisten, Ziegel zu formen, Lasten zu schleppen, Weiden in Aecker zu verwandeln. Fronvögte trieben mit Peitschenhieben die Säumigen zur Arbeit an. Den „Söhnen Israels", die gewohnt waren, frei mit ihren Herden herumzuschweifen, erschien dies Leben als unerträgliche Knechtschaft. Sie empörten sich; ein entschlossener

[1]) Der Name „Israel" wird in der Bibel selbst verschieden erklärt, bald als „Streiter Gottes" bald als „Gott herrscht". „Hebräer" bedeutet die „Jenseitigen" und ist den Israeliten wahrscheinlich von den Nachbarn zu der Zeit gegeben worden, da sie noch jenseits, d. i. östlich vom Jordan wohnten. Der Name „Juden" endlich kommt vom Stamme Juda.

Führer, Moses, stellte sich an ihre Spitze, und glücklich entrannen sie unter seiner Leitung ihren ägyptischen Verfolgern in die Einöden der Halbinsel Sinai, wo er sie die Verehrung Jahwes, als ihres Stammgottes lehrte und dadurch zu ihrem Religionsstifter wurde. Nach langen Wanderungen, auf denen sie das alte freie Leben in den Oasen der Wüste wieder aufnahmen, gelangten sie von der Sinaihalbinsel in das Hochland östlich vom Jordan. Von hier aus erblickten sie die Städte und wohlangebauten Gefilde der Kanaaniter, welche die gesegneten Ebenen des Jordantales und die Höhen und Täler bis zur Küste hin bewohnten. Dies reizte sie, in das Land, wo „Milch und Honig floß", einzubrechen und sich dort neue Wohnsitze zu erkämpfen. Sie zerfielen in zwölf Stämme, von denen jeder seine Herkunft und seinen Namen von einem Sohn oder Enkel Jakobs, des sagenhaften Urvaters der Hebräer, herleitete. Zwei von diesen Stämmen, Ruben und Gad, sowie ein Teil von Manasse, setzten in der bisherigen Heimat östlich vom Jordan ihr Hirtenleben fort. Die anderen überschritten den Fluß und entrissen den Kanaanitern einen Teil ihrer Städte und Gaue.

2. Die Zeit der Richter. — In Kanaan gingen die Israeliten zu seßhaftem Leben über; sie bauten Getreide, Wein und Öl. Aber einen Staat bildeten sie noch nicht; sie hatten keine gemeinsame Regierung. Jeder Stamm lebte in den neuen Wohnsitzen für sich und kümmerte sich wenig um die anderen; zuweilen lagen sie sogar untereinander im Kriege. Infolge dieser Zersplitterung waren die Israeliten zu schwach, die Eroberung Kanaans zu vollenden. Mitten unter ihnen behaupteten die alten Einwohner ihre Selbständigkeit in festen Städten und Burgen. Auch von den Raubzügen der benachbarten Wüstenstämme im Osten und Süden, der Moabiter, Ammoniter, Midianiter und Amalekiter hatten sie schwer zu leiden. „Wenn Israel gesäet hatte," erzählt die Bibel, „kamen die Söhne des Ostens und vernichteten das Gewächs des Landes und ließen keine Nahrung übrig in Israel, und keine Schafe, Ochsen und Esel. Wie Heuschrecken an Menge kamen sie mit ihren Herden und Zelten, und ihrer Kamele waren Unzählige. Und die Söhne Israels mußten sich verbergen in Schluchten, Höhlen und in den Bergfesten." Hie und da fand sich in solchen Nöten unter den Israeliten ein kühner Held, der seine Stammes-

genossen im Widerstande gegen die Feinde anführte und etwa auch von andern Stämmen unter dem Namen eines „Richters" als Oberhaupt anerkannt wurde. Das konnte jedoch dem Volke Israel auf die Dauer nicht helfen; zumal ihm ein neuer Feind erstand, der gefährlicher war als alle anderen. Das waren die streitbaren Philister, dem Ursprung nach ein Seeräubervolk, das nach israelitischer Überlieferung von der Insel Kreta gekommen war und sich an der syrischen Küste südlich von Phönizien festgesetzt hatte. In einer großen Schlacht wurden die Israeliten von den Philistern aufs Haupt geschlagen, ihr größtes Heiligtum, die heilige Lade, fiel in die Hände des Feindes. Die meisten Stämme mußten die Oberhoheit der Philister anerkennen; sogar das Schmiedehandwerk wurde ihnen untersagt, damit sie keine Schwerter und Spieße mehr verfertigen könnten.

3. Saul, König der Israeliten (um 1000 v. Chr.). — Schon dauerte die Fremdherrschaft der Philister über Israel geraume Zeit. Da gab ein mutiger Kriegsmann aus dem Stamme Benjamin, namens Saul, „der um einen Kopf höher als alles Volk war," das Zeichen zur Erhebung. Er hatte die Augen Israels auf sich gezogen, indem er einer von den Ammonitern belagerten Stadt im Osten des Jordans durch eine kühne Waffentat Hülfe brachte. Die schweren Schicksale hatten endlich die verschiedenen Stämme belehrt, daß nur im engen Zusammenhalten aller, in einer gemeinsamen Regierung das Heil zu finden sei. Diese wußten sie nicht anders herzustellen als durch Einsetzung eines Königs. Daher kam das ganze Volk zusammen und wählte Saul zum Könige von Israel. Ein angesehener Priester und Seher, Samuel, salbte sein Haupt zum Zeichen, daß ihn Jahwe selber zum Retter seines Volkes erkoren. Der neue Herrscher entsprach den auf ihn gesetzten Hoffnungen. Sein Sohn, Jonathan, erschlug den Statthalter, den die Philister in Israel eingesetzt hatten. Und als diese hierauf mit großer Macht ins Land rückten, erfocht Saul einen glänzenden Sieg über sie, der die Freiheit Israels sicherte. In unablässigen Kämpfen trieb er auch die andern Feinde ringsum zurück. Doch blieb er der einfachen Lebensweise seiner früheren Zeiten treu. Prunk und Hofstaat verschmähte er; nur mit einem Gefolge tüchtiger Krieger umgab er sich, die den Kern seines Heeres bildeten.

4. David. — Zu diesen gehörte auch David, ein junger Kriegsmann aus Bethlehem, vom Stamme Juda. Dieser hatte sich in den Kämpfen gegen die Philister durch seinen unerschrockenen Mut so sehr hervorgetan, daß ihn Saul zu seinem Waffenträger und Tischgenossen machte und ihm seine jüngere Tochter zur Gemahlin gab. Nach einiger Zeit aber faßte Saul den Argwohn, der ehrgeizige Jüngling trachte ihm nach Krone und Leben. David floh mit anderen Unzufriedenen zu den Philistern, die ihm aus Haß gegen Saul gute Aufnahme bereiteten. Sie unternahmen einen neuen Heereszug gegen Israel. David wollte an ihrer Seite kämpfen; allein die Fürsten der Philister, die ihm nicht recht trauten, ließen ihn nicht mitziehen. Saul stellte sich ihnen entgegen, und es kam zu einer großen Schlacht, die unglücklich für ihn endete. Drei seiner Söhne sah der König fallen, darunter den tapferen Jonathan; da stürzte er sich in Verzweiflung selber in sein Schwert. Tief betrauerten die Israeliten den Fall ihres heldenmütigen Führers. „Deine Blüte, o Israel", so sang damals ein Klagelied, das man später sonderbarerweise dem David zuschrieb, „liegt erschlagen auf deinen Höhen! Gefallen sind deine Helden. Saul und Jonathan, die sich hold waren im Leben, sind auch im Tode nicht getrennt. Schneller wie Adler waren sie, stärker wie Löwen. Töchter Israels, weinet über Saul, der euch lieblich in Purpur kleidete, der euch goldenen Schmuck auf euer Gewand gab. Ach, gefallen sind die Helden im Streit!"

5. David König. — Unter dem Schutze der Philister, die David als seine Oberherren anerkannte, kehrte dieser jetzt in die Heimat zurück. Zunächst nur vom Stamme Juda als König anerkannt, rang er jahrelang mit dem letzten Sohne Sauls um die Krone; da wurde dieser von zweien seiner Hauptleute ermordet, und ganz Israel fiel jetzt dem Bethlehemiten zu. So sah sich David endlich am Ziele. Damit er keinen Nebenbuhler mehr zu fürchten habe, rottete er alle Nachkommen Sauls aus bis auf den lahmen Sohn Jonathans, seines einstigen Freundes. Vor allem suchte er aber durch glänzende Kriegstaten das Andenken an seinen Vorgänger in Vergessenheit zu bringen. Zunächst vollendete er die Unterwerfung der Kanaaniter, denen er die Feste Jerusalem entriß. Diese lag inmitten des Landes auf drei Hügeln und war trefflich zu verteidigen. Deshalb erhob sie David zur

Hauptstadt und ließ sich auf dem Hügel Zion durch phönizische Baumeister, die ihm Hiram von Tyrus schickte, eine Königsburg erbauen. Mit nicht geringerem Glücke bekämpfte er die auswärtigen Feinde. Seinen ehemaligen Beschützern, den Philistern, fügte er solche Schläge zu, daß sie fortan Israel in Ruhe ließen. Die Ammoniter und Moabiter jenseits des Jordans, die Nomadenstämme im Süden, die Syrer im Norden, alle wurden besiegt und zur Huldigung und Tributzahlung gezwungen oder ausgerottet. Mit Recht konnten die Israeliten jetzt singen: „Saul hat seine tausend erschlagen, David aber seine zehntausend!" Freilich wetteiferte der jüdische Eroberer auch an Grausamkeit mit den Despoten Assyriens. Von den Ammonitern erzählt die Bibel: „Er legte sie unter Sägen und eiserne Dreschwagen und unter eiserne Aexte und verbrannte sie in Backöfen. Also tat er allen Städten der Kinder Ammon." Auch seinen Untertanen gegenüber beging David ohne Scheu die Taten eines Despoten, ließ er doch einen seiner Hauptleute heimtückisch ermorden, um dessen Weib in seinen Harem nehmen zu können. Trotzdem daher Israel unter Davids Regierung mächtiger und ruhmreicher dastand als je vor oder nachher, herrschte doch große Unzufriedenheit unter dem Volke. Des Königs eigener Sohn, Absalom, stiftete eine Empörung gegen ihn und wurde nur mit Mühe besiegt. Als David sein Ende herannahen fühlte, gab er seinen Thron nicht dem ältesten seiner Söhne, der das beste Anrecht darauf hatte, sondern dem, der ihm am liebsten war, Salomo.

6. Salomo (um 950 v. Chr.). — Dieser begann seine Regierung damit, daß er nach morgenländischer Art seinen Bruder und dessen Anhänger umbringen ließ. Dann wollte er der Welt zeigen, daß er ein großer und reicher König sei. Er baute neue Paläste, die er aufs köstlichste schmückte, und richtete einen üppigen Hofhalt ein, zu dessen Unterhalt das Volk, abgesehen von Wildbret und Geflügel, täglich zehn fette Stiere, zwanzig Rinder und hundert Schafe, nebst ungeheuren Massen Mehl liefern mußte. Seine Einkünfte suchte er noch durch Handel zu vermehren. Er schloß enge Freundschaft mit König Hiram von Tyrus und ließ seine Schiffe in Gesellschaft von phönizischen auf dem Mittelmeer und dem Indischen Ozean fahren, um die Schätze fremder Länder zurückzubringen. Überhaupt tat er manches, um aus

den Juden, die bisher nur Viehzucht und Ackerbau getrieben, ein Handelsvolk zu machen. Am meisten Dank aber wußte ihm Israel dafür, daß er ihm ein schönes Heiligtum erbaute. Wie die Götter der Phönizier und Aegypter sollte auch Jahwe, der Gott der Hebräer, seine prächtige Wohnstätte in der Hauptstadt haben. In Israel selbst gab es keine Baumeister und Künstler, die ein solches Werk hätten würdig ausführen können; deshalb ließ Salomo von seinem Freunde Hiram Bauleute aus Tyrus kommen, und diese errichteten dann den in der Bibel so sehr bewunderten Tempel in Jerusalem. Freilich mit den Bauwerken Thebens und Babylons konnte er sich nicht messen, aber für das kleine Volk der Juden war er ein Prachtgebäude sondergleichen. Über dem Tempelbau vergaßen diese später Salomos Fehler. Zwar opferte er seinen zahlreichen ägyptischen, phönizischen und anderen heidnischen Frauen zulieb neben Jahwe auch fremden Göttern. Auch vermochte er, da ihm die kriegerische Tüchtigkeit seines Vaters abging, die unterworfenen Völker am Abfalle nicht zu verhindern, und drückte die Israeliten selber um so härter mit Steuern und Fronden. Dennoch wurde er später als der Inbegriff aller Frömmigkeit, Weisheit und Herrschertugend gepriesen, und in den Zeiten des Elends sonnten sich die Juden im Ruhme Davids und Salomos, denen sie auch die schönsten ihrer Dichtungen und alle ihre Weisheitssprüche zuschrieben.

7. Teilung Israels (um 925 v. Chr.). — Zu Lebzeiten Salomos war das Volk freilich nicht so gut auf ihn zu sprechen. Kaum hatte er die Augen geschlossen, so strömten Männer aus dem ganzen Volke zu Sichem, der Hauptstadt des mächtigen Stammes Ephraim, zusammen und sandten eine Abordnung an seinen Sohn Rehabeam, um von ihm etwelche Erleichterung der ungewohnten Lasten zu verlangen. In übermütiger Verblendung erwiderte ihnen dieser: „Mein Vater hat euch mit Geißeln gezüchtigt und ich will euch mit Skorpionen züchtigen." Da erhob sich ein Aufstand; zehn Stämme, Ephraim voran, die Mehrheit des Volkes, sagten sich vom Hause Davids los und wählten einen neuen König. Nur die beiden südlichsten, Juda mit der Hauptstadt Jerusalem und Benjamin, blieben dem Rehabeam treu. So zerfielen die Hebräer in zwei Staatswesen, das Reich Juda im Süden, von dem das Volk den Namen der Juden erhalten hat, und das Reich

der zehn Stämme im Norden, welche den Namen Israel für sich in Anspruch nahmen. Hauptstadt des neuen Reiches wurde Samaria, das nördlich von Jerusalem in einem fruchtbaren Tale gelegen war.

8. Die Religion Jahwe's. Die Propheten Elias und Elisa (um 850 v. Chr.). — Infolge dieser Trennung war es mit der Macht der Hebräer unwiederbringlich vorbei. Die Könige von Israel und Juda lagen fast ununterbrochen mit einander in brudermörderischem Kampfe. Zugleich erhoben sich die alten Feinde ringsum gegen das zwiespältige Volk und bedrängten es durch Raub- und Eroberungszüge. Auch wurde das Reich der zehn Stämme durch unaufhörliche Revolutionen im Innern zerrüttet. Ein Königshaus um das andere wurde gestürzt und ausgerottet. Aber gerade in dieser Zeit der Trübsal wurde der Grund zu der wahren Größe des jüdischen Volkes in der Weltgeschichte gelegt. Mitten unter dem Götzendienste der Syrer, Phönizier, Assyrer und Babylonier mit seiner zügellosen Sinnenlust und seinen grausigen Menschenopfern entstand in Israel der Herd einer reinen und tieferen Gottesverehrung. Ursprünglich hatte sich die Religion der Hebräer von derjenigen ihrer Nachbarn wohl nur dadurch unterschieden, daß ihr höchster Gott Jahwe hieß statt Baal. Ihm errichteten sie vorzugsweise Bilder und Altäre; aber neben ihm dienten sie auch einer Menge anderer Götter in ebenso sittenloser Weise als die übrigen Syrer. Allmählich jedoch schwangen sich einzelne unter ihnen zu der Überzeugung empor, daß Jahwe nicht bloß der höchste, sondern der alleinige Gott sei, neben dem keine anderen verehrt werden dürften. Jahwe ist der Schöpfer und Erhalter der Welt, der allmächtige Lenker des Schicksals der Menschen. Sonne, Mond und Sterne sind die Werke seiner Hände, nicht selbst göttliche Wesen. Er ist heilig und gerecht, er vergilt Gutes mit Gutem und Böses mit Bösem. Daher soll auch sein Gottesdienst rein und heilig sein, und nicht im Bilde soll er angebetet werden, sondern im Geiste. Israel aber hat er vor anderen zu seinem Volke auserwählt, mit ihm hat er einen Bund geschlossen, auf daß es ihm diene; er hat es durch Moses aus der ägyptischen Knechtschaft erlöst und ihm Kanaan zu eigen gegeben. Aber weil es andere Götter neben ihm hat, weil es seine heiligen Gebote mißachtet, so sucht er es durch Unglück heim und wird

es immer tiefer ins Elend stürzen. Wenn es sich aber bekehrt und ihm allein und auf echte Weise dient, dann wird er Barmherzigkeit üben und es wieder groß machen vor allen Völkern. So lehrten die jüdischen Denker, und je größer die Not in Israel wurde, desto mehr faßten diese Lehren Wurzel. — Freilich fehlte noch viel, daß sie zum Siege gekommen wären, daß Könige und Volk ohne weiteres ihrem althergebrachten Götzendienste entsagt hätten. Aber immer wieder standen Männer auf, welche ohne Menschenfurcht, allein der Stimme ihres Gewissens folgend, Könige und Volk zur Buße mahnten, in feurigen Reden die Leiden, die Israel trafen, als Strafe für den Götzendienst schilderten und neue weissagten, wenn es nicht davon ablasse. Nur zu oft gaben die Ereignisse ihren düstern Ahnungen recht. Daher glaubte das Volk, diese Männer sähen in die Zukunft, und verehrten in ihnen Seher oder Propheten. Insbesondere bekämpften die Propheten den Dienst des Baal, der neben Jahwe in Israel am meisten verehrt wurde und eigene Tempel und Priester hatte. In ihrem glühenden Eifer schreckten einzelne nicht vor dem Äußersten zurück. Wenn die Könige nicht auf sie hören wollten, wandten sie sich an das Volk, schilderten ihm ihre ungerechten Handlungen und reizten es zur Empörung auf. So erhielt sich im Volke das sagenhafte Andenken an einen mächtigen Volksredner im Reiche Israel, Namens Elias, der mit dem König Ahab und seiner Gemahlin Isebel, einer tyrischen Prinzessin, einen Kampf auf Leben und Tod führte. Er kam nicht zum Ziele, aber er fand einen Nachfolger in dem Propheten Elisa. Auf dessen Anstiften warf sich Jehu, ein Kriegsoberster, gegenüber dem Sohne Ahabs zum Könige auf und ermordete diesen mit seinem ganzen Geschlechte. Dann lockte er unter dem Vorwande eines Festes alle Priester des Baal zusammen und ließ sie niedermachen und ihre Tempel und Heiligtümer zerstören. „So vertilgte Jehu den Baal aus Israel."

9. Ende des Reiches Israel (722 v. Chr.). — Diese blutigen Greuel im Namen Jahwe vermochten jedoch Israel nicht vor dem Untergang zu retten. Immer furchtbarer erhob sich die Macht Assyriens, und die Könige in Samaria und Jerusalem beeilten sich, durch freiwillige Unterwerfung und Tributzahlung die Wut der assyrischen Eroberer von sich abzulenken. So tat anfänglich auch Hosea, der letzte

König der zehn Stämme. Aber bei einem Thronwechsel in Assyrien glaubte er das drückende Joch abschütteln zu können. Er schickte heimlich Boten nach Aegypten, wo man ihm Hilfe versprach, und sandte keinen Tribut mehr nach Ninive. Sogleich rückte der neue assyrische Herrscher, Salmanassar IV., mit Heeresmacht in Israel ein. Umsonst versuchte der erschreckte Hosea ihn durch Unterwerfung zu versöhnen; er wurde in Ketten nach Ninive geschickt. Dann legte sich Salmanassar vor die Hauptstadt Samaria, die ihm mutigen Widerstand leistete; er starb, ehe er sie bezwungen hatte. Allein die Hilfe Aegyptens blieb aus, und Salmanassars Nachfolger, Sargon II., betrieb die Belagerung mit solchem Eifer, daß die Stadt im dritten Jahre fiel. Mit Samaria stürzte das Reich Israel zusammen. Ein großer Teil des Volkes wurde fortgeschleppt und in Mesopotamien angesiedelt, während die verödeten Ortschaften mit Babyloniern und Syrern wieder bevölkert wurden. Im Königspalast zu Samaria aber nahm ein assyrischer Statthalter seinen Sitz.

10. Der Prophet Jesaias. Hiskia und Senacherib (um 700 v. Chr.). — Je tiefer die Hebräer in Ohnmacht und Elend versanken, um so geläuterter und erhabener wurden die Lehren ihrer Propheten. Gerade um die Zeit des Untergangs der zehn Stämme lebte in Jerusalem, im Reiche Juda, der größte und herrlichste derselben, Jesaias. Von den äußeren Lebensumständen dieses Mannes wissen wir wenig, wohl aber sind seine Lehren in der Bibel aufbewahrt. Die ältern Propheten waren Redner, die sich mündlich ans Volk wandten; die spätern waren Schriftsteller, die ihre Offenbarungen und Mahnreden niederschrieben. So auch Jesaias. Wie allen Propheten, erschien auch ihm das Unglück, das sein Volk traf, als Strafe für Sünde und Abgötterei. Aber nichts ergrimmte ihn mehr als die falsche Frömmigkeit, die bloße Scheinheiligkeit, mit der so viele durch Opfern und Beten im Tempel Jahwes Grimm von sich abzulenken suchten. „Ich bin satt," so läßt er Jahwe sprechen, „eurer Brandopfer von Schafen und vom Fette der Stiere, ich habe keine Freude am Blute der Ochsen, der Böcke, meine Seele haßt euern Sabbat, eure feierlichen Feste. Bringt mir keine Lügenopfer mehr, euer Rauchwerk ist mir ein Greuel. Mit eurem Munde naht ihr euch mir und mit euren

Lippen ehrt ihr mich: euer Herz aber haltet ihr fern von mir. Höret auf Übles zu tun, lernt das Rechte vollbringen, rettet den Unterdrückten, helfet dem Waislein zum Rechte, führet die Sache der Witwe. Wer in Gerechtigkeit wandelt und Wahrheit spricht, wer schlechten Gewinn verschmäht, wer das Recht zur Richtschnur nimmt und die Gerechtigkeit zur Wage, der wohnt auf Höhen; Felsenburgen sind sein Schutz, und sein Wasser versiegt nie." So wies der Prophet in erschütternden Mahnreden die Juden vom bloß äußerlichen Gottesdienste zur Besserung des Herzens, zur Übung der wahren Tugend hin. — Jesaias war aber auch ein weiser Staatsmann. Zu seiner Zeit regierte König Hiskia in Jerusalem ganz nach dem Sinne des Propheten. Ein eifriger Verehrer Jahwes, machte er allem Baal- und Astartedienst in Juda ein Ende und ließ auch eine angeblich von Moses herstammende eherne Schlange im Tempel beseitigen, die das Volk als Heiligtum angebetet hatte. Nur in einem handelte er dem Rate des Propheten zuwider. Wie alle Fürsten Vorderasiens, hatte Hiskia den assyrischen Königen Huldigung leisten und Tribut zahlen müssen. Als jedoch Sargon, der Eroberer Samarias, ermordet wurde, sann er, wie zwei Jahrzehnte früher Hosea von Israel, auf Abfall. Auch den Jesaias schmerzte die Knechtschaft seines Volkes tief; aber er hielt jede Erhebung für aussichtslos und nur dazu geeignet, es noch tiefer ins Elend zu stürzen. Trotz seiner dringenden Abmahnungen kündete Hiskia im Vertrauen auf Hilfszusagen, die er aus Aegypten erhielt, mit den Phöniziern und Philistern den Assyrern den Gehorsam. Sofort erschien Senacherib, Sargons Sohn und Nachfolger, Rache schnaubend in Juda. Aufs schrecklichste wurde das Land verheert. „46 seiner Städte, zahllose kleinere Orte nahm ich ein," erzählt eine Inschrift des Senacherib, „200,150 Menschen männlichen und weiblichen Geschlechtes, Pferde, Maultiere, Esel, Kamele, Rinder und Schafe ohne Zahl führte ich als Kriegsbeute mit fort." Umsonst bot ihm Hiskia seine Unterwerfung an; alle Schätze Jerusalems reichten nicht hin, den Grimm des Wüterichs zu besänftigen. Da entschloß sich Hiskia, sich hinter den Mauern der Hauptstadt so lange als möglich zu verteidigen, und niemand ermunterte ihn jetzt kräftiger zum Ausharren als Jesaias, der darauf vertraute, Jahwe werde sein Volk nicht untergehen lassen. Und wirklich, wie durch ein Wunder wurde

Jerusalem gerettet. Wohl schlug der Assyrer ein ägyptisches Heer, das zum Entsatze der Verbündeten in Palästina heranrückte, in die Flucht. Allein eine furchtbare Seuche befiel seine Kriegerscharen, so daß er es für geraten fand, die Belagerung aufzuheben und nach Hause zu kehren. Hiskia aber war so klug, ihm reichen Tribut nach Ninive nachzusenden, und erkaufte sich dadurch Verzeihung. — Die wunderbare Rettung Jerusalems erfüllte den greisen Jesaias mit Ahnungen einer besseren Zukunft. Er hegte die feste Zuversicht, daß einst eine Zeit kommen werde, wo es in Juda keine Götzendiener und Missetäter mehr gebe. „Dann wird der Herr alle die in der Fremde zerstreuten Söhne Israels um Zion sammeln, und keine Eifersucht wird mehr die jüdischen Stämme entzweien. Ein König aus dem Hause Davids wird sie beherrschen, auf dem der Geist des Herrn, der Geist der Weisheit ruht, dessen Gürtel die Gerechtigkeit und Wahrheit ist." Sogar die Aegypter, Assyrer, ja alle Völker der Erde werden erkennen, daß Jahwe der alleinige wahre Gott ist, und sich um ihn als ihren Leitstern scharen. „Dann, wann die Erde voll sein wird von der Erkenntnis des Herrn, gleich wie das Meer voll Wasser, dann werden die Völker sich nicht mehr mit wildem Grimme zerfleischen; dann wird Jahwe Recht sprechen unter ihnen, und der Gerechtigkeit Werk ist der Friede, daß die Völker ihre Schwerter umschmieden zu Karsten und ihre Speere zu Winzermessern. Dann erhebt nicht mehr Volk gegen Volk die Waffen und nicht lernen sie fürder den Krieg." Solches sann und hoffte ein einsamer Denker im Morgenlande zu einer Zeit, wo über der Masse der Menschen noch das tiefste Dunkel der Barbarei lagerte, wo die phönizischen Mütter ihre Kinder dem Baal verbrannten und die assyrischen Eroberer die Menschen zu Hunderttausenden hinschlachteten und verstümmelten.

11. Das jüdische Gesetzbuch (621 v. Chr.). — Seitdem von Salomo der Tempel Jahwes in Jerusalem gebaut worden war, hatte sich dort allmählich ein erblicher Priesterstand gebildet, die Leviten. Diese nahmen mehr und mehr die Ausübung des Gottesdienstes und die Darbringung der Opfer als ihr alleiniges Vorrecht in Anspruch. Wie die Propheten, verfolgten auch sie das Ziel, den heidnischen Götzendienst unter den Juden auszurotten, zugleich aber auch dasjenige, ihre

Macht und ihren Einfluß nach Kräften zu vermehren. Aus der Mitte dieser Priester in Jerusalem ging ein Gesetzbuch hervor, das sie, um ihm höheres Ansehen zu verleihen, dem Befreier der Hebräer, Moses, zuschrieben; nach der Flucht aus Aegypten, in der Gebirgswildnis der Halbinsel Sinai, lehrten sie, habe ihm Jahwe befohlen, diese Gebote zu geben. Im Jahre 621 ließ der Oberpriester im Tempel zu Jerusalem dem König Josias, der damals in Juda regierte, melden, er habe das Gesetzbuch des Moses im Hause Jahwes gefunden. Der König schenkte ihm Glauben, verlas das gefundene Buch im Tempel vor allem Volke und erklärte es feierlich zum Gesetze des Staates. Das priesterliche Gesetzbuch enthielt manche treffliche Sittengebote und Rechtsvorschriften, von denen einzelne wirklich von Moses herrühren mochten. Vor allem aber sollte es die Juden vor jedem Rückfall in die Abgötterei bewahren. Deshalb sollten sie jede Gemeinschaft mit anderen Völkern meiden. Aufs strengste wurden ihnen Heiraten mit Angehörigen fremder Nationen verboten, auch durften sie solche nicht als Bürger und Volksgenossen annehmen. Götzendiener in ihrer Mitte sollten mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden. „So dein Bruder oder dein Sohn oder deine Tochter oder das Weib an deinem Busen oder dein Freund, den du wie deine Seele liebst, dich anreizt, anderen Göttern zu dienen, so soll deine Hand die erste gegen ihn sein, ihn zu steinigen." Trieb eine Stadt Abgötterei, so sollte sie von der Erde getilgt und alles Lebende, sogar das Vieh, mit der Schärfe des Schwertes getötet werden. So machte das Gesetz den Juden Haß und blutige Verfolgung gegen die andern Religionen zur Pflicht. Und während Jesaias und andere Propheten jede bloß äußerliche Frömmigkeit verworfen hatten, legte das Gesetz das größte Gewicht auf die genaue Beobachtung einer Unmasse rein äußerlicher Gebote, auf Opfer, Waschungen, Enthaltung von gewissen Speisen u. dgl. Auch setzte es endgültig fest, daß nirgends als im Tempel zu Jerusalem und nur durch Vermittlung der Priester daselbst Jahwe geopfert werden dürfe. Von allen Opfertieren, die das Volk im Tempel darbrachte, fielen bestimmte Stücke den Leviten zu; auch sollte ihnen der Zehnten von allen Feldfrüchten abgegeben und überhaupt alle Ehre erwiesen werden, die ihnen als den Dienern Gottes gebühre.

12. Nebukadnezar zerstört Jerusalem (586 v. Chr.). — Wenige Jahre nach der Auffindung des mosaischen Gesetzbuches stürzte das stolze Ninive, wohin die Könige Judas seit Hiskia ohne Unterbrechung Tribut geschickt hatten, zusammen. Aber die Juden hatten davon keinen anderen Gewinn, als daß sie mit den übrigen Völkern Syriens sich nunmehr der Oberherrlichkeit Babylons fügen mußten. Als sie, wiederum von Aegypten aufgereizt, dem gewaltigen Nebukadnezar den Zins verweigerten, rückte dieser alsbald herbei, zwang Jerusalem zur Öffnung der Tore und führte den König Jechonja mit allen Vornehmen, Kriegern, Zimmerleuten und Schlossern gefangen nach Chaldäa hinweg. An Jechonjas Stelle setzte Nebukadnezar dessen Oheim, Zedekia, als König ein. Aber auch dieser ließ sich nach einigen Jahren von Aegypten zum Abfall verleiten. Als ihm der Prophet Jeremias die Torheit seines Beginnens vorstellte, ließ er ihn ins Gefängnis werfen. Wieder erschien Nebukadnezar vor Jerusalem und schloß die Stadt ein. Mit verzweifelter Tapferkeit verteidigten sich die Juden, da sie keine Gnade mehr erwarten durften. Immer hofften sie, Jahwe werde sie retten, wie einst zur Zeit des Senacherib. Aber nach anderthalb Jahren heldenmütigen Widerstandes wurde Jerusalem von den Babyloniern erstürmt. Der gefangene Zedekia mußte mitansehen, wie seine Söhne nebst 72 der angesehensten Männer Judas den Tod durch Henkershand erlitten; dann wurde er selbst geblendet und in Ketten nach Babylon geführt. Jerusalem gab Nebukadnezar den Soldaten zur Plünderung preis, dann ließ er die Stadt samt dem Tempel niederbrennen. Die Mehrzahl der Juden wurde nach Chaldäa geschleppt und dort in verschiedene Städte zerstreut. Nur die Ärmsten, „die nichts hatten," durften im Lande bleiben. Eine Schar der Zurückgebliebenen wanderte nach Aegypten aus, mit ihr der greise Jeremias, der letzte der großen Propheten, der das Schicksal seines Volkes vorausgesehen hatte, ohne es abwenden zu können. Aber auch im Unglück verloren die Juden die Hoffnung auf die Wiederherstellung ihres Reiches und seiner Größe nicht. Die Religion Jahwes und das mosaische Gesetz bildeten das Band, das sie auch in der Fremde zusammenhielt, und immer wieder standen Seher unter ihnen auf, die ihnen als Lohn für treues Festhalten an Jahwe

und seinen Geboten die Ankunft eines neuen David, eines Messias, d. h. eines Gesalbten, eines Königs, verheißen, welcher sie aus der Knechtschaft erlösen und zum ersten Volke der Erde machen werde.

VI. Die Arier in Indien.

Lassen, Indische Altertumskunde, 4 Bde. **Lefmann**, Geschichte des alten Indien (Oncken). **Oldenberg**, Buddha, sein Leben, seine Lehre, seine Gemeinde. **Pischel**, Leben und Lehre des Buddha. **Kern**, Der Buddhismus und seine Geschichte, 2 Bde.

1. Eroberung Indiens durch die Arier. — In dem gewaltigen Bergland im Innern Asiens, wo die Hochgebirge des Himalaja, Tianschan und Hindukusch zusammentreffen, wohnte einst das Volk der Arier, das den östlichsten Zweig der großen indogermanischen Völkerfamilie bildete. Zu einer Zeit, die sich nicht mehr näher bestimmen läßt — spätestens im 2. Jahrtausend v. Chr. — stieg ein Teil dieser Arier durch die Schluchten des Kabulflusses in die Ebenen des Indus hinunter und setzte sich dort in dem sogen. Pendschab oder „Fünfstromland" fest. Von hier aus drangen sie am Fuße des schneebedeckten Himalaja weiter nach Osten in die üppigen Gefilde, die der Ganges und seine Zuflüsse bewässern. Da fanden sie jedoch schon eine Bevölkerung vor, von wilden Sitten und dunkler Hautfarbe, von ganz anderer Art und Sprache als sie. In langwierigen Kämpfen unterjochten die hellfarbigen Arier diese „Schwarzhäute" oder drängten sie in die Gebirge und Sumpfwälder zurück und machten sich so zu Herren des gesegneten Gangeslandes. Später rückten arische Ansiedler auch den Küsten Vorderindiens entlang vor und verbreiteten ihre Sprache und Sitte bis nach der Insel Ceylon. Nur in dem hochgelegenen Innern der Halbinsel, im Schutze der schwer zugänglichen Bergketten und Urwälder des Dekhan, erhielt sich die dunkelfarbige Urbevölkerung unvermischt und selbständig. Über die Einzelheiten dieser Eroberung Indiens durch die indogermanischen Arier fehlt uns jede nähere Kunde. Weder Fürsten noch Völker haben sich darum gekümmert, sie für die Nachwelt aufzuzeichnen. Nur in uralten Heldenliedern, die im Sanskrit, d. i. der Sprache, welche die arischen Inder in früheren Zeiten redeten und die jetzt noch als die heilige Sprache

in Indien gilt, gedichtet sind, hat sich eine sagenhafte Erinnerung daran erhalten.[1])

2. Die Kasten. — Die Arier bildeten in Indien keinen einheitlichen Staat. Sie zerfielen vielmehr in eine Reihe kleinerer und größerer Königreiche, die untereinander bald Krieg führten, bald Frieden hielten oder Bündnisse schlossen, ganz wie unabhängige Staaten. Aber sie hatten sowohl Sprache, Religion und Sitte gemein, als auch gewisse Einrichtungen, die sie von allen anderen Nationen scharf unterschieden, so vor allem das seltsame Kastenwesen. Bei der Besitznahme des Gangeslandes hatten die Arier die dunkelfarbigen Ureinwohner nicht völlig ausgerottet. Aber sie betrachteten die Sudras — so hießen sie die verschonten Überreste derselben — als eine tief unter ihnen stehende Menschenklasse. Sie duldeten sie als Knechte unter sich, aber sie verabscheuten jede weitere Gemeinschaft mit ihnen. Allein auch unter den Ariern selber bildeten sich mit der Zeit schroffe Standesunterschiede. Über die Masse der gewöhnlichen Ansiedler, der sogen. Waischjas, d. i. Volksgenossen, die ihre Äcker mit eigener Hand bestellten, erhob sich ein Adel von reichen Gutsherren, der seine ausgedehnten Ländereien durch Knechte und Sklaven bebauen ließ und sein Leben der Jagd, der Waffenübung und dem Kriegsdienst widmete. Das waren die Kschatrijas, d. i. die Mächtigen; sie bildeten die Heere, mit denen die Könige ihre Kriege führten. Neben diesem Kriegeradel genossen auch die Priester hohes Ansehen; denn die Inder glaubten, diese könnten die Götter durch ihre Opfer und Gebete zwingen, vom Himmel herabzusteigen und dem Volke in seinen Nöten zu helfen. Die Familien, in welchen die Kenntnis der Opferbräuche, der heiligen Gesänge und Gebete sich wie ein Geheimnis vom Vater auf den Sohn fortpflanzte, bildeten daher wieder einen besonderen Stand, den der Brahmanen, d. i. der Beter. Stolz blickten Edelleute und Priester auf die Masse der Bauern und Knechte herab und schlossen sich zuletzt gegen diese und gegeneinander völlig ab. Es wurde unmöglich, aus

---

[1]) Es sind dies das Mahabharata, ein Epos, das durch allmähliche Erweiterung von 16000 bis auf 200000 Verse angeschwollen ist, und das Ramayana. Das erstere hat die Heldenkämpfe im Gangeslande, das letztere das Vordringen der Arier nach dem Süden zum Gegenstande.

einem Stand in den anderen überzugehen. Nur wer Sohn eines Brahmanen war, konnte Priester, nur wer Sohn eines Kschatrija war, Krieger werden. Auch Heiraten zwischen Angehörigen verschiedener Stände wurden aufs strengste verpönt. Kinder, die aus solchen entsprangen, wurden als unrein ausgestoßen und für niedriger geachtet als selbst die verachteten Sudras. So wandelten sich die Stände der Inder in geschlossene Kasten um, die durch unübersteigliche Schranken von einander geschieden waren. Dabei gelang es den Brahmanen, die Inder mit dem Glauben zu erfüllen, daß ihnen der Vorrang vor den Kschatrijas gebühre, daß sie aus anderem und edlerem Stoffe seien als selbst Fürsten und Könige. In diesem Sinne schufen sie ein Gesetzbuch, das sie dem ersten Menschen, Manu, zuschrieben, das in seiner jetzigen Gestalt allerdings erst nach Christi Geburt entstanden zu sein scheint, aber Lehren und Vorschriften aus viel älterer Zeit enthält. „Brahma", lehrten sie, „ist die Weltseele, die höchste Gottheit. Er erschuf die Welt aus sich heraus, und zwar zuerst die vollkommeneren, dann die unvollkommeneren Wesen. Zuerst entsprangen ihm die Götter und die reinen, sündlosen Geister. Hierauf gingen aus seinem Munde die Brahmanen, dann aus seinen Armen die Kschatrijas, weiter aus seinen Schenkeln die Waischjas und endlich aus seinen Füßen die Sudras hervor. Auf die vier Kasten der Menschen folgten die höhern und niedern Gattungen der Tiere, dann die Pflanzen und zuletzt die leblosen Stoffe, die Steine." So stellte das Gesetzbuch die Kasten als einen Teil der göttlichen Weltordnung dar. Jede hat von der Gottheit ihre besondere Aufgabe empfangen, die Brahmanen, zu opfern und das Wissen von den heiligen Dingen zu pflegen, die Kschatrijas, das Volk zu schützen, die Waischjas, die Herden zu pflegen, den Boden zu bebauen, und die Sudras, den oberen drei Klassen zu dienen. Die niederen Kasten schulden den höheren Ehrfurcht und Unterwürfigkeit. Wehe dem, der dagegen frevelt! Einem Sudra, der einen Höhergestellten beschimpft, soll ein glühendes Eisen in den Mund gestoßen und kochendes Öl in Mund und Ohren gegossen werden. Aber nicht nur zeitliche Strafen treffen denjenigen, der sich gegen die Gesetze seiner Kaste auflehnt. Jedes Geschöpf, lehrten die Brahmanen weiter, muß wieder zu Brahma zurückkehren, und zwar hat dabei ein jedes die

ganze Stufenleiter der Wesen durchzumachen, die über ihm stehen. Die Pflanze muß als Tier, das Tier als Mensch, der Sudra als Waischja, der Waischja als Kschatrija, der Kschatrija als Brahmane und dieser als reiner, sündloser Geist wieder geboren werden, bevor er zu Brahma eingehen und die ewige Ruhe finden kann. Wer nun in seiner Kaste tugendhaft gelebt, wer die unzähligen Vorschriften des Gesetzes genau erfüllt hat, der darf hoffen, nach seinem Tode in einer höheren Kaste das Licht der Welt zu erblicken. Wer aber wider das Gesetz gefrevelt hat, der sinkt nach seinem Tode zur Strafe in der Stufenreihe der Wesen hinunter, je nach seinem Vergehen bis zum Tier oder noch tiefer bis in die Hölle, um nach unsäglichen Qualen und unzähligen Wiedergeburten erst wieder zum früheren Zustand emporzusteigen. Wer z. B. Kühe raubt, wird nach seinem Tode ein Krokodil, wer Korn stiehlt, eine Ratte, wer verbotene Speisen ißt, ein Wurm. Wer den Versuch macht, einen Brahmanen zu töten, muß zuerst in der Hölle tausend Jahre braten und erblickt dann 21 mal das Licht der Welt als Tier.

3. Buddha (um 500 v. Chr.). — Die schreckhafte Aussicht, beim geringsten Versehen gegen das brahmanische Gesetz Höllenqualen und endlose Seelenwanderungen durch Leiber von ekelhaftem Gewürme, von Tigern und Ratten erdulden zu müssen, beugte den Geist des indischen Volkes völlig darnieder. Mit willenloser Ergebung trugen die Inder das Joch, das ihnen die Brahmanenkaste auferlegte. Nicht minder gefügig waren sie gegen ihre Könige, welche ganz despotisch regierten, barbarisch grausame Strafen über sie verhängten und die Masse des Volkes durch Frondienste und harten Steuerdruck aussaugten. So war wenigstens für die unteren Kasten das Leben in dem von Natur so reich gesegneten Lande ein Elend, dem man nicht einmal mit dem Tode zu entfliehen hoffen konnte. Da hatte es den Anschein, als ob eine neue Religion ihnen Trost und Erlösung bringen werde. In Kapilavastu, einer längst verschwundenen Stadt im mittleren Gangeslande, am Fuße der Vorhöhen des Himalaja (in der Gegend des h. Gorakpur), wurde um die Mitte des 6. Jahrhunderts v. Chr. Buddha oder wie sein ursprünglicher Name lautete, Siddhartha, geboren. Aus adeligem Geschlechte entsprossen — die späteren Legenden machen ihn sogar zum Königssohne — führte er das Leben eines

vornehmen und reichen Jünglings, bis eines Tages ein überwältigendes Gefühl von der Nichtigkeit alles irdischen Glückes sich seiner bemächtigte. Er verließ Vater, Mutter, Gemahlin und Kind, um über die Übel der Menschheit und die Erlösung von denselben nachzuforschen. Umsonst suchte er darüber Aufschluß bei den Brahmanen. Da zog er sich in die Einsamkeit zurück; nach schweren Seelenkämpfen glaubte er endlich zur Erkenntnis gedrungen zu sein, und nun zog der „Erleuchtete“ — das ist die Bedeutung des Wortes „Buddha“ — von Almosen lebend durch die Lande, sammelte Schüler um sich und verkündigte dem Volke das Heil, bis er in hohem Alter starb.

4. Der Buddhismus. — Buddha war tief von der Überzeugung durchdrungen, daß die Welt nur ein Reich des Schmerzes und Todes, daß alles Leben nur Leiden, alles irdische Glück nur trügerischer Schein sei und sich schließlich in Leid und Schmerz verwandle. Auch im Tode sah er keine Erlösung, da er, wie alle Inder, an die Seelenwanderung glaubte. Wie kann denn der Mensch der Masse von Schmerzen und Übeln, die das Dasein notwendig mit sich bringt, entrinnen? Nur dadurch, lautete die Antwort Buddhas, daß er die Nichtigkeit der Freuden dieser Welt erkennt, daß er ihnen freiwillig entsagt, den Durst nach Lust in sich erstickt. Wer daher zur ewigen Ruhe gelangen will, muß, nach dem Vorbilde Buddhas, Familie und Reichtümer verlassen, Armut und Ehelosigkeit geloben, von Almosen leben und sein ganzes Dasein ausschließlich dem Nachdenken über den Weg zum Heile widmen. So bildeten die Jünger Buddhas einen Orden von Bettelmönchen, die, wie später die abendländischen Bettelmönche, teils in Klöstern lebten, teils Almosen sammelnd umherwanderten. Aber auch für die Menge, welche nicht imstande war, sich von der Welt gänzlich loszureißen, suchte Buddha das Elend des Daseins möglichst zu mildern. Daher gebot er, man solle seine Triebe und Leidenschaften, seine Wünsche und Begierden nach Kräften mäßigen, die unvermeidlichen Übel mit Geduld und Gleichmut ertragen, Unrecht, Verfolgungen ruhig und ohne Haß gegen den Feind hinnehmen. Vor allem aber sollten die Menschen danach trachten, sich das Leben gegenseitig nicht noch schwerer zu machen, sondern alles tun, was zur Erleichterung der Mitmenschen dienen kann. Man muß wohlwollend und nachsichtig sein

gegen jedermann, seinen Feinden vergeben und den Armen und Kranken durch unbegrenztes Wohltun beistehen. Man muß heilsame Kräuter und Bäume längs den Straßen pflanzen, damit der Wanderer Nahrung und Schatten finde; man muß Brunnen graben, Herbergen und Spitäler errichten. Man soll nichts Lebendes töten, auch mit den Schmerzen der Tiere Mitleid haben und sie pflegen, wenn sie alt und krank sind. So war die Lehre Buddhas, wie später das Christentum, eine Religion des Erbarmens und der Menschlichkeit. Den gedrückten, in Verachtung und Elend schmachtenden untern Klassen des indischen Volkes mußte sie wie ein Evangelium erscheinen. Buddha griff zwar das Kastenwesen nicht unmittelbar an, aber neben seiner Lehre konnte es auf die Dauer kaum bestehen. Unter seine Jünger nahm er Vornehme und Geringe, Brahmanen und Sudras auf, jedem stand nach seiner Lehre das Heil offen, ohne Unterschied der Kaste und Hautfarbe. Trotz der Feindseligkeit der Brahmanen breitete sich daher die neue Lehre mit reißender Schnelligkeit in Indien aus. Mächtige Könige bekannten sich dazu und verkündeten Buddhas Sittengebote als Staatsgesetze. Aber frühe spalteten sich die Buddhisten in Sekten, die sich unter einander heftig haßten und befehdeten. So war es den Brahmanen möglich, wieder die Oberhand zu gewinnen. Sie machten ihre Lehre und ihren Gottesdienst volkstümlicher, sie wußten Herrscher und Beherrschte wieder für sich zu gewinnen, und vor ihren Verfolgungen mußte zuletzt der Buddhismus aus Vorderindien gänzlich weichen; nur auf der Insel Ceylon vermochte er sich zu behaupten. Aber ehe ihn die Heimat verstieß, hatten glaubenseifrige Sendboten die Lehre des „Erleuchteten“ schon über das Meer nach Hinterindien und über die Schneefelder des Himalaja nach T i b e t und zu den C h i n e s e n getragen. In diesem Volke, das sich ebenfalls schon seit Jahrtausenden zu verhältnismäßig hoher Gesittung aufgeschwungen hatte, faßte sie feste Wurzel und wurde zur Hauptreligion desselben. Von China aus drang der Glaube an den Erlöser Buddha nach J a p a n und zu den wilden Steppenvölkern der M o n g o l e i, deren Sitten er sänftigte. Heute übersteigt die Zahl seiner Bekenner die des Christentums, und wenn auch der Buddhismus im Laufe der Zeit vielfach ausgeartet und großenteils zu einem geistlosen Götzen- und Reliquiendienst herabgesunken ist, so sind doch die

humanen Sittengebote des indischen Weisen für ganz Ostasien eine unermeßliche Wohltat geworden.

VII. Die Meder und Perser.

Spiegel, Eranische Altertumskunde, 3 Bde. **Justi**, Geschichte des alten Persiens (Oncken). **Nöldecke**, Aufsätze zur persischen Geschichte.

1. Iran. — Zwischen dem Tieflande des Euphrat und Tigris einer- und demjenigen des Indus anderseits erhebt sich das große Hochplateau von Iran, das fünfmal so groß ist wie Deutschland. Hohe Gebirge umwallen es von allen Seiten, manchmal viele Ketten hintereinander. Das Innere ist größtenteils eine Wüste, die nur Nomaden Aufenthalt gewährt. Doch bilden die Flüsse, die von den Randgebirgen einwärts fließen, zahlreiche und ausgedehnte Oasen. Am fruchtbarsten sind jedoch die wohlbewässerten Taleinschnitte in den Randgebirgen und die Terrassen, in denen sich diese im Westen und Norden gegen die benachbarten Meere und Tiefebenen hinabsenken. Da gedeihen die Rebe und die Feige, die Olive, der Pfirsich und andere edle Früchte. Iran (ursprünglich Arjana) bedeutet „Land der Arier". Wie die Eroberer Indiens, so legten sich auch die Bewohner Irans diesen Namen bei, und es ist kein Zweifel, daß Iranier und Inder einst ein Volk gebildet haben, das, wie schon erwähnt wurde, seinen Sitz an der Grenzscheide beider Länder, in Afghanistan, hatte. Während nun die einen Stämme der Arier ostwärts bis an die Mündung des Ganges sich ausbreiteten, so dehnten die anderen ihre Sitze westwärts aus, bis an die Berge, die im Osten des Euphrat und Tigris emporragen. Da teilten sie sich im Laufe der Zeit in eine Menge Völkerschaften, die verschiedene Namen trugen, aber in Sprache, Sitte und Religion ihre nahe Verwandtschaft zeigten. Die beiden wichtigsten waren die Meder und die Perser. Erstere saßen im Nordwesten zwischen dem Elbursgebirge und Assyrien, letztere südlich davon auf den Bergstufen, in denen Iran zum Persischen Golf abfällt. Die Hauptstadt Mediens war Ekbatana, in kühler Lage am Fuße eines waldreichen Berges, das heutige Hamadan. Da erhob sich auf einem Hügel, von Kyaxares erbaut, die prächtige Königsburg, von sieben Mauern umgeben, von denen jeweilen die innere die äußere um die

Brustwehr überragte. Die Zinnen der fünf ersten Mauerkreise waren mit glasierten Ziegeln in fünf verschiedenen Farben, die des sechsten mit Silber-, die des siebenten mit Goldblechen belegt und der Palast selbst mit silbernen Ziegeln gedeckt. Die Hauptstadt Persiens war Persepolis, in einem lieblichen, wohlbewässerten Tale, nicht weit vom heutigen Schiras, berühmt durch ihre Prachtbauten. Auf hohen Terrassen aus Marmorblöcken erhoben sich da die Königspaläste des Darius und Xerxes. Gewaltige Treppen, auf denen zehn Reiter bequem nebeneinander hinaufsteigen konnten, führten dazu empor; marmorne Stiere mit Menschenangesicht bildeten die Tore. Noch erblickt man hohe Säulen zwischen dem verfallenen Gemäuer, die von dem verschwundenen Glanze zeugen.

2. Zarathustra. — Iran ist das Land der schroffsten Gegensätze. Dicht neben den fruchtbarsten Tälern liegen kahle Felsplatten, Sandwüsten und Schneefelder. Im Sommer haben die Bewohner von Glutwinden zu leiden, wie in der Sahara, im Winter von Schneestürmen, wie in Sibirien. Dem entspricht die Religion Zarathustras (griech. Zoroaster), des Gesetzgebers und Religionsstifters der Iranier. Leider gibt es von seinem Leben nur Sagen; wir wissen nicht einmal die Zeit, in der er gelebt hat (um 600 v. Chr.?). Doch kennen wir die Gotteslehre, die von ihm den Namen hat. Ein Gott ist über alle Götter, lehrte er; das ist Ormuzd (Ahuramasda), der Allweise, der Schöpfer von Himmel und Erde, des Menschen und alles Guten und Schönen in der Welt. Aber seiner Herrschaft setzt sich entgegen ein mächtiger böser Geist, Ahriman (Angramainyu), der Urheber alles Schlechten. Überall sehen wir die beiden und ihre Geisterscharen miteinander im Kampfe. Wo Licht, Fruchtbarkeit, Schönheit, Wahrheit und Tugend ist, da herrscht Ormuzd; wo Finsternis, Öde, Häßlichkeit, Lüge und Sünde, da ist Ahriman Meister. Was Gedeihen und Leben gibt, Wasser, Quellen, fruchtbare Erde, nützliche Pflanzen und Tiere, gehört den guten Geistern an. Die unfruchtbare Wüste, das Unkraut, die Raubtiere, das giftige Gewürm, das ist das Werk der bösen Geister. Durch nichts kann daher der Mensch dem Ormuzd besser dienen, als wenn er durch fleißigen Ackerbau das Reich des Guten mehrt und das Böse mindert. Wer ein Haus errichtet, eine Familie ernährt,

wer Herden weidet und der Erde Getreide abringt, wer die Früchte des Feldes baut, der tut mehr für Ormuzds Gebote, als wenn er hundert Opfer bringt. Davon hängt des Menschen Fortleben nach dem Tode ab; wird er gerecht erfunden, so geht er ein in den Himmel zu Ormuzd; wo nicht, so kommt er in die Hölle zu Ahriman. Das Sinnbild des Guten war das reinigende Feuer, das in luftigen Gotteshäusern von den Priestern, den sogenannten Magiern, unterhalten wurde. Diese Lehren Zarathustras sind niedergelegt im Avesta, der heiligen Schrift der Iranier, die allerdings erst im 3. Jahrhundert n. Chr. vollständig gesammelt worden ist. Noch jetzt leben einzelne Bekenner dieser Religion im Oriente, die sogenannten Feueranbeter oder Parsen in Indien, bei welchen das Avesta sich durch die Stürme der Zeiten hindurch erhalten hat.

3. Kyaxares, König der Meder (um 600 v. Chr.). — Der größte Teil der Völkerschaften Irans war einst den Assyrern unterworfen. Aber nach dem Tode des furchtbaren Assurbanipal erhoben sich die Meder gegen die Fremdherrschaft und befreiten sich. Ihr König Kyaxares verband sich hierauf mit den Babyloniern und machte im Verein mit diesen dem Ninivitenreiche durch die Zerstörung der Hauptstadt ein Ende. Von der Beute riß er Assyrien und die nördlichen Gebiete an sich. Im Westen dehnte er sein Reich bis an den Fluß Halys in Kleinasien aus, wo das Reich der Lyder begann. Im Osten bezwang er einen Stamm Irans um den andern, bis schließlich das ganze Hochland zu einem gewaltigen Reiche unter medischer Oberherrlichkeit vereint war.

4. Kyros gründet das persische Reich (um 550 v. Chr.). — Aber das medische Reich war nicht von Dauer. Des Kyaxares Sohn Astyages war unkriegerisch, dafür um so prachtliebender und genußsüchtiger. Das gab Kyros, dem Fürsten der Perser, den Mut, dem Mederkönig, dem er bis dahin untertan gewesen war, den Gehorsam zu künden. Mit gewaltigem Heere drang Astyages in die persischen Berge, um den abtrünnigen Vasallen zu züchtigen. Aber in einer großen Schlacht wurde er von Kyros aufs Haupt geschlagen. Dieser folgte ihm sogar ins eigene Land, erstürmte Ekbatana und nahm den König gefangen. So hatte Kyros nicht nur das Fremdjoch

abgeworfen; er hatte Medien erobert, und alle die Völker, die vorher dem Astyages gehorcht, mußten nunmehr ihm Huldigung leisten. Aus dem Mederreiche war ein Perserreich geworden. Den gestürzten König behandelte Kyros mit Milde, er nahm dessen Tochter unter seine Frauen auf. Auch suchte er die Meder mit dem Wechsel zu versöhnen, indem er ihre Vornehmen an seinen Hof zog und sie nach den Persern am meisten begünstigte. Aber das rasche Emporsteigen des Perserfürsten erweckte ihm bald Feinde von allen Seiten.

5. Krösos von Lydien. — Die Europa zugestreckte Halbinsel Kleinasien ist wie Iran ein Hochland mit unfruchtbaren Salzwüsten im Innern, aber mit herrlichen Talmulden und üppig fruchtbaren Abhängen gegen das Meer hin, wo Wein, Feigen und Früchte mancher Art gedeihen. Der größte Strom, der ungefähr in der Mitte dem Schwarzen Meere zufließt, hieß im Altertum Halys. Die West- und Nordküste war besetzt mit zahlreichen und blühenden Kolonien der Griechen. Sonst zerfiel Kleinasien in eine Menge von Landschaften, worunter Lydien im Westen die mächtigste war, mit der Hauptstadt Sardes, der bedeutendsten Binnenstadt der Halbinsel. Zur Zeit des Astyages war Krösos König von Lydien, ein tapferer Krieger. Er hatte die meisten Landschaften Kleinasiens und manche Griechenstadt an der Küste sich unterworfen. Im Besitze so vieler dichtbevölkerten und wohlangebauten Gegenden war er einer der reichsten Herrscher der Zeit; er soll auch zuerst Goldmünzen geprägt haben. Von seinem Reichtum machte er freigebigen Gebrauch. Insbesondere ehrte er die Bildung der Griechen und beschenkte ihre Tempel königlich. „Reich wie Krösos," war bei ihnen ein Sprichwort. Mit dem Mederreiche hatte er Friede und Freundschaft gehalten; Astyages war sogar sein Schwager geworden. Als er daher dessen Sturz vernahm, ward er von Besorgnis erfüllt und fragte bei den Priestern des griechischen Gottes Apollo in Delphi um Rat, was er tun sollte. „Wenn du über den Halys gehst," lautete die Antwort, „wirst du ein großes Reich zerstören." Nun war er voller Freuden und erklärte dem Kyros den Krieg. In einer gewaltigen Feldschlacht blieb der Sieg unentschieden; Lyder und Perser hatten bis zur Nacht mit ebenbürtiger Tapferkeit gestritten. Da der Winter herannahte zog sich Krösos nach Sardes

zurück; denn der Krieg ruhte gewöhnlich in dieser Jahreszeit. Allein Kyros folgte ihm nach und überraschte den Lyderkönig ganz unversehens vor seiner Hauptstadt. Dieser stellte sich ihm mutig entgegen, denn er vertraute auf seine Reiterei, die beste der damaligen Welt. Da ließ Kyros seiner Armee Kamele vorausgehen; von dem ungewohnten Anblick und Geruch scheuten die Pferde, es entstand Verwirrung unter den Lydern und diese wurden in die Mauern von Sardes zurückgetrieben. Vierzehn Tage noch verteidigte Krösos die Hauptstadt, da drangen die Perser an einer unbewachten Stelle hinein und nahmen ihn selbst gefangen. Aber der Sieger behandelte ihn großmütig und nahm ihn auf unter seine Ratgeber und Tischgenossen. Der jähe Fall des Krösos schien den Griechen, für die er ein gar mächtiger und großer Herrscher gewesen war, ein lehrreiches Abbild der Vergänglichkeit alles irdischen Glückes; sie erzählten sich, wie der weise Solon von Athen ihn einst, ungeblendet von seiner Pracht, in seiner stolzen Burg zu Sardes an die Unbeständigkeit der menschlichen Dinge gemahnt habe, und sie versahen die Geschichte seines Sturzes mit vielfachen Ausschmückungen, die ihn noch bemitleidenswerter machten.

6. **Kyros erobert Babylon** (538 v. Chr.). **Rückkehr der Juden.** — Mit dem Siege über Krösos wurde Kleinasien dem Kyros untertan bis auf die Griechenstädte an der Küste. Diese zu unterwerfen überließ er seinem Feldherrn Harpagos, der sie nacheinander belagerte und einnahm. Kyros selbst eilte nach Osten, um sich zum Kampfe gegen das letzte große Reich Asiens zu rüsten, das ihm noch feindlich gegenüberstand, **Chaldäa**. Die Babylonier hatten mit Krösos einen Bund geschlossen und waren nur durch seinen plötzlichen Sturz verhindert worden, ihm Beistand zu leisten. Jetzt drang der Perserkönig selber in ihr Land ein. Wie Kyros in einer neulich aufgefundenen Inschrift erzählt, öffneten ihm die Babylonier nach der ersten verlorenen Feldschlacht ohne Widerstand die Tore. Der Chaldäerkönig selber fiel ihm in die Hände und wurde nach einer Stadt in Iran verwiesen, wo er den Rest seiner Tage verbrachte. Alle die Länder, die Babylon beherrscht hatte, fielen jetzt dem siegberühmten König der Perser zu. Ohne es auf Kampf ankommen zu lassen, unterwarfen sich ihm die Städte der Syrer und Phönizier. Wer aber war froher als die **Juden**

über diese Niederlage der Chaldäer, ihrer harten Besieger! Sofort baten sie Kyros um die Erlaubnis, in ihr Land zurückkehren zu dürfen, und er hatte nichts dagegen. 50,000 an der Zahl gingen sie unter der Leitung von 12 Ältesten, an deren Spitze Serubabel, ein Enkel des weggeführten Königs Jechonja, stand, in die Heimat zurück, bauten Jerusalem und den Tempel wieder auf und gründeten ein neues Gemeinwesen unter persischer Oberhoheit, worin sie unter der Leitung ihrer Priester nach den Vorschriften ihres Gesetzes lebten.

7. Kyros' Ende. — Nach der Vernichtung des babylonischen Reiches dehnte Kyros durch neue Kriegszüge die Grenzen seiner Eroberungen nach Norden und Osten bis an den Jaxartes (Syr) aus und fand dabei den Tod. Seine Leiche wurde nach Persien gebracht und in der Heimat beigesetzt. Noch steht die Grabkammer aus Marmorblöcken, die er sich hatte erbauen lassen. Unweit davon befindet sich unter den Resten eines Schlosses ein Pfeiler mit seinem Bildnis und der Inschrift darüber: „Ich bin König Kurus, der Achämenide."[1]) In wenig Jahren hatte Kyros drei große Reiche vernichtet und ein neues aufgerichtet, das sich vom Hellespont bis nach Indien, von den Grenzen Aegyptens bis zu denjenigen Sibiriens erstreckte. Kein Wunder, daß sich die Dichtung des gewaltigen Eroberers bemächtigte und die Geschichte seines Lebens von der Wiege bis zum Grabe mit einer Fülle von Sagen überwucherte, wie wir sie namentlich bei den Schriftstellern der Griechen aufgezeichnet finden.

8. Kambyses erobert Aegypten (525 v. Chr.). — Ihm folgte sein Sohn Kambyses, der alsbald in die Fußstapfen des Vaters trat. Noch blieb ein großes Reich zu erobern übrig, Aegypten. Hier herrschte Amasis II., unter dem das Niltal zwanzigtausend Städte und Dörfer zählte. Aber das Ende des ältesten Reiches der Erde nahte. Kambyses rückte mit seinen Scharen heran. Die alten Feinde Aegyptens, die arabischen Beduinen stellten ihm Kamele mit Wasser und Vorräten durch die Wüste, welche das Nilland von Asien trennt. So gelangte er leicht bis Pelusium im Osten des Deltas. Dort erfuhr er, daß Amasis gestorben sei; aber ihm gegenüber stand dessen

[1]) So nannte sich Kyros nach seinem Ahnherrn Achämenes, dem ersten Fürsten der Perser.

Sohn Psammetich III. mit einem großen Heere, darunter viel griechischen Söldnern aus Kleinasien. Die Entscheidungsschlacht entbrannte. Die Aegypter und Griechen fochten den ganzen Tag mit dem Mute der Verzweiflung, aber gegen Abend mußten sie weichen. Psammetich schloß sich in Memphis ein, und ein persischer Herold, welcher auf dem Nil in die Stadt hereinfuhr, um sie zur Übergabe aufzufordern, wurde samt der Schiffsmannschaft von der Menge in Stücke gerissen. Aber nach wenigen Tagen mußte die Stadt sich ergeben, und Psammetich wurde des Kambyses Gefangener. Für jeden, der mit dem Herold getötet worden war, mußten zehn vornehme Aegypter sterben. Den König verschonte Kambyses anfänglich; dann faßte er Verdacht, daß Psammetich die Aegypter aufzureizen suche, und ließ auch ihn hinrichten. Das war ein Schicksal, welches das Mitleid noch mehr herausforderte als das des Krösos, und auch von dem unglücklichen jungen Aegypterkönig erzählten sich die Griechen manche Geschichten, welche die Tiefe seines Sturzes lebhaft vor Augen stellten.

9. Kambyses' Ende. — Jetzt glaubte Kambyses, ihm sei nichts mehr unmöglich. Die Völker an der Nordküste Afrikas bis zu der griechischen Pflanzstadt Kyrene hin sandten ihm freiwillig Tribut. Er beschloß, auch das reiche Karthago im fernen Westen zur Unterwerfung zu zwingen. Allein die Phönizier, welche ihm dazu ein Flotte stellen sollten, weigerten sich, gegen ihre Tochterstadt zu ziehen. Ein Heer, das er aussandte, um die Oase Siwa einzunehmen, wurde von den Sandstürmen der Wüste begraben. Besser gelang dem Kambyses ein Zug, den er gegen Aethiopien (Nubien) unternahm. Mit gewaltigem Heere rückte er das Niltal aufwärts und unterwarf das Land weithin nach Süden. Aber auf dem Rückwege zog er, statt den Krümmungen des Nils zu folgen, quer durch die Wüste. Bald stellte sich ein furchtbarer Mangel an Wasser und Lebensmitteln ein, so daß die Soldaten sich von den Leichen ihrer Genossen ernährten. Nur unter ungeheuren Verlusten kam Kambyses nach Aegypten zurück. — Im Gegensatze zu seinem Vater, dessen Edelmut sogar die Feinde rühmten, war er von Natur ein argwöhnischer Despot. Bevor er nach Aegypten aufgebrochen war, hatte er seinen jüngern Bruder Smerdis heimlich umbringen lassen, damit ihm dieser nicht in seiner Abwesenheit die Krone rauben

könne. Jetzt machten die Gewissensbisse über den Brudermord und das wiederholte Mißgeschick sein Gemüt noch mißtrauischer und wilder; wenn man den Erzählungen der Griechen Glauben schenken will, war kein Menschenleben, kein Heiligtum mehr vor seiner Tyrannenlaune sicher. Da kam die Nachricht, sein Bruder Smerdis habe sich gegen ihn zum König erhoben. Wirklich hatte sich ein gemeiner Perser, ein Magier von Beruf, für Smerdis ausgegeben und Glauben gefunden, weil er dem Ermordeten täuschend ähnlich sah und niemand wußte, was aus diesem geworden war. Kambyses eilte nach Asien zurück. Aber auf dem Wege brachte er sich, sei es Absicht, sei es Zufall, mit dem Schwerte eine tödliche Wunde bei, und sterbend gestand er den persischen Großen, die ihn umgaben, daß er seinen Bruder getötet habe.

10. Dareios (521 v. Chr.). — Inzwischen hatte aber der falsche Smerdis im ganzen Perserreiche Anerkennung gefunden. Er gewann die Gunst der Untertanen für sich, indem er auf drei Jahre hinaus alle Steuern erließ. Allein Dareios (Darius), ein Vetter des Kambyses, wollte nicht zugeben, daß durch einen Betrüger die Krone dem ruhmreichen Geschlechte der Achämeniden entrissen werde. Mit sechs anderen vornehmen Persern suchte er den „Lügensmerdis" in seinem Palaste auf, stieß ihn nieder und ließ sich zum Könige ausrufen. Ihm fiel nun die schwere Aufgabe zu, das Reich wieder neu zusammen zu erobern. Denn die unterworfenen Völker benutzten die Verwirrung, welche der zweimalige Thronwechsel verursachte, um ihre Fesseln abzuschütteln. Überall, selbst in Persien, wo ein neuer „Lügensmerdis" auftrat, regte sich die Empörung. Auch Babylon wollte die Freiheit wieder gewinnen. Da eilte Dareios nach Chaldäa, schlug die Babylonier in mehreren Schlachten und rückte schnell auf die Stadt los, die sich trotz ihrer starken Mauern nach kurzer Gegenwehr ergab. Dann wandte er sich gegen die übrigen Aufrührer und warf sie alle nieder; diejenigen, die ihm in die Hände fielen, ließ er, an Nasen und Ohren verstümmelt, ans Kreuz schlagen. Alles dies steht noch heute an einer hohen Felswand unweit Ekbatana in einer gewaltigen Inschrift zu lesen, die Dareios selbst in den drei Hauptsprachen des Reiches, Persisch, Susisch und Babylonisch, in Keilschrift einmeißeln ließ, um seinen Ruhm und den seines großen Gottes Ahuramasda, der ihm den Sieg

verliehen, der fernsten Zukunft zu verkünden. Diese und andere mehrsprachige Inschriften des Dareios sind der Schlüssel zur Entzifferung der Keilschrift geworden.

11. Dareios' Reichsordnung. — Die bisherigen Eroberer hatten sich gewöhnlich damit begnügt, von den unterjochten Völkern Tribut und Kriegsfolge zu verlangen; sonst hatten sie ihnen meist ihre einheimischen Fürsten, ihre Gesetze und Bräuche gelassen. Dareios aber wollte seinem Reiche eine festere Ordnung geben, damit die ewigen Aufstände ein Ende nähmen. Er teilte es daher ohne Rücksicht auf die Grenzen der einzelnen Völker in zwanzig Provinzen ein. Über jede Provinz setzte er einen vornehmen Perser oder Meder als Satrapen, wie man in Persien die königlichen Statthalter nannte. Dieser gebot in seiner Provinz so unumschränkt, wie Dareios über das Ganze. Aber damit die Satrapen, insbesondere die entfernteren, nicht Lust bekämen, sich zu selbständigen Herrschern aufzuwerfen, hielt sie der König stets in Furcht und Schrecken. Heimliche Spione, die „Augen und Ohren des Dareios", wie das Volk sie spottend nannte, reisten beständig im Reiche umher, um die Satrapen zu überwachen und über sie an den Hof zu berichten. Auf den leisesten Verdacht hin wurden sie abgesetzt, verbannt oder unter Martern hingerichtet. Überhaupt wurde jeder Ungehorsam, jede Mißachtung der Befehle und Winke des Königs mit furchtbaren Strafen geahndet. Blendung, Abhauen von Armen und Füßen, Abschneiden der Nasen und Ohren, Kreuzigen und andere qualvolle Todesarten waren im Perserreiche etwas Gewöhnliches. Um die Provinzen im Gehorsam zu erhalten, lagen in allen wichtigeren Städten und Burgen ständige persische Besatzungen. Durch das ganze Reich wurden große Heerstraßen in allen Richtungen angelegt, und damit die Befehle des Herrschers mit Schnelligkeit in die Provinzen gelangten, wurde eine regelmäßige Post eingerichtet. Von Strecke zu Strecke gab es an den Straßen Stationen und Herbergen, wo Pferde und Reiter stets in Bereitschaft standen, einander abzulösen. So war es möglich, daß in wenig Tagen alle wichtigen Nachrichten von einem Ende des ungeheuren Reiches bis zum anderen bekannt wurden. Um mehr in der Mitte desselben zu sein, verlegte Dareios seinen gewöhnlichen Aufenthalt an den Fuß der Berge, die Iran von der Ebene des Tigris

trennen, nach der Stadt Susa, wo er eine prächtige Königsburg erbaute. Er mußte aber auch einen Sitz im Stammlande des Reiches, in Persien haben. Zu diesem Zwecke erbaute er einen großartigen Palast zu Persepolis, das fortan als die Ehrenhauptstadt des Reiches galt, obgleich die Herrscher sich dort mehr nur vorübergehend aufhielten. In seinen Palästen thronte nun der „König der Könige“ in unnahbarer Herrlichkeit, umgeben von einem ungeheuren Hofstaate von Höflingen und Beamten und einer Leibwache von 10,000 auserlesenen Persern, den „Unsterblichen“, so daß im ganzen etwa 15,000 Menschen am Hofe lebten. Zum Unterhalte dieses Hofes mußte jede Provinz das Beste beisteuern, was sie hervorbrachte. Aus Medien allein kamen jährlich 100,000 Schafe. Andere Länder lieferten Rinder, Geflügel, Wildbret, wieder andere den Weizen, den Wein, das Salz und noch andere die Sklaven und Sklavinnen, die am Hofe aufwarteten. Dazu kam der Unterhalt der Satrapen, die in ihren Provinzen einen ähnlichen Hofstaat führten, nur auf geringerem Fuße, ferner die Verpflegung der Truppen, die Lieferung von Pferden für das Heer, und endlich Steuern und Abgaben in Gold und Silber, welche im ganzen über eine halbe Milliarde nach heutigem Geldwerte betrugen. Diese Tribute häufte Dareios teils in seinen Schatzkammern auf, teils besoldete er damit seine persischen Soldaten und schlug zu diesem Zwecke die sogen. Dareiken, die ältesten Goldmünzen, die bis auf uns gekommen sind. Nur die Perser als das Herrschervolk waren von Abgaben frei. Um so erbitterter waren die übrigen Untertanen über die schweren Lasten, die ihnen der König aufbürdete. Sie sagten, Kyros sei ein Vater gewesen, Kambyses ein Herr, Dareios aber sei ein gewinnsüchtiger Krämer.

12. Dareios' Skythenzug (um 510 v. Chr.). — Unaufhörlich war Dareios auf die Mehrung seines Reiches bedacht. Nicht genug, daß er im Osten neue Völker bis auf die Vorberge des Himalaja hinauf unterwarf und Flotten auf dem Indus fahren ließ, er wollte auch die Meerenge überschreiten, die ihn im Westen von Europa trennte. Zunächst gedachte er, auf diesem Wege die Völker im Norden des Schwarzen Meeres zu züchtigen, die sogen. Skythen, die oft über den Kaukasus räuberische Einfälle in Vorderasien machten. Mit gewaltiger Kriegsmacht überschritt er auf einer Schiffbrücke, die ihm ein

griechischer Baumeister schlug, den Bosporus, unterwarf auf dem Wege die thrakischen Völkerschaften und setzte über die Donau auf einer zweiten Schiffbrücke, zu deren Bewachung er die ihm untertänigen Griechen aus den Pflanzstädten Kleinasiens und Thrakiens zurückließ. Dann brach er in die Ebenen des heutigen Rumänien und Südrußland ein. Die Skythen wichen, ohne ihm eine Schlacht anzubieten, mit ihren Herden ins Innere zurück, indem sie die Quellen und Brunnen verstopften und die Weiden verdarben. Dareios drang ihnen nach, bis ihn der Mangel an Lebensmitteln in den öden Steppen zur Umkehr nötigte. Von den feindlichen Reiterscharen umschwärmt, gelangte er wieder an die Donau, und es war hohe Zeit. Denn die Skythen hatten die wachehaltenden Griechen eingeladen, die Brücke abzubrechen, mit ihren Schiffen nach Hause zu segeln und so den Dareios dem sicheren Verderben zu überliefern. Miltiades, ein vornehmer Athener, der von einem thrakischen Stamme zum Fürsten erwählt worden war, wollte ihnen willfahren. Aber der angesehenste unter den Griechen, Histiäos, Tyrann von Milet, widersetzte sich und Dareios wurde gerettet. Er hatte seinen Zweck erreicht, die Skythen waren geschreckt und ließen fortan sein Reich in Ruhe. Zugleich hatte er mit der Unterwerfung Thrakiens in Europa festen Fuß gefaßt. Als er jedoch weiter vordringen wollte, da trat der gewaltigen Persermacht, dem Weltreiche, ein kleines Volk entgegen, das mit wunderbarer Tapferkeit dem asiatischen Despotismus Halt gebot, die Griechen.

B. Die Griechen.

Grote, History of Greece, 12 Bde., deutsch von Meißner. **Duncker,** Geschichte des Altertums, 5.—9. Bd. **Curtius,** Griechische Geschichte, 3 Bde. **Hertzberg,** Geschichte von Hellas und Rom (Oncken). **Holm,** Griechische Geschichte, 4 Bde. **Busolt,** Griechische Geschichte, 3 Bde. **Beloch,** Griechische Geschichte, 3 Bde. **Ed. Meier,** Geschichte des Altertums, 2.—5. Bd. **Pöhlmann,** Grundriß der griechischen Geschichte. **Jakob Burckhardt,** Griechische Kulturgeschichte, 4 Bde. **Hermann**, Lehrbuch der griechischen Antiquitäten, 4 Bde. **Schoemann,** Griechische Altertümer, 2 Bde. **Guhl und Koner,** Leben der Griechen und Römer. **Blümner,** Leben und Sitten der Griechen, 3 Bde. **Baumgarten, Poland und Wagner,** Die hellenische Kultur. **Wilamowitz** und **Wackernagel,** Die griechische Literatur und Sprache (Hinneberg, die Kultur der Gegenwart).

I. Das Land.

Kiepert, Lehrbuch der alten Geographie.

1. Thrakien, Illyrien, Makedonien. — Von Kleinasien in den Meerengen des Bosporus und Hellespont nur durch Stromes-

breite getrennt, liegt die Balkanhalbinsel, „die Brücke zwischen Europa und Asien". Sie zerfällt in eine breite Nordhälfte, zwischen dem Schwarzen und dem Adriatischen und eine schmale, vielfach zerrissene Südhälfte zwischen dem Jonischen und dem Aegäischen Meere. Die Nordhälfte war im Altertum von den Thrakern im Osten und den Illyriern im Westen bewohnt, zwei roh dahinlebenden Hirtenvölkern, die auch in Raub und Krieg ihre Nahrung suchten. Den Griechen näher verwandt waren die Makedonier, welche das Land um die Nordwestecke des Aegäischen Meeres, am Thermäischen Golfe (jetzt Busen von Saloniki) inne hatten. An den Küsten Thrakiens und Makedoniens, besonders an den Meerengen und auf der dreigezackten Halbinsel Chalkidike, lagen zahlreiche griechische Pflanzstädte, wie Byzanz, Olynth, Potidäa, Amphipolis u. a.

2. Griechenland. — Der eigentliche Sitz der Griechen aber war die Südhälfte der Halbinsel. In tiefen Buchten dringen das Jonische und Aegäische Meer in sie ein und gliedern sie wieder in drei Teile. Der Golf von Ambrakia (jetzt Golf von Arta) im Westen und der Malische Busen (jetzt Golf von Zeitun) im Osten trennen Nord- von Mittelgriechenland, und dieses wiederum hängt, da der Korinthische und Saronische Busen (jetzt Golf von Aegina) sich bis auf eine Meile nahe kommen, nur durch eine schmale Landenge, den Isthmus von Korinth, mit Südgriechenland zusammen; daher des letzteren Name Peloponnesos, d. h. Pelopsinsel. Das ganze Land ist von Gebirgen in allen Richtungen durchzogen. Da gibt es nirgends ein großes Flußtal, wie das des Nil, nirgends eine weite Niederung, wie am Euphrat und Tigris, nirgends aber auch ein ausgedehntes Hochland, wie in Iran; Berg und Tal, Hochfläche und Tiefebene lösen in buntem Wechsel einander ab. So zerfiel Griechenland schon von Natur in viele von einander geschiedene kleine Kantone. Aber wie ein einigendes Band umschloß das tiefblaue Meer die griechischen Stämme und führte sie frühe zu nachbarlichem Verkehre. Namentlich mußte die Ostküste mit ihren vielen Buchten und natürlichen Häfen, mit den zahllosen Inseln, die das Meer erfüllen, förmlich zur Seefahrt locken. So beherbergte Griechenland Bewohner der Berge und der Ebene, der Küste und des Binnenlandes dicht nebeneinander, und ein unendlich mannigfaltiges

Leben konnte sich da entwickeln. Ein milder Himmel bedeckte das Land, das die Olive, die Feige, den Wein zur Reife brachte, aber von üppiger Fruchtbarkeit weit entfernt war; ohne angestrengte Arbeit war dem felsigen Boden nicht viel abzugewinnen. Daher war der Grieche schon durch die Natur auf rege Tätigkeit angewiesen, und das Hirtenleben auf den Bergen, der Ackerbau in der Ebene, die Fahrt zur See eröffneten ihm dafür ein reiches Feld.

a) Nordgriechenland wird von Norden nach Süden vom Pindosgebirge durchzogen und zerfällt dadurch in zwei Hälften, im Westen das gebirgige, von wilden Schluchten und Gipfeln zerrissene Epeiros (Epirus) und im Osten die fruchtbare, beinahe ganz von Gebirgen umwallte Ebene Thessalien. Selbst vom Meere ist Thessalien durch eine hohe Kette geschieden, mit dem schneebedeckten Olympos, dem höchsten Berge der Halbinsel, in dem die Griechen den Sitz ihrer Götter verehrten. Nur mit Mühe bricht sich der Fluß Peneios durch eine enge Spalte Bahn zum Meere, durch das schöne Tempetal, die Eingangspforte nach Griechenland.

b) Mittelgriechenland oder Hellas im engern Sinne ist ebenfalls von zahlreichen Höhenzügen durchschnitten. Vom Südende des Pindos aus strahlen Gebirgszüge nach allen Seiten, darunter der Oeta gegen Ostsüdosten, der am Malischen Golfe das sumpfige Meer erreicht und im Altertum nur Raum für eine schmale Straße längs demselben übrig ließ, den Paß der Thermopylen, das berühmte Tor Mittelgriechenlands. Südöstlich vom Pindos erhebt sich der gewaltige, viergipflige Parnaß, der heilige Berg des Lichtgottes Apollo, weiterhin der Helikon, der Kithäron und die attischen Höhen, die im Vorgebirge Sunion zum Meere abfallen. Hellas zerfiel in eine Menge Landschaften. Die Berggegenden des Westens hießen Akarnanien und Aetolien, deren halbwilde Bewohner noch zur Zeit des Geschichtschreibers Thukydides von Raub lebten; dann folgte das Land der westlichen Lokrer am Korinthischen Golfe mit der Seestadt Naupaktos, während ein anderer Zweig desselben Stammes, die östlichen Lokrer, am Euböischen Sunde saß. Südlich von dieser Landschaft lag das kleine Bergtal Doris zwischen Oeta und Parnaß. Dieser selbst gehörte zu der Landschaft Phokis; an seinem Südabhange lag Delphi, das größte Heiligtum der Griechen. Weiter nach Osten folgte Böotien, eine wasserreiche, fruchtbare Binnenebene mit dem großen Sumpfsee Kopais. Da lagen viele Städte, die einen Bund unter sich bildeten, an dessen Spitze Theben als Vorort stand. Die Griechen nannten Böotien die Bühne des Kriegsgottes, so viele Schlachten wurden da geschlagen; Platää, Tanagra, Leuktra, Koroneia, Chäroneia und andere böotische Städte haben denkwürdigen Kämpfen den Namen gegeben. Über den Kithäron gelangte man nach Attika, einem Gebiet etwa von der Größe des Kantons Zürich, einer steinigen, spärlich mit Erde bedeckten Berglandschaft. Getreide wuchs in Attika wenig, dagegen gedieh vortrefflich der Ölbaum; der Berg Pentelikos lieferte herrlichen Marmor, und im Süden fanden sich einige Silberwerke. Im Westen der Landschaft liegt eine kleine Ebene von drei Seiten vom Gebirge umgeben und nur gegen das Meer hin offen. Darin erhebt sich, etwa eine Meile landeinwärts, ein länglicher Felsen, der, oben abgeplattet, rings in senkrechten Wänden zur Ebene abstürzt. Das war die Burg Athens, die Akropolis. Um diese dehnte sich Athen, voll von Kunstwerken, Göttertempeln und Theatern, etwa drei Stunden im Umfange zur Zeit der größten Blüte. An der Küste lagen die zwei Häfen der Stadt, der ältere Phaleron und der jüngere Peiräeus, die eigentliche

Seestadt Attikas, durch gewaltige Mauern mit der Binnenstadt zu einem Ganzen verbunden. Etwas nordwestlich, gleichfalls am Meere befand sich Eleusis, nächst der Hauptstadt der wichtigste Ort Attikas, mit einem berühmten Heiligtum der Göttin Demeter und ihrer Tochter Persephone, wo alljährlich von Staatswegen große Feste mit geheimnisvollen Bräuchen gefeiert wurden. Die Landbrücke zum Peloponnes bildete die Landschaft Megaris mit der Seehandelsstadt Megara. Die Landbrücke verengt sich, zugleich senkt sich das Gebirge und es bleibt eine schmale, flache Landenge, die jetzt der 1893 eröffnete Kanal von Korinth durchschneidet, der Isthmos.

c) Jenseits des Isthmos beginnt der Peloponnes, eine kleine Welt für sich. In der Mitte erhebt sich ein bergummauertes Hochland, Arkadien, die Heimat von Hirten und Söldnern, mit dem Schlachtplatze Mantinea. Von Arkadiens Randgebirgen aus strahlen fünf Höhenzüge fingerförmig nach allen Seiten, die ebensoviele Halbinseln bilden und zwischen sich reiche Flußebenen und Meerbusen einschließen. Die östliche dieser Halbinseln war Argolis, hochberühmt besonders in der Urzeit Griechenlands. Da wurden nach der Hauptstadt Argos die Griechen Argiver genannt; landeinwärts befand sich Agamemnons Residenz Mykenä, frühzeitig ein Trümmerhaufen. Im Süden dehnte sich zwischen zwei Gebirgen, von denen das westliche, der wilde Taygetos, die höchste Erhebung des Peloponnes bildet, die vom Eurotas durchströmte Landschaft Lakonien. Das rings von Bergen umschlossene obere Tal des Flusses trug den Namen Lakedämon; da lag auf der linken Seite die Hauptstadt Sparta. Jenseits des Taygetos war Messenien, mit den üppigsten Fruchtgefilden ganz Griechenlands. Nördlich davon das Land Elis. Da befand sich am Flusse Alpheios Olympia, der gefeierte Festort mit seinen Götterhainen, Tempeln und Spielplätzen. Der Nordabfall des Hochlandes gegen den Korinthischen Golf hieß Achaja, dessen wilde Schluchten und reißende Gebirgsbäche berüchtigt waren. Am Isthmos endlich lag Korinth mit drei Häfen auf beiden Seiten der Landenge. Eine quer über den Isthmos gelegte Fahrbahn mit hölzernen Schienen diente dazu, Schiffe und Waren von einem Meere zum andern zu überführen. Dank seiner vorzüglichen Lage war Korinth vor dem Aufblühen Athens, sowie später wieder zur Zeit der Römerherrschaft die bedeutendste Handelsstadt Griechenlands, die erste an Bevölkerung und Üppigkeit und durch stolze Prachtbauten ausgezeichnet. Im Gebiete Korinths lag auch das große Heiligtum des Poseidon auf dem Isthmos, wo die isthmischen Spiele gefeiert wurden und wiederholt gemeinhellenische Versammlungen stattfanden.

d) Zu Griechenland gehörte ferner die reiche Inselflur im Jonischen und Aegäischen Meere, die teils die Küsten begleitet, teils gleichsam zu anderen Ländern eine Brücke bildet. Der ganzen Ostküste Mittelgriechenlands entlang zieht sich das fruchtbare Euböa, die Kornkammer Athens, nur durch einen schmalen Sund vom Festlande getrennt. An der engsten Stelle desselben, am Euripos, befanden sich die blühenden Seestädte Chalkis und Eretria. Im Saronischen Golfe, vor den athenischen Häfen, breitet sich die schlachtenberühmte Insel Salamis aus; inmitten des Golfes liegt Aegina, das zur Zeit mit Athen an Pracht und Macht wetteiferte. Aus dem offenen Meere tauchen, Trümmern versunkener Fortsetzungen der attischen und euböischen Gebirge gleich, die felsigen „Kreisinseln" oder Kykladen empor. Denn einen Ring bildeten sie gleichsam um das kleine, aber hochheilige Delos, das die Griechen als Geburtsstätte der göttlichen Geschwister Apollo und Artemis verehrten. Fast alle waren im Altertum berühmt durch ihre Fruchtbarkeit und Lieblichkeit, besonders Naxos, die größte und schönste, die Insel des Weins, und Paros mit seinem blendendweißen Marmor. Die außerhalb des Kreises liegenden Inseln des Aegäischen Meeres hießen Sporaden,

d. h. die Zerstreuten, darunter insbesondere wichtig die längs der kleinasiatischen Küste hinstreichenden, wie Lesbos, Chios, Samos, Kos und Rhodos. Diese Eilande führten die Griechen hinüber zu der buchten- und hafenreichen Westküste Kleinasiens, an der sich vom Hellespont bis zur Südwestecke ein ununterbrochener Kranz von Griechenstädten hinzog. Das ganze Aegäische Meer aber schloß, wie ein Querriegel, die langgestreckte Insel Kreta, die schönste des Mittelmeeres, mit dem hohen Idagebirge, wo der Göttervater Zeus seine Erziehung genossen und wo in neuester Zeit zahlreiche Spuren einer uralten Kultur zutag gefördert worden sind. Endlich zog sich von der Südostspitze des Peloponnes bis an die Küste von Epirus hinauf die Reihe der sieben ionischen Inseln, darunter Kythera, das liebliche Zakynthos (jetzt Zante), Kephallenia, die größte, Ithaka, die Heimat des Odysseus, und Korkyra (jetzt Korfu), einer der blühendsten Seestaaten Griechenlands.

II. Götter und Heroen.

Preller, Griechische Mythologie. **Seemann**, Mythologie der Griechen und Römer. **Stoll**, Die Götter und Heroen des klassischen Altertums.

1. Die Götter. — Heiter und schön, wie der Himmel der Griechen, war auch ihre Religion. Ihre lebhafte Einbildungskraft bevölkerte die ganze Natur mit göttlichen Wesen. Sie dachten sich diese als vollkommen schöne, mit überirdischen Kräften begabte unsterbliche Menschen. In jedem Baume, in jeder Quelle, in jeder Woge des Meeres erblickten sie eine verklärte Menschengestalt (Nymphen). Unter dem unendlichen Götterheere verehrten sie zwölf als die höchsten. An der Spitze stand Zeus, der Vater der Götter und Menschen, der Inbegriff der edelsten Männlichkeit, der Himmelsgott, der mit seinen furchtbaren Waffen, dem Blitz und Donner, die riesigen Unholde, die früher die Welt bevölkerten und beherrschten, die Titanen und Giganten, nach langem Ringen bezwungen. Ihm am nächsten kamen Apollo, der Gott des Lichtes, der Sonne, der ewig strahlende Jüngling, der Lehrer, der Dichter und Seher, und Poseidon, der Gott des Wassers, der mit seinem Dreizack die Felsen durchsticht, um Quellen hervorzulocken, der Beherrscher der Flüsse und Meere. Ares war der wilde Kriegsgott, der lauter schrie als zehntausend Menschen, Hephästos der hinkende Gott des unterirdischen Feuers, der kunstreiche Götterschmied, dessen Rauchfänge die feuerspeienden Berge sind, Hermes der Götterbote, der listigste aller Olympier, daher der Schützer des Handels und Verkehrs. Zeus zur Seite stand Hera, seine Gemahlin, die Göttermutter; seine Tochter, Pallas Athene, wurde verehrt als Lehrerin der Weisheit und aller Kunstfertigkeit,

als die Beschützerin der Städte, als die kluge Helferin im Kampfe. Artemis, die Schwester Apollos, war die Göttin des Mondlichtes, wie dieses in reiner Schönheit glänzend. Demeter war die ehrwürdige „Mutter Erde", die Allernährerin, die Lehrerin des Ackerbaues, deren Tochter Persephone als Gemahlin des Hades, des Totengottes, in der Unterwelt schaltete, Hestia die Gottheit des Herdfeuers, der trauten Häuslichkeit, Aphrodite diejenige der Schönheit. Den höchsten Göttern nahe standen andere, wie Dionysos oder Bakchos, der freudetrunkene, übermütige Gott des Weines, die neun Musen, die Dienerinnen Apollos, die Lehrerinnen der schönen Künste, die drei Grazien, die Göttinnen der Anmut. In unsterblicher Jugend, in ewiger Freude lebten diese Götter über den Wolken, gewöhnlich auf dem Olympos um Zeus versammelt. Da labten sie sich am Dufte der Opfer, welche ihnen verbrannt wurden, da genossen sie Ambrosia, die Speise der Unsterblichkeit, und Nektar, den süßen Trank des Lebens. Da berieten sie über die Geschicke der Menschen und erfreuten sich am Saitenspiel Apollos, an den Gesängen und Tänzen der Musen. Wessen Auge hinge nicht voller Wonne an den herrlichen Marmorbildern, in welchen die Griechen sich ihre Gottheiten verkörperten, an diesen schönsten und vollendetsten Darstellungen der menschlichen Gestalt! Es läßt sich freilich nicht leugnen, daß sie die Vollkommenheit der Götter vorzüglich in der äußeren Erscheinung suchten; sie dichteten ihnen vielfach Handlungen und Leidenschaften an, die mit der göttlichen Heiligkeit in starkem Widerspruche stehen. Aber im ganzen erblickten sie doch in ihnen die Förderer alles Guten, die Feinde des Bösen und die Rächer aller Missetaten. Den frommen, tapferen und klugen Mann lieben die Götter; aber furchtbar trifft ihre Strafe den übermütigen Frevler. Die schrecklichen Göttinnen der Rache, die schlangenhaarigen Erinnyen, heften sich an seine Fersen und treiben ihn zum Wahnsinn und zum Selbstmorde, wenn ihn die strafende Gerechtigkeit nicht sonst ereilt. So diente der Grieche seinen Göttern ohne Zagen und Zittern, mit frommem, freudigem Herzen. Um ihnen wohlzugefallen, brauchte er nur den guten, sittlichen Trieben seines Herzens zu folgen, seine Leidenschaften zu zügeln und sein ganzes Tun unter der Herrschaft der Besonnenheit und Einsicht zu halten.

2. Die Halbgötter (Heroen). — An ein höheres Fortleben des Menschen nach dem Tode glaubten die Griechen nicht. Wohl ließen sie die Schatten der Verblichenen in der Unterwelt forthausen unter der Obhut des Hades und des dreiköpfigen Höllenhundes, des Zerberus, der die Pforte derselben bewacht; aber nach ihrem Sinne war es besser in der Oberwelt als Taglöhner das Feld eines Armen zu bestellen, als in der Unterwelt über sämtliche Toten zu herrschen. Nur einzelnen hervorragenden Menschen, glaubten sie, sei eine Art göttlichen Fortlebens bestimmt, den Heroen, d. h. den Halbgöttern oder Helden, die nach der Sage das Land von Ungeheuern gereinigt oder sonst außerordentliche Taten vollbracht hatten und dafür nach ihrem Tode auf der Insel der Seligen ein beglücktes Dasein führten oder von den Göttern in ihre Gemeinschaft aufgenommen wurden.

3. Herakles. — Der gewaltigste dieser Helden war Herakles (Herkules), der Sohn des Zeus und der Alkmene, einer Königstochter in Theben. In ihm verehrten die Griechen den Inbegriff männlicher Kraft und Tüchtigkeit. Schon in der Wiege erdrosselte er mit einem einzigen Drucke seiner Hände zwei Schlangen, die Hera aus Eifersucht gegen Alkmene gesandt hatte, um ihn zu töten. Als er zum schönsten und stärksten Manne Griechenlands herangewachsen war und überlegte, welche Lebensbahn er einschlagen sollte, nahten sich ihm zwei Frauengestalten. Die eine war die Göttin der Sinnenlust, die ihm ein müheloses Leben voll Genuß und Freude in Aussicht stellte, wenn er ihr folge. Ihr aber trat die andere, die Göttin der Tugend, entgegen. Diese verhehlte ihm nicht, wie mühevoll ihr Weg sein werde; Herakles beschloß dennoch, ihn einzuschlagen. So begann er seine Heldenlaufbahn, indem er den Kampf mit den Ungeheuern aufnahm, von denen Griechenland damals wimmelte. Allein der Haß der Hera verurteilte den Göttersohn dazu, lange Jahre einem unedlen Verwandten, dem feigen Eurystheus, König von Mykenä, zu dienen. Im Auftrage dieses Herrschers vollbrachte er zwölf der schwierigsten Arbeiten. Einen unverwundbaren Löwen, der bei Nemea hauste, erwürgte er mit den Armen. Der Hydra, der neunköpfigen Schlange, hieb er die Köpfe ab; da ihr aber an Stelle eines abgeschlagenen immer zwei neue hervorwuchsen, brannte er ihr die Halsstümpfe mit glühenden Baum-

stämmen aus, bis sie unschädlich gemacht war. Einen furchtbaren Eber nahm er lebendig gefangen, ebenso eine der Artemis geweihte Hirschkuh mit goldenem Geweih und ehernen Füßen, indem er sie in die entlegensten Länder verfolgte. Die Stymphaliden, menschenfressende Vögel mit ehernen Krallen und Schnäbeln, die ihre Federn wie Pfeile abschießen konnten, erlegte er mit seinem Bogen. Der kriegerischen Amazonenkönigin entriß er den Gürtel, um ihn der Tochter des Eurystheus zu bringen. Die häßlichste Arbeit, die Eurystheus dem Helden auferlegte, war die Reinigung des Stalles des Königs Augias, in dem 3000 Rinder seit langem ihren Unrat abgelagert hatten. Herakles kam damit an einem Tage zu Ende, indem er zwei Flüsse in den Stall hineinleitete. Dann mußte er einen rasenden Stier auf der Insel Kreta holen, sowie menschenfressende Rosse in Thrakien und eine Rinderherde, die auf einer Insel im Ozean von einem Riesen bewacht wurde. Zum Wahrzeichen dieser Fahrt richtete er zu beiden Seiten der Meerenge, die Europa von Afrika trennt, zwei Felsberge auf, die „Säulen des Herakles", wie im Altertum die Felsen von Gibraltar und Ceuta genannt wurden. Noch weitere Irrfahrten unternahm er, um die goldenen Äpfel aus dem Garten der Hesperiden nach Mykenä zu bringen. Um zu seinem Ziele zu gelangen, muße er sogar dem Träger der Himmelskugel, dem Riesen Atlas, eine Weile die Last abnehmen. Endlich brachte er selbst den schrecklichen Höllenhund gefesselt an die Oberwelt. Aber nicht hienieden wartete seiner die Belohnung. Er fand im Gegenteil ein trauriges Ende. Auf den Rat eines Feindes gab ihm seine Gemahlin, die ihn zärtlich liebte, ein verzaubertes Gewand, in der Meinung, er werde ihre Liebe nur um so inniger erwidern. Kaum bedeckte dasselbe seinen Körper, so durchwühlte ihn grimmiger Schmerz bis aufs Mark. Rettungslos, des Todes gewiß, verbrannte sich Herakles selbst auf einem Scheiterhaufen auf dem Gipfel des Oeta. Da erbarmte sich Zeus seines Sohnes und hob ihn empor zu sich in den Olymp, wo er ihn mit der anmutigen Hebe, der ewig jungen Schenkin der Götter, vermählte und ihm die Unsterblichkeit verlieh.

4. Theseus. — Ähnliche Taten schrieben die Athener ihrem Könige Theseus zu. Auch dieser besiegte schon als Jüngling eine

Menge von grausigen und verderblichen Ungeheuern. Aber das Größte, was er vollbrachte, war die Befreiung Athens von einem schmählichen Tribute, den die Stadt dem mächtigen Könige Minos auf Kreta zu entrichten hatte. Alle neun Jahre mußte sie nämlich sieben Jünglinge und sieben Jungfrauen nach Kreta senden, wo sie dem menschenfressenden Stiere Minotauros vorgeworfen wurden, der in einem unterirdischen Labyrinthe hauste. Als dies schon zum dritten Male geschehen sollte, entschloß sich Theseus, der Königssohn, selber mit den Opfern zu gehen. In Kreta angekommen, zog er durch seine Schönheit und Heldenjugend die Augen der Königstochter Ariadne auf sich. Diese gab ihm einen Knäuel Faden, dessen Ende er am Eingange des Labyrinths festknüpfte. Dann schritt er in die Irrgänge hinein, indem er den Zwirn in der Hand ablaufen ließ, und als das Ungeheuer erschien und sich auf ihn stürzen wollte, stieß er ihm das Schwert in den Rachen und tötete es. Mit Hilfe des Fadens fand er den Ausgang aus dem Labyrinthe und floh mit seinen Gefährten der Heimat zu, begleitet von der schönen Ariadne, die ihm jedoch auf Naxos von dem Gotte Bakchos geraubt wurde. So erlöste Theseus seine Vaterstadt von der schimpflichen Last; ihm schrieben aber die Athener auch die erste Ordnung ihres Landes zu, er vereinigte die Gemeinden Attikas zu einem Staate. Unter seinen spätern Taten war sein Kampf mit den Amazonen am berühmtesten. Es waren dies kriegerische Jungfrauen im hohen Norden. Auf einer Seefahrt war Theseus einmal an ihre Küste gekommen und hatte eine von ihnen entführt und zu seiner Gemahlin gemacht. Zur Rache für diesen Raub landeten die Amazonen eines Tages in Attika und drangen bis in die Stadt. Zuletzt wurden sie aber von Theseus in furchtbarer Schlacht besiegt und zum Rückzuge gezwungen. Solche Sagen von großen Helden der Vorzeit gab es in Menge, und manche mag einen geschichtlichen Kern enthalten; so liegt wohl derjenigen von Theseus die Erinnerung an die Zeit zugrunde, wo Kreta wirklich den Mittelpunkt eines mächtigen Seereiches bildete und die Inseln und Küsten des ägäischen Meeres von seinen Königen beherrscht wurden.

5. Die Argonauten. — Andere Sagen erzählen von Unternehmungen, die viele Helden gemeinsam ausführten. Zwei Königs-

kinder in Böotien, Phrixos und Helle, wollten ihrer bösen Stiefmutter, die ihnen nach dem Leben trachtete, entfliehen. Ein Widder mit goldenem Vließe, von freundlichen Gottheiten gesandt, entführte sie über das Meer. Als derselbe aber über die Meerenge zwischen Europa und Asien setzte, fiel Helle herunter und ertrank, daher der Name Hellespont, d. i. Helles Meer. Phrixos gelangte glücklich ins Land Kolchis an der Südostecke des Schwarzen Meeres. Dort opferte er den Widder und hing sein goldenes Vließ in einem heiligen Haine auf. Da hörte in späterer Zeit der thessalische Held Jason von diesem Vließe und beschloß, es zu holen. Alle Helden Griechenlands lud er zu der kühnen Fahrt in das unbekannte Meer ein, darunter den Herakles, den berühmten Sänger Orpheus u. a. Die Göttin Athene half ihm ein Schiff zimmern, die Argo, daher die Helden den Namen Argonauten, d. h. Argoschiffer, bekamen. Bald stießen sie in die See, und von den tüchtigen Ruderern vorwärts gejagt, näherte sich endlich das Schiff nach unsäglichen Gefahren dem ersehnten Ziele. Der König der Kolchier erklärte sich bereit, das Vließ herauszugeben; aber zuvor sollte Jason zwei feuerschnaubende Stiere mit ehernen Hufen ins Joch spannen, mit ihnen ein Feld umpflügen und Drachenzähne darein säen. Er dachte, damit die Helden zu verderben. Aber auch dem Jason kam die Neigung der Tochter des feindlichen Königs zu Hilfe, der Medea. Diese gab ihm Zaubermittel, mit deren Hilfe er die Stiere bezwang. Und als aus der Drachensaat ein Heer von gewappneten Riesen emporsproßte, warf er nach Medeas Rat einen Stein unter sie, worauf sie sich gegenseitig zerfleischten. Dann bemächtigten sich die Helden unter dem Beistande der zauberkundigen Königstochter des goldenen Vließes und brachten es unter vielfachen Gefahren und abenteuerlichen Fahrten nach Hause.

6. Der trojanische Krieg. — Die letzte große Tat der Heroenzeit und zugleich die berühmteste ist die Eroberung von Troja. Pelops, ein Fürst aus Kleinasien, war aus seiner Heimat vertrieben worden und nach der griechischen Halbinsel gekommen, die nach ihm den Namen Peloponnes erhielt. Hier war sein Haus groß und blühend geworden. Es gab in ganz Griechenland keine mächtigeren und reicheren Herrscher als seine Enkel Agamemnon, der als König zu Mykenä in Argolis

gebot, und Menelaos, der den Thron zu Sparta inne hatte. Zu diesem kam einst Paris, ein Sohn des Priamos, des Königs von Troja in Kleinasien, auf Besuch. Ihm, dem schönsten Manne seiner Zeit, gelang es, die Gattin des Menelaos, die anmutsvolle Helena, so zu berücken, daß sie mit ihm entfloh. Um aber den Schimpf zu rächen, forderte Menelaos alle ihm befreundeten Könige und Helden in Griechenland auf, mit ihm gegen Troja zu ziehen, und alle sagten ihm zu, so sein Bruder Agamemnon, der greise Nestor von Pylos in Messenien, der kluge Odysseus, der Beherrscher Ithakas, und viele andere, namentlich auch der thessalische Held Achilleus, der, obschon noch jung, an Kraft und Schönheit alle übrigen weit hinter sich ließ. In Aulis, der Hafenstadt Böotiens, sammelten sich die unzähligen Scharen. Aber eine tiefe Windstille verzögerte die Abfahrt von Woche zu Woche. Da erklärte der Seher Kalchas, Agamemnon habe die Artemis erzürnt und nur die Opferung seiner Tochter Iphigenie könne die Göttin versöhnen. Von der Not gedrängt, entschloß sich Agamemnon zu dem schrecklichen Opfer. Aber in dem Augenblicke, wo der Mordstahl die unschuldige Jungfrau treffen sollte, erbarmte sich ihrer die Göttin; Iphigenie war aus den Augen des Heeres verschwunden, und an ihrer Stelle lag eine Hindin blutend am Altare. — Jetzt schwellte der Wind die Segel und bald landeten die Griechen in Troja. Aber der Feind war zahlreich und tapfer und seine Hauptstadt Ilion stark befestigt mit Mauern und Türmen. Auch den Troern waren Bundesgenossen aus ganz Kleinasien und noch weiterher zu Hilfe geeilt, und an dem edlen Hektor, dem tapfersten Sohne des Priamos, besaßen sie einen Führer, der keinem griechischen Helden nachstand. So erhob sich ein hartnäckiger Krieg; neun Jahre lang tobte der Kampf um die Mauern Ilions, und jeder Versuch, die Stadt im Sturme zu nehmen, mißlang. Da geschah es, daß sich Achilleus mit Agamemnon, dem Oberbefehlshaber der Griechen, entzweite; grollend zog er sich mit seinen Scharen zurück und nahm am Kampfe keinen Teil mehr. Jetzt gerieten die Griechen in große Not, und die Troer wagten sich aus ihren Mauern heraus zur offenen Feldschlacht. Mit verzweifelter Tapferkeit kämpften die Helden zu beiden Seiten auf ihren Schlachtwagen; die Götter selber mischten sich in den Streit, um ihre

Lieblinge zu beschützen. Zuletzt mußten die Griechen weichen, die Troer drangen ihnen ins Schiffslager nach und drohten schon, ihre Schiffe in Brand zu stecken. Endlich erbarmte sich Achilleus seiner Landsleute und hieß seinen Freund Patroklos in den Kampf rücken. Aber auch dieser erlag den furchtbaren Streichen Hektors, der alles vor sich niederwarf. Da erfaßte den Achilleus wütender Schmerz um den gefallenen Freund, er griff selbst zu den Waffen, und vor ihm, dem löwengleichen Helden, hielt selbst ein Hektor nicht stand; er wurde erschlagen und von dem erbarmungslosen Sieger am Wagen um die Stadt herumgeschleift. Doch überließ Achilleus dem unglücklichen Priamos, der des Nachts mit Lebensgefahr zu ihm ins Zelt geschlichen kam, die Leiche des Sohnes zu würdiger Bestattung. Mit Hektor ging die Hoffnung der Troer zu Grabe. Zwar ereilte auch den Achilleus das Geschick, der feige Paris durchschoß ihn aus der Ferne mit einem Pfeile. Noch immer schien es unmöglich, die Stadt zu nehmen. Aber der listige Odysseus wußte Rat. Auf sein Betreiben zimmerten die Griechen ein großes hölzernes Pferd. Dann verbargen sich die besten Helden im Bauche desselben, die übrigen gingen auf ihre Schiffe, als ob sie in die Heimat segeln wollten. Verwundert sahen die Troer dem Abzuge der Feinde zu, kamen heraus und standen um das sonderbare Bildwerk. Ein wie zufällig aufgefangener Grieche erzählte ihnen, es sei dies ein Heiligtum, das seine Landsleute zur Sühne für die erzürnten Götter gebaut hätten. Die Troer glaubten ihm und freuten sich über die unerwartete Beute. Ein Priester, namens Laokoon, warnte sie zwar vor der List der Griechen. Da kamen, von Pallas Athene gesendet, zwei ungeheure Schlangen vom Meere her ans Land geschwommen. Sie eilten auf die zwei Söhne Laokoons zu und wanden sich um ihre Leiber, und wie der entsetzte Vater zu Hilfe eilen wollte, töteten sie ihn samt seinen Kindern mit ihren Bissen. Starr vor Schrecken sahen die Troer dem Schauspiele zu und betrachteten es als Strafe für Laokoons Zweifel. Sie eilten der Stadt zu und rissen ein Stück ihrer Mauer nieder, um das Pferd hineinzuziehen, da die Tore zu niedrig waren. In der Nacht stiegen nun die verborgenen Helden heraus, das Griechenheer, das mittlerweile wieder gelandet, drang durch die Mauerlücke ein, und jetzt begann ein grauenvolles Morden.

Priamos mit seinen Söhnen wurde niedergestoßen, seine Töchter als Sklavinnen fortgeschleppt und die ganze Stadt verbrannt und dem Erdboden gleich gemacht.

7. Agamemnons Ende. Orestes. — Aber in der Wut der Rache hatten die griechischen Helden Taten begangen, die den Göttern mißfielen, und manche von ihnen erlitten deswegen ein trauriges Geschick auf und nach der Heimkehr. Der stolze Agamemnon wurde, kaum zu Hause angekommen, ein Opfer der Untreue seiner Gemahlin Klytämnestra. Diese sah in ihm seit der Opferung Iphigeniens nur noch den Mörder ihres Kindes. Mit erheuchelter Freude empfing sie den Zurückkehrenden im Palaste zu Mykenä; dann ermordete sie ihn im Bade mit Hilfe eines Verwandten, den sie zu ihrem Gemahle erhob. Als jedoch Agamemnons Sohn, Orestes, zum Jüngling herangewachsen war, erschlug er das verbrecherische Paar. Aber indem Orestes die Pflicht der Blutrache für den Vater übte, war er zum Mörder an der Mutter geworden und verfiel deshalb den furchtbaren Rachegöttinnen, den Erinnyen. Ohne Rast hetzten diese den Unglücklichen von einem Lande zum anderen. Da verkündete ihm das Orakel in Delphi, er werde Ruhe finden, wenn er sich nach der Halbinsel Tauris im Skythenlande begebe und ein dort befindliches Bild der Göttin Artemis hole. Begleitet von seinem treuen Freunde Pylades fuhr er in das unbekannte Barbarenland. Hier wurde er gefangen und sollte eben nach dem Brauche des wilden Volkes im Tempel der Artemis geopfert werden, als er daselbst die eigene Schwester wiederfand, Iphigenie, welche die Göttin von Böotien nach Tauris entrückt hatte, damit sie ihr dort als Priesterin diene. Es gelang den Geschwistern, mit dem Bilde der Göttin zu entfliehen. Sie brachten es nach Athen, wo der Artemis ein herrlicher Tempel gebaut wurde, in dem Iphigenie als Priesterin waltete. Orestes kehrte, von seinen Qualen erlöst, nach Mykenä zurück, bestieg dort den Thron seiner Väter und regierte glücklich bis in sein hohes Alter.

8. Des Odysseus Heimkehr. — Die wunderbarsten Schicksale aber erduldete Odysseus, der Fürst von Ithaka, auf der Heimfahrt von Troja. Durch widrige Winde wurde er in die fernsten Gegenden und zu den seltsamsten Völkern verschlagen. Mit Mühe entkam er

dem Kyklopen Polyphem auf Sizilien, einem einäugigen Riesen, der sich mit Menschenfleisch ernährte, und der Zauberin Kirke, die seine Gefährten in Schweine verwandelte. Selbst in die Unterwelt geriet er und sah dort die Schatten der Toten. Gefährliche Strudel und Klippen, die Sirenen, Ungeheuer, die mit süßen Stimmen den Schiffer ins Unglück lockten, alles stellte sich seiner Heimkehr entgegen. Da zertrümmerte noch ein Sturm sein Schiff und raubte ihm alle Gefährten. Nur auf einem Balken treibend kam er zu einer Insel, welche die einsame Göttin Kalypso bewohnte. Liebreich empfing ihn diese, aber ihn trieb es heimwärts, und auf selbstgezimmertem Bote vertraute er sich wieder dem Meere an. Abermals ergriff ihn der Sturm und warf ihn nackt und hilflos an die Insel der Phäaken (Korkyra). Dort gab er sich vor dem Fürsten zu erkennen, und dieser, nachdem er den herrlichen Gast nach Gebühr gefeiert, beeilte sich, ihn nach der Heimat, nach Ithaka, führen zu lassen. Aber was der Held da vernahm, erfüllte ihn mit grimmem Zorne. Seine Gemahlin Penelope, die mit Sehnsucht seiner Rückkehr harrte, wurde bestürmt von einer übermütigen Schar junger Edelleute, die sie zwingen wollten, einem von ihnen die Hand zu reichen. Da sie sich weigerte, hatten sich die Freier in Odysseus' Palast einquartiert und verpraßten ihm Hab und Gut. Odysseus sann auf Rache. Von wenigen Getreuen und seinem Sohne Telemach erkannt, betrat er als Bettler verkleidet sein Haus und erduldete der Freier Hohn und Spott. Eben bot sich Penelope, des Drängens müde, dem zur Gemahlin an, der imstande sei, des Odysseus Bogen zu spannen. Alle versuchen es, keiner vermag es. Da tritt der Bettler vor und verlangt den Bogen. Höhnisch und zornig blicken die Freier auf den Verwegenen. Aber er spannt ihn mit Riesenkraft, und jetzt beginnt die furchtbare Sühne. Einen der bestürzten Frevler nach dem anderen durchbohrt er mit dem unerbittlichen Pfeile, und wie alle Pfeile verschossen sind, erschlägt er sie mit Hilfe seines Sohnes und jener Getreuen bis auf den letzten Mann. Dann, nach vollbrachter Blutarbeit, feierte er das Wiedersehen mit seinem treuen Weibe nach zwanzig Jahren unsäglichen Duldens und Leidens.

III. Die ältesten Wanderungen.

1. Die kretisch-mykenische Zeit. (2. Jahrh. v. Chr.). — Die Griechen hielten sich für eingeborne Söhne ihres Landes; sie glaubten, ihre Ahnen seien unmittelbar dem Boden desselben entstammt. Ihre Sprache zeigt jedoch, daß auch sie einst zu dem indogermanischen Urvolke gehört haben und daher in die Balkanhalbinsel eingewandert sein müssen. Wann und auf welchem Wege dies geschah, läßt sich freilich nicht mehr feststellen. Die spätern Hellenen bezeichneten die Einwohner ihres Landes in ältester Zeit mit dem Namen der Pelasger, d. i. der Alten. Nicht nur die griechischen Sagen, auch die Überreste von uralten Bauten und kunstreichen Gerätschaften, die in den jüngsten Jahrzehnten durch Ausgrabungen in reichem Maße zum Vorschein gekommen sind, lehren, daß schon in der Bronzezeit, als die Einwohner Griechenlands das Eisen noch nicht oder nur als ein ganz seltenes Metall kannten, auf ihren Inseln und in ihren Landschaften zum Teil ein reges, blühendes Leben herrschte. Einzelne Stämme erhoben sich durch kriegerische Tüchtigkeit über die anderen und gründeten größere, festere Gemeinwesen. So die Jonier, die Attika, Euböa und die Nordküste des Peloponnes besaßen. So die Achäer, die den größten Teil des Peloponnes inne hatten und solches Ansehen genossen, daß ihr Name gelegentlich auch zur Bezeichnung des ganzen Griechenvolkes diente. Ihr Hauptsitz war das „breitstraßige, goldreiche" Mykene in Argolis, die sagenberühmte Residenz des Agamemnon. Die spätern Griechen kannten Mykene nur noch als einen Trümmerhaufen. Daß es aber in der Tat einst ein hervorragender Fürstensitz war, beweisen die mächtigen Reste der Ringmauer der Königsburg, zu der ein mit einem Löwenpaar verziertes Tor führte, sowie große unterirdische Grabgewölbe, Ruinen, die zu den ältesten Denkmälern der griechischen Baukunst gehören. In den Kuppelgräbern und im Palast von Mykene sind wiederholt Gegenstände mit dem Namen ägyptischer Könige aus dem 15. Jahrhundert v. Chr. zum Vorschein gekommen. Ausgrabungen, die ein für das griechische Altertum begeisterter deutscher Kaufmann, Schliemann, seit 1876 in Mykene vornahm, führten zur Entdeckung von noch älteren schachtförmigen Gräbern mit reichem Goldschmuck und

anderen Gegenständen aus der griechischen Urzeit, deren Formen den Einfluß des Morgenlandes verraten. Noch merkwürdigere und reichere Funde sind in jüngster Zeit auf der Insel Kreta gemacht worden, deren Könige im 2. Jahrtausend v. Chr. das Meer weithin beherrscht zu haben scheinen und deren Bewohner mit Aegypten lebhaften Schiffsfahrtsverkehr unterhielten. Überreste ausgedehnter Königspaläste mit Wandgemälden und anderem Schmuck zeugen von der Macht, dem Reichtum und dem schon hochentwickelten Kunstsinn der alten Kreter, die vermutlich einer vorgriechischen Bevölkerungsschicht angehört haben.

2. Die dorische Wanderung. — Die älteste Kultur Griechenlands, die man nach ihren Hauptsitzen die „kretisch-mykenische" nennt, wurde aber gewaltsam vernichtet durch eine große langandauernde Völkerwanderung, die gegen Ende des 2. Jahrtausends im Norden begann, die ganze Halbinsel in Aufruhr brachte, die alten Staaten größtenteils vernichtete und neue an ihre Stelle setzte. Über den Verlauf dieser Wanderungen hat sich nur dunkle Kunde aus Sagen erhalten, die von den Gelehrten bald so, bald anders gedeutet werden. Nach einer dieser Vermutungen war einer Völkerschaft in dem rauhen Epirus, den Thessaliern, die Heimat zu eng geworden, sie überschritt den Pindos und bemächtigte sich der fruchtbaren Ebene, die dann von ihr den Namen Thessalien erhielt. Aber nun mußten Stämme weichen, die vorher da gewohnt hatten. So die Dorier, die nach dem kleinen Berglande zwischen Oeta und Parnaß gedrängt wurden, das fortan ihren Namen trug. Sie fühlten jedoch Kraft in sich, andere, bessere Gegenden zu erstreiten. Verstärkt durch Haufen von Aetoliern, setzte die Mehrzahl der Dorier über den Meerbusen von Korinth an seiner engsten Stelle und drang in den Peloponnes ein. Der von den Joniern besetzte felsige Nordrand der Halbinsel und das arkadische Hochland in der Mitte lockten sie nicht, die fetten Ebenen waren ihr Ziel. Die Aetolier setzten sich in Elis fest, die Dorier warfen sich auf Messenien und Lakonien, und überall erlagen die Achäer ihrem Angriffe. Auch die stolzen Königsburgen in Argolis hielten ihnen nicht stand; Mykene und die anderen Städte wurden erstürmt, selbst Korinth mußte den Eindringlingen seine Tore öffnen. Schon rückten diese über den Isthmos wieder gegen Mittelgriechenland vor, als sie an den ionischen Be-

wohnern Attikas auf festen Widerstand stießen. Ein Göttersprruch, erzählt die Sage, hatte den Doriern auch die Einnahme Athens versprochen, wofern sie dessen König kein Leid zufügten. Allein die Athener erhielten Kunde davon; ihr König Kodros begab sich als Holzhauer verkleidet ins Lager der Feinde, fing Händel an und wurde erschlagen. Das hatte er beabsichtigt, und sobald die Dorier merkten, wer der Holzhauer gewesen war, gaben sie ihren Angriff auf. Bis in die späteste Zeit verehrten die Athener in Kodros den Retter ihres Staates.

3. Auswanderung über Meer. — Das Schicksal der von den Doriern unterworfenen frühern Bewohner war ungleich; da wurden sie zu Sklaven und Leibeigenen gemacht; dort behielten sie Freiheit und Eigentum, aber die Eroberer bildeten den herrschenden Adel. Viele endlich verließen die Heimat. So warfen sich achäische Flüchtlinge auf die von den Doriern verschmähte Nordküste des Peloponnes und verjagten daselbst die Jonier, so daß nun gerade an dieser Gegend der Name Achaja haften blieb. Die Jonier aber, nebst zahlreichen anderen Vertriebenen, suchten Zuflucht in dem einzigen Gebiete, das die Stürme der Wanderung unversehrt gelassen hatten, bei ihren Stammverwandten in Attika. Dieses war jedoch nicht groß und fruchtbar genug, um die Masse der Flüchtlinge zu ernähren. Die Mehrzahl ging daher mit attischen Bürgern unter einem Sohne des Kodros zu Schiffe, um sich neue Wohnsitze zu suchen. Gleich westlich von Attika dehnt sich der herrliche Inselkranz der Kykladen, die damals noch von Kleinasiaten besetzt waren. Auf diese warfen sich die ionischen Auswanderer und bemächtigten sich ihrer. Von da fuhren sie weiter nach den lieblichen Inseln und Küsten Kleinasiens und drängten auch hier die Asiaten mit gewaffneter Hand zurück. Auf einer weit in das Meer vorspringenden Landzunge, am Ufer einer schönen und geschützten Bucht wurde die erste Jonierstadt in Asien, Milet, gegründet; eine Reihe anderer Niederlassungen folgte. Das Beispiel der Jonier Attikas reizte auch andere Stämme. Einwohner von Böotien oder Thessalien fuhren nordöstlich nach der Insel Lesbos, wo sie die Stadt Mytilene gründeten, und setzten von da nach der Küste von Troja über, die sie den Eingebornen in harten Kämpfen entrissen. Die Dorier in Argolis und Lakonien gingen ebenfalls zur

See, nahmen Aegina und die südlichen Inseln des Aegäischen Meeres in Besitz, vor allem Kreta. Auf ihren Raubfahrten zerstörten sie die glänzenden Königssitze auf der Insel; dann siedelten sie sich dauernd an, unterwarfen die Urbevölkerung und machten sie großenteils zu Leibeigenen. Von Kreta oder Argolis aus gründeten die Dorier auch Kolonien auf den Landspitzen im Südwesten Kleinasiens. Selbst nach dem fernen Cypern drangen griechische Ansiedler und entrissen es zum Teil den Phöniziern.

4. Die Stämme der Hellenen. — So hatten sich die Griechen mächtig ausgebreitet. Die Inselbrücke zwischen Europa und Asien war jetzt in ihren Händen, und auf der schönen Westküste Kleinasiens reihte sich vom Hellespont bis zum äußersten Süden eine Pflanzstadt an die andere; das Aegäische Meer war ein griechischer See geworden. Zwei Stämme hatten sich vorzüglich ausgedehnt. Einmal die Dorier, welche die besten Landschaften des Peloponnes, den Isthmos, den südlichen Inselzug von Aegina und Kreta bis Rhodos und den Südwesten Kleinasiens inne hatten; dann die Jonier, welchen im Mutterlande nur noch Attika und Euböa blieb, die aber dafür die Kykladen, Samos, Chios, sowie den besten Teil der kleinasiatischen Küste neu gewonnen hatten. Diesen zwei Stämmen gegenüber mit ihrem weiten Gebiete erschienen alle anderen griechischen Völkerschaften zusammen nur noch wie ein dritter Stamm, und man gewöhnte sich daran, sie insgesamt Aeoler, d. i. die Bunten, zu heißen. Für die ganze Nation aber, wie sie aus diesen Wanderungen hervorging, kam jetzt ein neuer Gesamtname auf, derjenige der Hellenen. Das ist der Name, mit dem sich die Griechen in geschichtlicher Zeit stets selbst bezeichneten. Griechen (Graeci) wurden sie dagegen von den Italikern genannt nach einem alten Stamm in Böotien, den Graern, die sich bei der Gründung der Kolonie Kyme (Cumä) westlich von Neapel beteiligten und daher jenen frühe besonders bekannt wurden.

5. Homer (um 900). — Aus der Zeit unmittelbar nach diesen Kämpfen und Wanderungen ist ein wundersames Denkmal des griechischen Geistes auf die Nachwelt gekommen, die Gedichte Homers. Frühe fanden die Griechen Gefallen an Gesang und Poesie. Bei den Mahlzeiten ihrer Fürsten und Edeln durfte der Sänger nicht fehlen,

der die Taten der Ahnen pries und die Gemüter entflammte, indem er in Liedern die Heldenkämpfe der Vorzeit schilderte. Was für Gesänge hätten nun die griechischen Auswanderer in Asien lieber hören können als die von dem trojanischen Kriege, von den ruhmreichen Taten der Vorfahren an denselben Gestaden, die man jetzt in täglichen Kämpfen gegen die Asiaten verteidigen mußte! Vielleicht hatten die Auswanderer die Sage von einer uralten Kriegsfahrt nach Ilion schon aus der Heimat mitgebracht, vielleicht entstand sie erst jetzt. Jedenfalls wurde sie bald der Lieblingsgegenstand der griechischen Sänger und gab zu zahllosen Liedern Anlaß, die bald diesen, bald jenen Helden des Troerkrieges besonders feierten. Zuletzt wurden die einzelnen Lieder zu einem großen Ganzen verschmolzen, und es entstand so die Ilias, der Gesang von den Kämpfen um Ilion. Die Griechen schrieben das ganze Werk einem blinden Sänger Homer zu. Über sein Leben wußten sie jedoch nichts Bestimmtes; nicht einmal seine Heimat vermochten sie mit Sicherheit anzugeben. Sieben Städte stritten sich um die Ehre, den Dichter Homer hervorgebracht zu haben. Gewöhnlich nahm man indes an, er sei aus Smyrna gebürtig gewesen, habe aber auf der Insel Chios gelebt. Etwas später entstand ein zweites großes Heldengedicht, die Odyssee, der Gesang von den Irrfahrten und der Heimkehr des Odysseus, den die Griechen ebenfalls dem Homer zuschrieben. Diese beiden Heldengedichte oder Epen, deren Großartigkeit und Schönheit noch heute die Gebildeten aller Länder entzücken, ließen nach und nach alle anderen aus früherer oder späterer Zeit in Vergessenheit geraten. Alles, was die Brust des Hellenen bewegte, die Götter, zu denen er betete, die Helden, die er als Vorbild der Tapferkeit ehrte, glorreiche Taten, die sein Herz mit Stolz und Liebe zum Vaterlande erfüllten, liebliche Bilder des Familienlebens, die ihn rührten, wunderbare Abenteuer, märchenhafte Fahrten, die seine Phantasie ergötzten, alles fand er in seinem Homer. So wurde dieser das Lieblingsbuch des ganzen Volkes, aus dem die Jugend unterrichtet wurde und an dem das Alter sich erbaute, gleichsam die Bibel der alten Hellenenwelt.

IV. Die späteren Kolonien der Griechen.

1. Die Pflanzstädte Milets und Chalkis'. — Zu der Zeit, da die homerischen Gedichte entstanden, reichte der Blick der Griechen noch nicht über die Gestade des Aegäischen Meeres hinaus. Alles, was jenseits derselben lag, das Innere Kleinasiens, das Schwarze Meer, die italischen Gewässer, waren für sie Dunkel und Fabel. Aber, nachdem einmal der Wandertrieb in ihnen erwacht war, kam er nicht sobald zur Ruhe. Um ihren Handel zu fördern und ihren armen Mitbürgern ein Auskommen zu verschaffen, unterhielten sie Jahrhunderte hindurch eine fortwährende Auswanderung nach allen Himmelsgegenden. Mutige Schiffer aus Milet, der blühendsten Jonierstadt in Kleinasien, wagten sich frühe in das neblige Schwarze Meer, erforschten die Mündungen des Ister, wie damals die untere Donau hieß, und die der großen skythischen Ströme, knüpften Handel an mit den rohen Völkerschaften, die daran wohnten, erspähten die besten Hafenplätze und bewogen ihre Mitbürger, im 7. und 6. Jahrhundert dort Pflanzstädte anzulegen. Milets Handel nahm dadurch einen ungemeinen Aufschwung, es wurde die erste Seestadt der Griechen; über 80 Kolonien rings um das Schwarze Meer verehrten in ihm die gemeinsame Mutter und wetteiferten mit einander an Schönheit und Reichtum. So kam es, daß die Griechen nunmehr an den Mündungen der Donau, des Dnjepr und Don, auf der Krim, an den Abhängen des Kaukasus und an der Nordküste Kleinasiens die heimischen Laute vernahmen. Das unwirtliche Nebelmeer war für sie jetzt zum Pontos Euxeinos, d. h. zum „gastfreundlichen Meere" geworden. Auf den Pfaden der Milesier folgten andere Städte nach. Auswanderer aus Megara gründeten um 650 v. Chr. am Bosporus Byzanz, das heutige Konstantinopel. Die Gestade des Marmarameeres und Hellespontes, die thrakische und makedonische Küste bedeckten sich mit Griechenstädten. Mit dreißig Kolonien bevölkerten Chalkis und Eretria auf Euböa die dreizackige Halbinsel, die davon den Namen Chalkidike erhielt. Diese Kolonien richteten sich in der Regel nach dem Vorbild der Mutterstadt ein und fühlten sich mit ihr durch enge Bande verknüpft, bildeten aber in der Regel doch selbständige Staaten.

2. Großgriechenland und Sizilien. — Noch waren die Völker Italiens in halbe Wildheit versunken, als schon chalkidische Seefahrer um 750 v. Chr. das fabelhafte Westmeer, den Schauplatz der Irrfahrten des Odysseus, durchschnitten und auf Sizilien den Grund zu den zahlreichen Städten legten, welche später die Ost- und Südküste der Insel umkränzten. Wenig später besetzten die Korinther die Insel Korkyra und gründeten auf Sizilien Syrakus, das im ganzen Altertum die mächtigste, größte und schönste Stadt der Insel war. Achäer aus dem Peloponnes nahmen die fruchtbaren Küsten des Golfes von Tarent in Besitz, wo sie die Städte Kroton und Sybaris erbauten. Tarent selbst war eine Gründung spartanischer Auswanderer. Euböische Schiffe fuhren auch durch die Meerenge von Messina gegen Norden und brachten Kolonisten an den herrlichen Golf von Neapel, welche dessen Ufer und Inseln bevölkerten. Es ging nicht lange, so waren vom Golfe von Neapel bis zu demjenigen von Tarent alle günstigen Küstenplätze den Eingeborenen entrissen und in blühende Hellenenstädte verwandelt, so daß Unteritalien nicht ohne Grund den Namen Großgriechenland empfing. Von all den Kolonien in Großgriechenland gedieh keine so rasch empor wie Sybaris am Golfe von Tarent. Es erwarb sich ein weites Untertanenland und übertraf um die Mitte des 6. Jahrhunderts v. Chr. alle Städte der Hellenen an Wohlstand und Volkszahl. Aber infolge ihres Reichtums wurden die Sybariten arge Schwelger; das Leben der Vornehmen war ein ununterbrochenes Gastmahl, und das Volk gab seine Stimme denen, welche ihm die leckersten Schmausereien bezahlten. Anders ihre Nachbarn, die Einwohner von Kroton. Diese pflegten kriegerischen Sinn und Abhärtung des Körpers; keine Stadt zählte so manchen Sieger auf den olympischen Spielen. Einer ihrer Bürger, Milo, soll sechsmal den Preis errungen haben und imstande gewesen sein, einen lebenden Ochsen zu tragen. Daher war es nicht zu verwundern, daß, als die beiden Städte miteinander in Streit gerieten, die Krotoniaten, geführt von Milo, die Sybariten trotz ihrer Überzahl aufs Haupt schlugen. Sybaris wurde gänzlich zerstört (510 v. Chr.). Damit begann aber die Blüte Großgriechenlands zu welken. Denn während sich die Kolonien durch solche Fehden selber zerfleischten, sahen sie sich

von den italischen Stämmen angegriffen und gerieten in Not und Verfall. Nur Tarent, das einen trefflichen Hafen besaß, blieb noch lange eine der größten und reichsten Seestädte der Halbinsel.

3. Griechen und Karthager. — Durch ihre Seefahrten und Koloniengründungen wurden die Griechen die gefährlichsten Nebenbuhler der Phönizier. Die Milesier benützten die Gunst, die König Psammetich von Aegypten den Griechen bewies, um den Seehandel dieses Reiches an sich zu bringen; sie erhielten sogar die Erlaubnis, eine Niederlassung an einer der Nilmündungen zu bauen, Naukratis. Einwohner der Kykladen fuhren nach Afrika hinüber und gründeten östlich von dem Busen der großen Syrte auf dem Plateau von Barka Kyrene, eine Stadt, die sich bald zur gefürchteten Nebenbuhlerin Karthagos erhob. Um 630 wurde ein Kaufmann aus Samos auf der Fahrt nach Aegypten vom Sturm erfaßt und durch das ganze Mittelmeer bis über Gibraltar hinaus getrieben. Dort landete er in Spanien, verhandelte seine Ladung und machte reichen Gewinn. Dies lockte die Bewohner der ionischen Stadt Phokäa in Kleinasien zur Nacheiferung. Längst befuhren diese kühnen Seefahrer das Adriatische und Tyrrhenische Meer. Jetzt segelten die Phokäer dreist durch die Straße von Gibraltar, landeten an der Mündung des Guadalquivir und machten den Verkehr mit dem silberreichen Spanien den Karthagern streitig. Auf ihren Handelsfahrten gelangten sie auch an die Südküste Galliens, erbauten auf einer Landzunge mit vortrefflichem Hafen wenige Meilen von der Mündung der Rhone um 600 v. Chr. Massalia, das heutige Marseille, und schlugen karthagische Flotten, die sie daran hindern wollten, in die Flucht. Massalia wurde rasch der Mittelpunkt des Handels in diesen Gegenden. Eine andere Pflanzstadt, Alalia, legten die Phokäer auf Korsika an. Als der persische Eroberer Kyros den asiatischen Hellenen die Freiheit raubte, da zogen jene es vor, ihre Heimat zu verlassen, und segelten mit Weib und Kind nach ihrer Tochterstadt auf Korsika. Die Karthager fürchteten, die Ankömmlinge würden ihren Handel ganz an sich reißen. Unterstützt von den Etruskern in Italien, erschienen sie mit 120 Kriegsschiffen vor Alalia. In einer langen und hartnäckigen Seeschlacht blieben die Phokäer Sieger. Aber sie hatten soviel Schiffe und tapfere Männer eingebüßt, daß sie daran

verzweifelten, sich gegen die übermächtigen Feinde auf Korsika behaupten zu können. Daher brachten sie Weiber und Kinder an Bord und ließen sich in Unteritalien nieder. Fortan verzichteten die Hellenen auf weiteres Vordringen, ja Karthago machte ihnen in jahrhundertelangen Kämpfen sogar Sizilien streitig, bis die Römer kamen und sich beide gleichermaßen zinsbar machten.

V. Delphi und Olympia.

1. Die Zersplitterung der Hellenen. — Im Verkehre mit den Fremden, den Barbaren, d. h. den unverständlich Redenden, kamen die Hellenen erst recht zu dem Bewußtsein, daß sie ein Volk seien und zwar ein hochbegabtes Volk. Mit Verachtung blickten sie auf die Barbaren herab, die sie entweder für roh und einfältig hielten, wie die Skythen, oder für feige und knechtisch, wie die Asiaten; nur bei ihnen, fanden sie, sei Mut, Tapferkeit und geistige Regsamkeit vereint zu finden. Freilich, daß sie auch ein einig Volk hätten sein sollen, das kam ihnen nicht oder nur in der höchsten Not zu Sinn. So klein Griechenland war, es bildete im Altertum weder ein einheitliches Reich, noch etwa eine Eidgenossenschaft nach Art der Schweizerkantone. Jede Landschaft, jede Insel, jede Stadt wollte durchaus ihr eigener Herr sein und nichts Höheres über sich anerkennen. So zerfiel Hellas in eine Unzahl kleiner, selbständiger Staaten; die meisten umfaßten nur wenige Quadratmeilen, gewöhnlich eine Stadt mit den umliegenden Dörfern. Dabei suchten die stärkern die schwächern beständig zu unterjochen und in dieser oder jener Form zu beherrschen, weshalb sie untereinander in ewigem Hader und Streit lebten. Nur in Zeiten der größten Gefahr konnten sich einzelne, nie alle, zu gemeinsamem Handeln entschließen. Ist es nicht wunderbar und das sprechendste Zeugnis für die herrlichen Naturanlagen der Hellenen, daß sie trotzdem so Großes in allen Gebieten des menschlichen Könnens und Wissens leisten konnten? Aber die unselige Zersplitterung hat sie doch vor der Zeit zugrunde gerichtet.

2. Der Gotteshausbund zu Delphi. — Nur Sprache, Sitte und vor allem die Religion verknüpften die Griechenstämme näher miteinander. Oft scharten sich mehrere Städte zusammen, um bei einem

ihnen nahe gelegenen Heiligtum ein gemeinschaftliches Götterfest zu begehen und das betreffende Gotteshaus gemeinsam zu schützen und zu pflegen. Solche Gotteshausbünde nannten die Griechen Amphiktyonien, d. i. Verein der Umwohner. Die berühmteste Amphiktyonie war diejenige von Delphi, der nach und nach fast alle hellenischen Staaten beitraten. Am Südabhange des Parnaß, im Gebiet der Phokier, in ernster, feierlicher Gebirgswildnis, stand auf einem Felsenvorsprunge ein herrlicher Tempel des Apollo; an den Bergwänden hinauf zogen sich andere Gotteshäuser und die Wohnungen der Priester; alles zusammen bildete die Ortschaft Delphi. Das Hauptheiligtum war über einer Felsenspalte errichtet, aus welcher betäubende Dämpfe heraufquollen. Die Griechen glaubten, daß Apollo durch den Mund einer durch diese Dämpfe verwirrten Jungfrau, der Pythia, den Menschen Künftiges weissage. Über der Öffnung stand ein Dreifuß, auf den sich die Pythia setzte, wenn der Gott befragt werden sollte. Umstehende Priester fingen die Laute auf, die sie in der Verzückung ausstieß, und suchten daraus die Antwort des Gottes zu deuten, die sie gewöhnlich in doppelsinnigen Sprüchen verkündeten. Das nannten die Griechen ein Orakel, und das Ansehen des delphischen war so groß, daß von nah und fern zahllose Anfragen ergingen und die kostbarsten Geschenke sich im Tempel anhäuften. In allen wichtigeren Angelegenheiten wurde der Gott von Privaten und Staatsmännern um seine Meinung befragt, und der Einfluß des Orakels war oft sehr wohltätig. Wenn Gemeinwesen an schweren Schäden krankten, so befahl es etwa einem hervorragenden Bürger, bessere Gesetze zu geben, und machte diese durch seine Zustimmung dem Volke heilig und ehrwürdig. Es milderte die Schrecken des Krieges, indem die Genossen der Amphiktyonie sich eidlich gelobten, keine Bundesstadt zu zerstören, keiner das Trinkwasser abzuschneiden, weder im Kriege noch im Frieden. Anderseits wurde es freilich auch die Ursache der „heiligen Kriege“, die vorzüglich Griechenland dem Verderben zugetrieben haben. Eine ähnliche Amphiktyonie bildete sich um den Apollotempel auf der kleinen Insel Delos, die den ganzen jonischen Stamm von Athen und Euböa bis hinüber nach den Kolonien in Kleinasien umfaßte und zu gemeinsamen Festfeiern verband.

3. Nationalfeste. — Ein Zweites, was die Hellenen einander nahe brachte, waren die großen Nationalfeste, die sich an gewisse religiöse Feiern knüpften und von ihnen aus der Nähe und aus der Weite besucht wurden. Das berühmteste wurde alle vier Jahre im Hochsommer zu Olympia im Lande Elis zu Ehren des Zeus gefeiert. Kam die Zeit des großen Festes, so waltete Gottesfriede in ganz Hellas. Von allen Staaten, auch von den jenseits des Meeres gelegenen, kamen Festgesandtschaften mit ihren Opfertieren nach Elis und lagerten unter Zelten oder unter freiem Himmel. Denn Olympia war keine Stadt. Nur die Priester mit ihren Dienern hatten dort ständige Wohnungen neben dem Heiligtum. Dieses bestand aus einem Hain von Platanen und Ölbäumen, der von einer Mauer umgeben war und sich im Laufe der Zeit mit Tempeln, Altären, Bildsäulen und anderen herrlichen Kunstdenkmälern erfüllte. Da erhob sich als schönster Schmuck der prächtige Marmortempel des Zeus, der das Erhabenste aller Kunstwerke umschloß, das von dem Athener Pheidias aus Gold und Elfenbein verfertigte majestätische Riesenbild des Göttervaters. Inmitten des heiligen Hains stand ein gewaltiger Altar, auf dem die Opfertiere verbrannt wurden. Aber der Hauptteil der Feier waren die Spiele, d. h. die Wettkämpfe, die fünf Tage dauerten und zu denen Kämpfer und Zuschauer aus ganz Griechenland zusammenströmten. Da rangen geübte Schnelläufer um den Preis in der Laufbahn, dem Stadion, dessen Länge (600 Fuß) als Wegmaß bei allen Griechen anerkannt war. Andere wetteiferten im Ringen oder Springen, wobei zuweilen eine Strecke von 50 Fuß überflogen wurde. Dort galt es, den Diskos, eine runde, metallene Scheibe, möglichst weit zu schleudern oder mit dem Wurfspieß ein bestimmtes Ziel zu treffen; da suchten sich Faustkämpfer zu besiegen, alle völlig unbekleidet, um sich so frei und ungehindert als möglich zu bewegen. Ein besonders großartiges Schauspiel boten die Wagenrennen, wofür eine besondere Rennbahn eingerichtet war; zwölfmal mußten die Viergespanne sie umkreisen. Zuweilen ließen sich auch Trompeter hören, deren einer auf zwei Instrumenten zugleich so stark blies, daß es in seiner Nähe nicht zum Aushalten war. Harrend umstand die dichte Menge die Kampfplätze, auf besonderen Gerüsten saßen die Kampfrichter in Purpurgewändern; während der

Spiele ertönte Flötenmusik. Nicht Geld, noch Geldeswert winkte dem Sieger; ein einfacher Kranz von Ölzweigen war sein Lohn. Aber ihm wurden Ehren zuteil, wie anderwärts einem siegreichen Feldherrn. In Olympia durfte er sein Standbild aufstellen, und die größten Dichter, wie Pindar von Theben (um 500 v. Chr.), sangen sein Lob. Seine Heimkehr glich einem Triumphe. Es kam vor, daß zu seinem Einzuge ein Teil der Mauer niedergerissen wurde, zum Zeichen, daß eine Stadt, die solche Söhne beherberge, derselben entbehren könne. In Sparta erhielten die olympischen Sieger den Ehrenplatz neben den Königen; in Athen durften sie lebenslänglich auf Staatskosten mit den Ratsherren im Rathause speisen. Mit Recht schätzten die Griechen die Ausbildung des Leibes ebenso hoch wie die des Geistes; sie dachten, nur in einem gesunden Körper wohne eine gesunde Seele, und wir sehen nicht, daß sie darum ihre Geisteshelden weniger geehrt hätten. Auch waren die Spiele für Dichter und Schriftsteller eine Gelegenheit, ihre Werke bekannt zu machen, z. B. für den trefflichen Herodot, der einen Teil seines Geschichtsbuches in Olympia dem versammelten Volke vorlas. So wichtig erschienen diese Feste den Hellenen, daß ihre Gelehrten in der Zeit nach Alexander dem Großen darnach eine gemeinhellenische Zeitrechnung aufstellten; sie zählten die Jahre nach Olympiaden, d. h. den Zeiträumen zwischen je zwei Festen, und begannen dabei mit dem Jahre 776 v. Chr., bis zu welchem die Erinnerung an diese Kämpfe zurückreichte. Ähnliche Feiern wurden in Delphi, auf dem Isthmos und zu Nemea in Argolis abgehalten und standen an Pracht und Glanz nicht viel hinter den olympischen zurück. Da lernten sich die Griechen kennen, da fühlten sie sich als Söhne eines Landes, alte Freundschaften wurden erneuert, neue geschlossen und Feinde ausgesöhnt. So haben diese Nationalfeste wohltätig gewirkt, wenn sich auch die dadurch geschlungenen Bande auf die Dauer als zu schwach erwiesen.

VI. Sparta.

1. Heloten, Periöken und Spartaner. — Unter den vielen Staaten, in welche Hellas zerfiel, hob sich allmählich einer an Macht über alle anderen empor, Sparta oder Lakedämon im Peloponnes.

Bei der großen Wanderung hatte eine Schar Dorier das obere Eurotastal in Lakonien, das sogen. Lakedämon, mit dem Schwerte gewonnen und den bisherigen Einwohnern achäischen Stammes ein trauriges Los bereitet. Die Mehrzahl wurde zu Heloten,[1]) d. h. zu Leibeigenen, gemacht und samt ihren Äckern, Gärten und Weinbergen unter die Eroberer verteilt. Nur die auf den rauhen Bergabhängen herumwohnenden Bauern, die Periöken, d. h. Umwohner, behielten ihr Eigentum und ihre persönliche Freiheit; aber sie mußten den Doriern Tribut bezahlen und wurden von diesen durch Vögte regiert. So bestand jetzt die Bevölkerung Lakedämons aus drei scharf gesonderten Ständen: 1. den unglücklichen Leibeigenen oder Heloten, 2. den persönlich freien, aber zinspflichtigen Untertanen oder Periöken und 3. den Herren, den Doriern, die kaum den achten Teil der ganzen Bevölkerung bildeten. Um nicht vereinzelt einem allfälligen Aufstande der geknechteten Achäer zu erliegen, wohnten die dorischen Herren nicht auf ihren Landgütern, die sie nur vorübergehend besuchten, sondern zusammen in der Hauptstadt Sparta und hießen daher Spartaner. Sie selber arbeiteten nicht, sie bildeten einen Adel, dessen einzige Beschäftigung Jagd und Waffenübung war; die Nahrung für sie zu beschaffen lag ihren Leibeigenen, den Heloten ob, durch die sie ihre Landgüter bebauen ließen.

2. Lykurgs Verfassung (um 800 v. Chr.). — Lange waren die Dorier indes nicht imstande, die Eroberung Lakoniens zu vollenden, weil unter ihnen selber Zwietracht herrschte. Da soll Lykurgos dem Zwiespalt seiner Mitbürger ein Ende gemacht und durch eine Neuordnung des Staates den Grund zur Größe Spartas gelegt haben. Wenige Namen sind so bekannt und berühmt wie der des Gesetzgebers von Sparta; aber über wenige große Männer der Geschichte sind wir so schlecht unterrichtet wie gerade über Lykurg. Die alten Schriftsteller berichten selber, daß alles zweifelhaft sei, was über ihn erzählt werde; auch schreiben sie ihm manche Einrichtungen des spartanischen Staates zu, die nachweislich erst später entstanden sind. Wir wissen von Lykurg

---

[1]) Der Name Heloten soll von einer Stadt Helos nahe an der Eurotasmündung herkommen, deren Bewohner zu Leibeigenen gemacht wurden. Andere erklären ihn jedoch als „Kriegsgefangene“.

eigentlich nur das eine, daß er in Sparta göttlich verehrt wurde und als Urheber der Staatsordnung galt; es ist möglich, daß erst die Überlieferung aus dem Gott einen Menschen und Gesetzgeber gemacht hat. Diejenigen, die in ihm eine wirkliche Persönlichkeit erblicken, nehmen etwa Folgendes als geschichtlich an. Zwei Königshäuser stritten sich in Sparta um den Thron. Da wandte sich Lykurg, der nicht selbst König, aber Vormund eines Königs war, an das Orakel zu Delphi und empfing von diesem den Auftrag, den Staat von Grund aus neu zu ordnen. Die Spartaner fügten sich diesem göttlichen Befehle und gaben dem Lykurgos die nötigen Vollmachten. Zunächst versöhnte er die beiden Parteien, indem er bestimmte, daß fortan zwei erbliche Könige, aus jedem der beiden Häuser einer, nebeneinander regieren sollten. Zugleich schränkte er aber die Macht der Herrscher bedeutend ein, indem er ihnen einen Rat von 28 lebenslänglichen Mitgliedern zur Seite stellte, die Gerusia, d. i. Rat der Alten, genannt; es durfte nämlich keiner der Ratsherren unter 60 Jahre alt sein. Die Könige führten in der Gerusia den Vorsitz; sie mußten aber alle wichtigeren Angelegenheiten vor den Rat bringen und sich in ihrem Handeln nach dessen Beschlüssen richten. Auch der Rat der Alten erhielt jedoch noch eine Macht über sich. Lykurg verordnete, daß die höchste Gewalt beim Volke sein solle. Darunter sind aber nur die eigentlichen Spartaner, der dorische Adel, zu verstehen, nicht die Periöken oder gar die Heloten. Von Vollmond zu Vollmond riefen Könige und Gerusia das dorische Herrenvolk zusammen, damit es die nötigen Wahlen treffe und über die Anträge der Behörden abstimme. Jeder Spartaner, der über 30 Jahre alt war, durfte an der Volksversammlung teilnehmen. Aber nur die Könige und Ratsherren hatten das Recht, darin das Wort zu ergreifen und Anträge zu stellen; die Menge durfte nur ja oder nein sagen. So war das spartanische Gemeinwesen seit der Verfassung des Lykurgos ein seltsames Gemisch von Monarchie, Aristokratie und Demokratie.

3. Gütergleichheit in Sparta. — Bald mußten die Nachbarn fühlen, um wieviel stärker die Spartaner geworden waren, seit Lykurg die Einigkeit unter ihnen hergestellt hatte. Jetzt vermochten die widerspenstigen Achäerstädte im unteren Eurotaslande, wie Helos,

nicht länger zu widerstehen, ihre Mauern wurden erstürmt und ihre Bewohner samt ihren Gütern als Heloten unter die Sieger verteilt oder zu Periöken gemacht. Dabei trug man Sorge, daß jede spartanische Familie mit einem herrschaftlichen Gute von annähernd gleicher Größe und einer entsprechenden Zahl Heloten ausgestattet wurde. Alle Spartaner sollten imstande sein, ein Leben zu führen, wie es Edelleuten geziemte. Und damit die Güter nicht in andere Hände kämen oder zersplittert würden, verbot der Staat, etwas davon zu verkaufen oder sie zu teilen; der ältere Bruder erbte das Gut und hatte seine Geschwister davon zu unterhalten. Mit der Zeit vermehrten sich freilich manche Familien derart, daß ihre Güter zu standesgemäßem Unterhalte nicht mehr ausreichten, und man mußte daher auf neue Eroberungen bedacht sein.

4. Die Eroberung Messeniens (735—630). — Jenseits des Taygetos, im schönsten Fruchtlande des ganzen Peloponnes, wohnte seit der Wanderung ebenfalls ein dorischer Stamm, die Messenier. Die Spartaner wurden nach den fetten Äckern der Messenier lüstern und begannen deshalb mit ihnen um 735 v. Chr. den Krieg. Als man einen ihrer Könige fragte, ob er denn gegen Brüder kämpfen wolle, erwiderte er: „Wir ziehen nur gegen das unverteilte Land." Zwanzig Jahre lang wehrten sich die Messenier mit verzweifelter Tapferkeit um ihre Heimat. Als sie sich nicht mehr im Felde halten konnten, verteidigten sie sich in einer Bergfeste Ithome, bis auch diese fiel. Jetzt wurde das Land von den Spartanern völlig geknechtet, und die Messenier schützte ihr dorisches Blut nicht davor, daß auch sie meist zu Heloten erniedrigt wurden. — Aber um die Mitte des 7. Jahrhunderts erhob sich das unglückliche Volk aufs neue. Aristomenes, ein Sproß des alten messenischen Königsgeschlechtes, rief seine Landsleute zur Befreiung auf und brachte durch seinen Heldenmut die Spartaner in die größte Bedrängnis. Da mußte der Sänger Tyrtäos, der zugleich ein tapferer Krieger war, angeblich ein Athener, durch seine feurigen Schlachtlieder wie durch sein Beispiel den gesunkenen Mut der spartanischen Jugend neu zu beleben. Aristomenes wurde entscheidend geschlagen und mußte auf einer Felsenburg Eira im Norden Messeniens Zuflucht suchen. Jahrelang bot er hier noch den Feinden Trotz. Dann

übergab er die Feste auf die Bedingung freien Abzugs für sich und seine Tapfern und starb auf der Insel Rhodos. Schwerer als zuvor lastete jetzt das Joch der Knechtschaft auf den Zurückgebliebenen. Tyrtäos sang von ihnen: „Wie Esel wurden sie von schweren Lasten gedrückt; ihren Herren mußten sie die Hälfte von allem geben, was der Boden bringt."

5. Die Ephoren. — Durch den Raubkrieg gegen Messenien hatten die Spartaner den Umfang ihres Gebietes und die Zahl ihrer Leibeigenen verdoppelt. Etwa 400,000 Menschen schmachteten jetzt in Sklaverei, damit die 8000 Familien in Sparta ein adelig Leben führen konnten. Wie aber, wenn es eines Tages den Königen, welche die Beschränkung ihrer Macht nur ungern ertrugen, einfiel, die Periöken und Heloten gegen ihre Unterdrücker zur Freiheit aufzurufen und sich mit ihrer Hilfe zu unumschränkten Herren des Landes zu machen? Oder wenn die Spartaner im Streben nach Geld und Gut, nach einem genußreichen Leben verweichlichten, wenn ihre rauhe Kriegstüchtigkeit erschlaffte, war da wohl die Masse der Knechte und Untertanen noch im Zaume zu halten? So dachte Cheilon, ein Zeitgenosse Solons von Athen, der gleich diesem von den Griechen unter ihre sieben weisesten Männer gezählt wurde. Dieser spartanische Weise scheint den Anstoß zu einer folgenreichen Änderung der Verfassung gegeben zu haben, die im sechsten Jahrhundert zum Abschluß kam. Um die Könige unschädlich zu machen, erteilte man einer längst bestehenden Behörde, den fünf Ephoren, d. i. Aufsehern, den Auftrag sie beständig zu überwachen. Die Ephoren, die jährlich in der Volksversammlung gewählt wurden, durften Beschlüsse der Könige und des Rates umstoßen; sie konnten die Herrscher zur Rechenschaft ziehen und in Gemeinschaft mit der Gerusia sogar zur Absetzung oder zum Tode verurteilen. Während die übrigen Spartaner sich vor den Königen erhoben, blieben die Ephoren vor ihnen sitzen. Da war es kein Wunder, daß die fünf Ephoren nach und nach alle Gewalt an sich brachten, daß sie die eigentliche Regierung in Sparta wurden und die Könige zu bloßen Vollstreckern ihres Willens herabsanken.

6. Spartanische Zucht. Die Knaben. — Die Ephoren sollten aber auch dafür sorgen, daß der Adel in Sparta den Periöken

und Heloten an Kraft ebenso weit überlegen bleibe, als er ihnen an Zahl nachstand, daß er in allen kriegerischen Tugenden, in Tapferkeit, Abhärtung des Leibes und Waffenübung, in Disziplin und Gehorsam das Höchste leiste. Zu diesem Zwecke führten sie die Oberaufsicht über die Erziehung der adeligen Jugend, welche der Staat ganz in seine Hand nahm. Schon bei der Geburt des Kindes wurde von besondern Beamten entschieden, ob es zum lebenskräftigen Menschen tauge oder nicht. War es verkrüppelt oder schwach, so wurde es in die Wildnis ausgesetzt. Nur bis zum siebenten Jahre durfte der Knabe bei der Mutter bleiben, dann mußte er in die gemeinsamen Erziehungshäuser wandern, wo vom Staate bestellte Lehrer strenge Zucht übten. Gewöhnung an einfache Lebensweise und Abhärtung des Körpers war das Ziel. Die Zöglinge gingen barfuß und barhaupt, selbst im Winter nur leicht gekleidet, und schliefen ohne Decke auf bloßem Schilfe, den sie selbst im Eurotas holen mußten. Die Kost war so mager, daß sie nur durch Diebereien ihren Hunger stillen konnten. Ertappte man sie nicht darüber und zeigten sie es nachher an, so gereichte es ihnen zum Lobe, da man sie in der List üben wollte; geschah das Gegenteil, so bekamen sie Schläge. Gegen Hunger und Durst, Frost und Hitze, gegen körperliche Schmerzen jeder Art sollten sie unempfindlich werden. Alljährlich fand darin eine Art Prüfung statt, indem sie vor dem Altar der Artemis bis aufs Blut gepeitscht wurden. Wer die Geißelung am längsten aushielt, ohne eine Miene zu verziehen, war der Sieger; es kam vor, daß Knaben ohne einen Schmerzenslaut unter den Streichen tot zu Boden sanken. Täglich übten sie sich im Laufen, Springen, Diskos- und Speerwerfen, im Fechten und auch in kriegerischen Tänzen. Dazu kam noch etwas Musik und das Singen von Liedern, wie sie die Spartaner bei Festen und im Kriege erschallen zu lassen pflegten. Da sangen z. B. die Alten: „Wir waren junge Männer einst voll Mut und Kraft.“ Darauf die Männer: „Wir aber sind es, hast du Lust, so erprob es.“ Und die Jünglinge: „Wir aber werden künftig noch viel besser sein.“ Sonst hatten sich diese der größten Ehrfurcht dem Alter gegenüber zu befleißigen. Bescheiden und gemessenen Schrittes, mit niedergeschlagenen Augen, die Hände in den Mantel gewickelt, mußten die Jünglinge auf der Straße erscheinen. Jeder Erwachsene war verpflichtet, Fehlbare,

wo er sie traf, sofort mit dem Stocke zu züchtigen. Oft nahm man die Knaben zu den Mahlzeiten der Männer mit, damit sie an deren Gesprächen ihren Geist bildeten; aber niemals durften sie unaufgefordert dreinreden. Wurden sie um ihre Meinung befragt, so mußten sie diese kurz und bündig, ohne Wortschwall auszusprechen suchen. Daher waren die kurzen, treffenden lakonischen Antworten berühmt. Ähnlich wurden die Mädchen erzogen, und die Frauen Spartas waren infolgedessen als die schönsten und kräftigsten von ganz Hellas berühmt.

7. Die Jünglinge. — Mit dem achtzehnten Jahre traten die Jünglinge aus den Erziehungshäusern der Knaben in eine Art Kasernen über, wo sie in der Handhabung der Waffen und in militärischen Marschübungen unterrichtet wurden. Mit dem zwanzigsten Jahre begann die eigentliche Dienstpflicht. Aber bis zum dreißigsten mußten sie in der Kaserne bleiben und die täglichen Kriegs- und Leibesübungen mitmachen. Daneben lag ihnen noch eine andere Aufgabe ob, die Überwachung der Heloten. Jeden Winter mußten einige hundert junge Spartaner, mit dem Schwerte umgürtet, den Ranzen mit Lebensmitteln auf dem Rücken, ausziehen und jeder für sich so geheim als möglich das Land durchstreifen, um das Treiben der Heloten zu belauschen. Dabei hatten sie das Recht, jeden, der ihnen gefährlich schien, ohne weiteres niederzustoßen. So schwebten die Heloten in beständiger Todesfurcht. Zugleich diente dieser Spionendienst als Vorschule für den Krieg, er gewöhnte die jungen Spartaner an List und Blutvergießen, an Strapazen aller Art.

8. Die Erwachsenen. — Mit dem dreißigsten Jahre wurde der Spartaner mündig; nun durfte er endlich einen eigenen Hausstand gründen. Aber auch jetzt noch mußte er mit seinen Waffenkameraden gemeinsam speisen, und der Staat schrieb die Speise vor, damit keinerlei Üppigkeit und Weichlichkeit einreiße. Je 15 taten sich nach freier Wahl zu einer Tischgenossenschaft zusammen, die zugleich die unterste Abteilung des Heeres bildete. Jeder lieferte monatlich zur gemeinsamen Tafel seinen Beitrag an Gerstenbrot, Käse, Wein, Öl und Früchten, den er sich von seinem Gut schicken lassen mußte. Das Hauptgericht für alle, die Könige nicht ausgenommen, war die „schwarze Blutsuppe", d. h. saures Schweinefleisch, in Blut gekocht; dazu durfte noch Wildbret,

das einer der Tischgenossen selbst erlegt hatte, kommen. Die Kleidung war für alle dieselbe, ein Hemd und ein Mantel von grober, ungefärbter Wolle. Keinerlei Luxus wurde geduldet. Ein Gesetz schrieb vor, daß die Decke des Hauses nur mit der Axt, die Türe nur mit der Säge bearbeitet sein dürfe. Damit nicht durch den Handel Luxuswaren ins Land kämen, hatte man in Sparta eisernes Geld, das in der Fremde wertlos war. Bei Todesstrafe wurde den Spartanern verboten, ohne Erlaubnis der Obrigkeit die Heimat zu verlassen. Ausländer durften sich nur vorübergehend, unter strenger Aufsicht in Lakonien aufhalten; sich anzusiedeln, ward ihnen nie gestattet. So stand das Leben des Spartaners von der Geburt bis zum Tode unter hartem Zwang, ein jeder sollte fühlen, daß er nicht sich, sondern dem Ganzen gehöre. — Den übrigen Griechen schien ein solches Dasein einförmig und freudlos. Ein Sybarit meinte, es wundere ihn nicht, daß die Spartaner so todesmutig in den Kampf gingen; ein Leben, wie das ihrige, sei nicht besser als der Tod. In der Tat war es, als ob ihr wahres Dasein erst mit dem Kriege beginne. Da zogen sie ein purpurnes Festkleid an, kämmten sich sorgfältig Haar und Bart und legten Kränze um ihre Helme. Unter dem Klange der Flöten, unter dem Schalle der Kriegslieder stürzten sie sich in die Schlacht. Diejenigen, die tapfer kämpfend fielen, wurden mit Lorbeerkränzen geschmückt, und bei ihren Angehörigen überwog freudiger Stolz die Trauer. Wer geflohen oder auch nur zurückgewichen war, galt sein ganzes Leben für ehrlos. „Kommt entweder mit dem Schilde zurück oder (tot) auf demselben,“ riefen die Mütter den zum Kriege ausziehenden Söhnen zu; denn keinen größeren Schimpf gab es in Sparta, als den schweren Schild weggeworfen zu haben, um fliehen zu können. — Gewiß verdient die Selbstverleugnung, mit der die Spartaner diese rauhe Zucht auf sich nahmen, die höchste Bewunderung. Aber man darf darüber nicht vergessen, daß sie dabei schließlich kein anderes Ziel im Auge hatten, als das, ihre unnatürliche Gewaltherrschaft über ihre geknechteten Stammesbrüder zu behaupten. Diesen Zweck erreichten sie allerdings vollkommen. Dank ihren unablässigen Turn- und Waffenübungen, ihrer Gewöhnung an Genügsamkeit und strengen Gehorsam wurden sie unvergleichliche Krieger. Sie galten als unüberwindlich und hielten es nicht für nötig, ihre Stadt mit Mauern

zu umgeben, da ihr die Tapferkeit der Männer hinlänglichen Schirm zu gewähren schien. Aber das war auch ihr Einziges. Die geistige Bildung vernachlässigten sie fast gänzlich; da es bei ihnen keine geschriebenen Gesetze gab, lernten sie kaum lesen und schreiben. Alles, was sonst das Leben schön und wert macht, fehlte in Sparta. Kein hervorragendes Kunstwerk schmückte die Stadt; ihre Tempel, ihre öffentlichen Gebäude waren nüchtern und unschön wie die Hütten der einzelnen Familien. Ausgezeichnete Krieger hat Lakedämon in Menge erzeugt, aber keinen Künstler, keinen Dichter, keinen Denker, ja kaum einen Staatsmann, der durch höhere Einsicht oder großartige Entwürfe sich einen hervorragenden Platz in der Geschichte errungen hätte.

9. Der peloponnesische Bund. — Es fehlte den Spartanern nicht am guten Willen, dem ganzen Peloponnes das Schicksal Messeniens zu bereiten. Allein bei ihrer geringen Zahl — sie zählten höchstens 8000—9000 Krieger — vermochten sie dies trotz aller Tüchtigkeit in den Waffen nicht. Wohl aber brachten sie es dahin, daß nach und nach fast alle Staaten des Peloponnes, selbst Korinth und Aegina, freiwillig oder gezwungen mit ihnen in eine Art Eidgenossenschaft traten, deren Oberleitung (Hegemonie) im Kriege und im Frieden sie ausübten. Sparta nahm das Recht in Anspruch, die Bundesgenossen zum Kriege aufzubieten, so oft es ihm gefiel. Wollten dagegen die Bundesgenossen einen Krieg anfangen, so hing es von dem Belieben der Spartaner ab, ob sie daran teilnehmen wollten oder nicht. In allen gemeinsamen Feldzügen stellten sie den Führer. Dank diesem peloponnesischen Bunde verfügten sie jetzt über die Streitkräfte fast ganz Südgriechenlands. Und nicht nur die Peloponnesier, auch die übrigen Hellenen gewöhnten sich daran, in ihnen das natürliche Oberhaupt in Zeiten gemeinsamer Gefahren zu erblicken, und der Ruhm ihrer Zucht und Sitte, die Furcht vor ihren Waffen drang selbst in ferne Länder. Dennoch wären sie schwerlich imstande gewesen, die Unterjochung von Hellas durch die persischen Despoten abzuwenden. Ein anderes Gemeinwesen war es, das die Freiheit der Hellenen rettete und dadurch alle anderen, auch Sparta, an Größe und Herrlichkeit überflügelte, Athen.

VII. Athen.

1. Die Tyrannis. — Ursprünglich hatten alle griechischen Staaten erbliche Könige an ihrer Spitze. Aber neben diesen stand ein trotziger Adel, der durch Waffenübungen und reichen Güterbesitz hervorragte und, wie jene, sich erlauchter Abstammung von Göttern und Heroen rühmte. Mit den Edeln hielten die Herrscher Rat, sie bildeten ihre vornehmste Stütze im Kriege. Aber nachgerade fanden die adligen Herren, daß sie auch ohne König den Staat regieren und schirmen könnten; fast überall gelang es ihnen, die Monarchie zu beseitigen und die Gewalt an sich zu reißen. So trat an die Stelle der Monarchie die Adelsherrschaft oder Aristokratie. Nur in Sparta blieb das Königtum bestehen, aber auch da mit solchen Schranken, daß es nur noch dem Namen nach ein solches war. Sonst führten jetzt überall vom Adel gewählte Räte und Beamte die Regierung. Allein die herrschende Klasse beutete den Staat zu ihren Gunsten aus. Mit stolzer Verachtung blickten die „Besten", die „Schönen und Guten", wie sich die griechischen Edelleute nannten, auf die Bauern und Handwerker herab, die im Schweiße ihres Angesichtes ihr Brot aßen, und drückten sie mit übermütiger Härte. Das erregte Unzufriedenheit unter der Menge. Auch bildete sich in manchen Städten, seit Handel und Seefahrt so mächtigen Aufschwung genommen hatten, ein rühriger Stand von Kaufleuten und Gewerbetreibenden, die nicht einsahen, warum sie weniger fähig sein sollten, Staatsämter zu bekleiden, als die Edelleute. Heftige Parteikämpfe brachen zwischen Adel und Volk aus. Dabei ereignete es sich öfters, daß ein ehrgeiziger Edelmann mit seinen Standesgenossen zerfiel, an die Spitze der Menge trat und mit ihrer Hilfe die Aristokratie gewaltsam stürzte. Das Volk hatte dann nichts dagegen, daß sein vornehmer Freund und Führer die höchste Gewalt selber an sich riß, wenn er nur dem Adel seine Vorrechte raubte und die unteren Klassen schützte und förderte. Die auf solche Weise zu Fürsten gewordenen Parteihäupter nannten die Griechen Tyrannen. Manche von diesen Tyrannen waren begabte Männer, die mit Kraft und Einsicht regierten. Der Tyrann Periander von Korinth, das unter ihm einer der mächtigsten Staaten in Hellas war, wurde von den Griechen

sogar als einer ihrer sieben Weisen verehrt (um 600 v. Chr.). Aber manche erlaubten sich arge Greueltaten, und das Wort „Tyrann" bekam dadurch die Bedeutung eines grausamen Despoten. Selten war auch ihre Regierung von langer Dauer; insbesondere gelang es ihnen nicht, ihre Macht auf ihre Nachkommen zu vererben. Bald war es der Adel, der diese verjagte und die Aristokratie wieder herstellte; bald war es das Volk selber, das ihrer überdrüssig wurde und sie stürzte, um seine eigene Herrschaft aufzurichten. So wurde der Staat zuletzt zur Demokratie. Diese inneren Wirren, die von der Monarchie zur Aristokratie, von dieser zur Tyrannis und endlich zur Begründung der Demokratie führten, haben viele griechische Staaten sowohl in der Fremde als im Mutterlande durchgemacht.

2. Adelsherrschaft in Athen (750—594 v. Chr.). — Das von Joniern bewohnte Attika war der einzige uralte Staat in Griechenland, welcher die Stürme der dorischen Wanderung überdauert hatte. Es war der Stolz der Athener, daß sie die Ureinwohner ihres Landes seien und nicht eine hergelaufene räuberische Wanderschar. Noch saß das Geschlecht des ruhmreichen Kodros, von dem man erzählte, daß er durch seinen Opfertod Attika vor den Doriern gerettet habe, jahrhundertelang auf dem Throne, bis der Adel um 750 v. Chr. einen Zwist im Königshause benutzte, um der Monarchie ein Ende zu machen. An Stelle des erblichen Königs trat jetzt ein Vorsteher, den der Adel auf zehn Jahre zunächst noch unter den Nachkommen des Kodros wählte. Bald wurde aber das hohe Amt auch den übrigen Adelsfamilien zugänglich gemacht, und zuletzt setzte man anstatt des einen zehnjährigen Oberhauptes neun adelige Vorsteher je auf ein Jahr ein, welche den Titel Archonten, d. h. Regierungsräte, führten. Der erste Archont, der den Vorsitz hatte, hieß „Archon Eponymos", d. i. Namengeber, weil das Jahr nach ihm benannt wurde, der zweite „Basileus", d. i. König, weil er, wie der alte König, Oberpriester des Staates war; der dritte war der „Polemarchos", d. i. der Kriegsherr, und die übrigen sechs wurden „Thesmotheten", d. i. Rechtweiser, genannt, weil sie das Richteramt versahen. Damit war die Umwandlung der Monarchie in die Aristokratie vollendet. — Aber die Masse des Volkes hatte dabei nicht viel gewonnen. Zwar schmachtete sie nicht,

wie in Sparta, in Leibeigenschaft; aber wer nicht zu den „Wohlgebornen“ (Eupatriden) gehörte, hatte im Staate nichts zu sagen. Auch war der Adel im besten Zuge, die Bauern zu Heloten herabzudrücken. Durch Kriege, Steuern, Mißernten verarmt, waren diese gezwungen, bei ihren adeligen Nachbarn Anleihen aufzunehmen, und gerieten bei den unerschwinglichen Zinsen — selbst in späterer Zeit betrug der übliche Zinsfuß 12 % — immer tiefer in Schulden. Zuletzt mußten sie gewöhnlich Haus und Hof dem reichen Gläubiger überlassen. Wohl dem, der nur sein Gut verlor oder dem der Edelmann gestattete, darauf als ärmlicher Pächter gegen Ablieferung von 5/6 des Ertrages fortzuleben! Das in Attika geltende Schuldrecht war so grausam, daß, wenn die Habe zur Bezahlung der geliehenen Summe nicht ausreichte, der Schuldner samt seiner Familie dem Gläubiger als Sklave verfiel; dieser verkaufte ihn dann über die Grenze, weil es unbequem war, den ehemals freien Landsmann zum Sklaven zu haben. Eine dumpfe Unzufriedenheit ging daher durch das Land. Man klagte, der gemeine Mann finde keinen Schutz bei der Adelsregierung, die Richter sprächen Recht nach Willkür. Man verlangte, daß zum mindesten schriftliche Gesetze abgefaßt werden sollten, an welche sich jene zu halten hätten. Wirklich gab der Adel im Jahre 621 dem Archonten Drakon den Auftrag dazu. Aber wenn das Volk dabei auf Erleichterungen gehofft hatte, sah es sich bitter enttäuscht. Drakon erließ so harte Gesetze, daß die Griechen sagten, sie seien mit Blut geschrieben; auf dem geringsten Vergehen, sogar auf dem Diebstahl von Feldfrüchten, stand der Tod; das Schuldrecht aber blieb so grausam wie zuvor. Die Erbitterung stieg, es kam zu offenen Aufständen, zu blutigen Zusammenstößen. Verwegene Volksführer suchten sich zu Tyrannen aufzuwerfen, und in der Menge sprach man davon, mit den Waffen in der Hand den Adel auszurotten und seine Güter zu teilen.

3. Solons Schuldenabschüttlung (594 v. Chr.). — Damals lebte in Athen Solon, ein Edelmann vornehmster Abkunft, ein Nachkomme des Kodros. Er hatte sich im Kriege ausgezeichnet, auf großen Reisen eine umfassendere Bildung erworben als irgendeiner seiner Landsleute, und verstand es, seine Ansichten in ergreifenden Gedichten jedermann kundzutun. Von inniger Liebe zum Vaterlande

beseelt, sah er, daß es am Rande eines Abgrundes schwebte. Die Vorurteile seiner Standesgenossen teilte er nicht und er hatte ein Herz für die Leiden seiner verarmten Mitbürger. In einem Liede, das bald von Mund zu Mund ging, schilderte er den Notstand im Volke und verlangte Abhilfe durch eine Änderung der Gesetze. Solons Auftreten rief eine ungeheure Aufregung in Athen hervor. Der Adel beschuldigte ihn, er buhle um die Gunst der Menge, in der Absicht, sich zum Tyrannen aufzuwerfen. In der Tat, nichts wäre Solon leichter gewesen, als sich die Krone seiner Väter wiederum aufzusetzen; die Führer der Menge, seine Freunde, ja das Orakel in Delphi ermunterten ihn dazu. Da war es ein großer, herrlicher Entschluß des edlen Mannes, diese Versuchung von sich zu weisen. „Wenn ich meines Vaterlandes schonte," sagt er in einem Gedichte, „wenn ich nicht nach der Zwingherrschaft griff und meinen Namen dadurch befleckte und schändete, so bereue ich das nicht; um so mehr hoffe ich auf diese Weise über alle Menschen zu siegen." Dies Wort ging aufs schönste in Erfüllung. Als der Adel sah, daß Solon die Tyrannis verschmähte, faßte er Zutrauen zu ihm und ernannte ihn freiwillig zum ersten Archonten auf das Jahr 594 v. Chr. mit dem Auftrage, Friede zwischen ihm und dem Volke herzustellen. Das war freilich keine leichte Aufgabe, und nur dem gesunden Sinne, der hohen Einsicht Solons gelang es, sie zu lösen. „Von allen Seiten gezerrt," sagt er selbst, „ging ich einher, wie ein Wolf unter vielen Hunden. Hätte ich damals tun wollen, was jede Partei begehrte, diese Stadt wäre vieler Männer beraubt worden." Von einer Plünderung des Adels, wie die Menge sie wünschte, wollte er nichts wissen; er achtete das Eigentum. Doch noch höher stellte er die Freiheit seiner Mitbürger, und Schulden, die sie in die Sklaverei stürzten, konnte er nicht als rechtmäßig anerkennen. Er befahl daher, alle diejenigen, die von ihren Gläubigern zu Sklaven gemacht worden waren, ohne weiteres freizugeben; diejenigen, welche außer Landes verkauft waren, ließ er aus Staatsmitteln zurückkaufen, und bei Todesstrafe verbot er, fortan einen Bürger schuldenhalber in Knechtschaft zu stürzen. Um den Bauern aufzuhelfen, erklärte er ferner durch Gesetz alle Schulden, die auf den Grundstücken lasteten, für ungültig und ließ die Steintafeln, die als Zeichen der Verpfändung auf den Äckern aufgerichtet worden waren,

entfernen. Die Größe der Not rechtfertigte diese gewaltsame „Schulden-abschüttlung" (Seisachtheia), bei der Solon selber einen großen Teil seines Vermögens einbüßte. Viele freilich, die dabei zu Verlusten kamen, waren anfangs darüber sehr erbittert. Als aber das athenische Volk, von der erdrückenden Last befreit und des Bewußtseins froh, daß die Freiheit eines jeden von nun an geschützt sei, zu neuer Tätigkeit und frischem Leben erwachte, da kam dies auch den Reichen wieder zugut. Das Murren über Solons Schuldenabschüttlung verstummte, und in der Folgezeit, wo die innere Ruhe Athens nie mehr durch die Schuldverhältnisse getrübt wurde, war man in ihrem Lobe einstimmig.

4. Solons Timokratie. — Solon erhielt vom Adel auch die Vollmacht, als Gesetzgeber an der Verfassung und den Gesetzen zu ändern, was ihm gut schiene, und er machte davon umfassenden Gebrauch, damit in Attika wieder Friede und Eintracht einkehre. In der Absicht, die Staatslasten gerechter zu verteilen, befahl er allen Bürgern, den jährlichen Ertrag ihres Grundbesitzes, der damals noch den Hauptreichtum eines jeden ausmachte, anzugeben, und teilte sie darnach in vier Klassen ein. Die erste umfaßte diejenigen, welche von ihrem Lande durchschnittlich mindestens 500 Scheffel Getreide oder Eimer Öl oder Wein [1]) ernteten. Diesen „Fünfhundertscheffler" wurde die kostspielige Ausrüstung der Kriegsschiffe, zu denen der Staat nur den Rumpf stellte, sowie die würdige Ausstattung der Götterfeste auferlegt. In die zweite Klasse der „Ritter" kamen die mit einem Ernteertrage von 300 Scheffeln oder Eimern; sie hatten, wenn es nötig wurde, im Kriege den Reiterdienst zu leisten und zu diesem Zwecke ein Streitroß zu halten. Die Angehörigen der dritten Klasse mit einem Einkommen von 200 Scheffeln oder Eimern waren verpflichtet, als gepanzerte, schwerbewaffnete Fußsoldaten (Hopliten) zu dienen, und zwar mußten sie die Rüstung, sowie ihren Unterhalt im Felde selber beschaffen. Die reichen Reeder, Kaufleute und Gewerbetreibenden in der Stadt, die keinen Grundbesitz hatten, wurden vermutlich nach ihrem Einkommen den verschiedenen Klassen zugeteilt. Zu der vierten Klasse

[1]) Das attische Trockenmaß, der Scheffel, betrug zirka 52, das Flüssigkeitsmaß, der Eimer, zirka 39 Liter.

endlich wurden alle gerechnet, deren Gütterertrag unter dieser Schätzung blieb, die durch Arbeit für Andere ihr Brot verdienten. Von diesen verlangte der Staat keinen regelrechten Kriegsdienst, höchstens wurden sie beim Einbruch des Feindes als Landsturm aufgeboten und bewaffneten sich dann, so gut es ging. Nach diesen Klassen wurden auch die Steuern bemessen, wenn der Staat ausnahmsweise solcher bedurfte. — Aber wie die Pflichten, so die Rechte. Solon hob die Geburtsvorrechte des Adels auf. Alle freien Bewohner von Attika, mochten sie in der Stadt oder auf einem Dorfe wohnen, galten seitdem als Bürger von Athen. Dagegen schien es ihm billig, daß die Bürger in dem Maße, als sie dem Staate mehr leisteten, darin auch mehr zu bedeuten haben sollten. So verwandelte er die Aristokratie in eine Timokratie, d. h. in einen Staat, in dem die Rechte der Bürger nach der Leistung abgestuft waren, und bereitete den Übergang zur Demokratie vor. Die Befugnis, Ämter zu bekleiden, blieb auf die drei höhern Klassen beschränkt. Die neun Archonten, welche nach wie vor die oberste Behörde des Landes bildeten, durften sogar nur aus der ersten genommen werden, die hauptsächlich aus den reichen Edelleuten bestand. Den Archonten stellte Solon aber einen großen Rat von 400 Mitgliedern zur Seite, in welchen die Angehörigen aller drei höhern Klassen, also auch die des Mittelstandes wählbar waren. Dieser „Rat der Vierhundert" beaufsichtigte die Regierung, überwachte Ausgaben und Einnahmen und beriet über Gesetze, die jedoch erst Gültigkeit erlangten, wenn sie vom Volke angenommen wurden. Denn die höchste Gewalt verlegte Solon in die Versammlung des ganzen Volkes, in die Landsgemeinde, an der jeder Bürger, auch der ärmste, teilnehmen durfte, sobald er das 20. Jahr überschritten hatte. Sie versammelte sich zu bestimmten Zeiten auf dem Marktplatze der Hauptstadt.[1]) Da wurden die Archonten gewählt, da wurde abgestimmt über Krieg und Frieden, über Bündnisse, Gesetze und sonstige Anträge der Behörden. Jeder unbescholtene Bürger konnte das Wort ergreifen; aber die Sitte gebot den Jüngern und Unerfahrenen Stillschweigen. Die Abstimmung er-

[1]) Später wurde die Volksversammlung auf einem eigens dafür hergerichteten Hügel im Westen der Akropolis, auf der Pnyx, abgehalten.

folgte durch Handaufheben. Noch ein anderes Recht übertrug Solon dem Volke. Wenn ein Bürger glaubte, daß die Archonten über ihn ein ungerechtes Urteil gefällt hätten, so durfte er dagegen Berufung an ein großes Geschwornengericht einlegen, das alljährlich aus allen Klassen ausgelost wurde und schwören mußte, nach den Gesetzen und gerechtester Gesinnung Recht zu sprechen. — Solon krönte seine Verfassung, indem er zum Wächter des gesamten Volks- und Staatslebens den Areopag bestellte. Es war dies ein altehrwürdiger Gerichtshof, der über todeswürdige Verbrechen zu urteilen hatte. Jetzt verlieh ihm Solon auch das Recht, über Religion und Sitte, über Erziehung und Leben der Bürger die Oberaufsicht zu führen. Faule sollte er zur Arbeit, Liederliche zur Sparsamkeit, überhaupt alle, die sich sittliche Verirrungen zu schulden kommen ließen, durch Ermahnungen und Strafen zur Besserung ihres Wandels anhalten. Der Areopag erhielt sogar das Recht, Beschlüsse des Rates und des Volkes für ungültig zu erklären, wenn sie ihm gegen Verfassung und Recht zu verstoßen schienen. Zu diesem höchsten Gerichtshofe hatte nur die erste Klasse Zutritt, indem die abgehenden Archonten, die ihr Amt untadelig verwaltet hatten, auf Lebenszeit in den Areopag eintraten.

5. Übrige Gesetze Solons. — Aber Solon befaßte sich nicht nur mit der Einrichtung des Staates im großen, er arbeitete vielmehr ein vollständiges Gesetzbuch aus, das fortan die Richtschnur für die Rechtspflege in Attika bildete. Er bestimmte den Kalender und die Zeitrechnung, Münze, Maß und Gewicht, die Strafen der Verbrechen; er gab Vorschriften über das Verhältnis der Ehegatten, der Eltern, Kinder und Geschwister, über Landwirtschaft, Handel und Gewerbe; aber er schlug nicht, wie es gleichzeitig in Sparta geschah, das ganze Leben des Bürgers in enge Fesseln. Nur wenige von seinen Gesetzen sind uns überliefert. So gebot eines, von den Toten nichts Übles zu sprechen, ein anderes, dem Irrenden den Weg zu zeigen. Bei Parteikämpfen sollte sich jeder Athener bei Verlust des Bürgerrechtes auf die eine oder andere Seite stellen; denn nichts schien Solon verderblicher, als wenn die Masse der Bürger aus Feigheit oder Gleichgültigkeit teilnahmlos im Staate alles gehen ließ. Solon trat ferner dem aristokratischen Grundsatze, daß Arbeit den Freien schände, entgegen, indem

er verfügte, niemand dürfe wegen seines Gewerbes beschimpft werden, sowie, diejenigen, die kein Vermögen besäßen, sollten von Staats wegen zur Arbeit angehalten werden. Große Aufmerksamkeit wandte er auch der Erziehung der Jugend zu, ohne sie indes, wie es in Sparta geschah, zur Sache des Staates zu machen. Er schrieb nur vor, daß jeder seine Kinder nach Kräften geistig und körperlich ausbilden lasse; Eltern, welche dies versäumten, hätten keinen Anspruch darauf, von ihren Söhnen dereinst ernährt zu werden. Auch öffnete er die Gymnasien, d. h. die Turnplätze des Staates, in welchen bisher nur die Jugend des Adels den Leibesübungen obgelegen hatte, allen Bürgern ohne Ausnahme. „Ungehofftes habe ich mit den Göttern vollendet und kein vergebliches Werk," so rief Solon am Schlusse seiner Gesetzgebung aus, und er durfte es. Es war ihm gelungen, in seiner Verfassung den festen Grund zur bürgerlichen Freiheit, zur geordneten Selbstregierung Attikas zu legen, des ersten Freistaates, den die Geschichte kennt. Er ließ seine Vorschriften in weißbemalte hölzerne Tafeln eingraben und diese öffentlich aufstellen, so daß jedermann sich die Gesetze des Landes einprägen konnte. Dann verließ er Attika, um dem Drängen derer zu entgehen, die ihm anrieten, bald dies, bald jenes daran zu ändern, und machte, seiner alten Neigung folgend, langjährige Reisen nach Aegypten und Cypern. Heimgekehrt, widmete er seine Muße dem Nachsinnen über menschliche und göttliche Dinge und beabsichtigte, seine Gedanken in einem großen Lehrgedichte zu verewigen. Aber das Geschick gönnte ihm diesen freundlichen Lebensabend nicht auf die Dauer.

6. Solons Ende (um 560 v. Chr.). Peisistratos. — Eine Zeitlang erfreute sich Attika unter Solons Verfassung eines friedlichen Gedeihens. Dann brach aber neuer Parteihader aus. Der Adel grollte, weil er nicht mehr alle Gewalt in den Händen hatte. Die unteren und mittleren Klassen aber fanden, Solon habe jenem noch zu viel gelassen. So geachtet der greise Gesetzgeber war, er vermochte nicht mehr die Parteien zum Frieden zu bringen. Der Abgott der Menge war jetzt Peisistratos, ein Edelmann, der mit großem Geschicke den Volksfreund spielte. Eines Tages kam er blutend auf den Markt gefahren und erzählte, wie er auf dem Wege nach seinem Landgute durch

Mörder, die der Adel gegen ihn gedungen habe, angefallen worden sei. Die Menge schrie und tobte. Umsonst suchte Solon, der den Peisistratos kannte und durchschaute, dem Volke die Augen darüber zu öffnen, daß jener nach der Tyrannis trachte, umsonst sagte er ihm ins Gesicht: „Du hast dich selbst verwundet, um deine Mitbürger zu hintergehen.“ Eine Volksversammlung wurde einberufen, und diese beschloß, trotz Solons Widerrede, es solle dem Peisistratos gestattet sein, eine Leibwache von 50 Knittelträgern zu halten. Peisistratos blieb aber bei der bewilligten Zahl nicht stehen, und eines Tages besetzte er plötzlich mit seinen Bewaffneten die Burg. Der 70jährige Solon legte seine Rüstung an und rief die Bürger zum Kampfe gegen den Tyrannen auf. Aber die einen lähmte der Schreck, die andern blieben gleichgültig oder freuten sich über den gelungenen Handstreich ihres Parteihauptes. So hatte Athen wieder einen Herrn. Voll Schmerz über den Umsturz seiner Verfassung, zu stolz, sich vor dem Tyrannen zu beugen, verließ Solon die Heimat und ging nach Cypern, wo ein ihm befreundeter Fürst regierte. Auf dem Wege sah er zu Sardes den König Krösos von Lydien im vollen Glanze seiner Macht. Die Griechen erzählten sich, der König habe dem weisen Athener seine Schatzkammer und alle seine Herrlichkeiten zeigen lassen und ihn dann gefragt, wen er für den glücklichsten aller Sterblichen halte. Als Solon an erster Stelle einen Athener Tellos und in zweiter Kleobis und Biton, zwei Jünglinge von Argos, nannte, weil diese glücklich gelebt und eines schönen Todes gestorben seien, wurde Krösos unwillig und fragte, ob er denn sein Glück so gar nichts achte, daß er ihn nicht einmal geringen Bürgern gleichsetze. Solon aber konnte ihm aus eigener herber Erfahrung erwidern, daß Reichtum und Macht nicht genügen, um einen Menschen glücklich zu machen, und daß überhaupt niemand vor seines Lebens Ende glücklich zu preisen sei. Noch vor dem jähen Sturze des Krösos starb der edle Mann auf Cypern im 80. Lebensjahre. — Peisistratos erfreute sich indes seiner Herrschaft nicht lange ungestört. Der Mittelstand, der keinen Tyrannen wollte, verband sich mit der Adelspartei und vertrieb ihn. Aber an der Spitze einer in der Fremde geworbenen Söldnerschar brach Peisistratos wieder in Attika ein. Verstärkt durch die zahlreichen Anhänger, die er unter dem niedern Volke besaß, schlug er die

Republikaner in einem Treffen und zog als Sieger in die Stadt ein. Von nun an regierte er friedlich bis an sein Ende. Er ließ sogar zum Scheine die Verfassung Solons bestehen. Nur sorgte er dafür, daß er oder seine Söhne sich stets unter den Archonten befanden und daß der Rat der Vierhundert aus ihm ergebenen Leuten bestand. Im übrigen tat er viel für die Besitzlosen und zur Förderung des Landes, war ein Freund der Dichter und Künstler und schmückte Athen mit stolzen Tempelbauten.

7. Vertreibung des Hippias (um 510 v. Chr.). — Als Peisistratos starb, folgten ihm seine zwei Söhne Hippias und Hipparch, und die Athener ließen sie ruhig schalten und walten. Bald aber fingen die beiden an, schnöde Gewalttaten zu verüben, und zwei junge Edelleute, Harmodios und Aristogeiton, stifteten eine Verschwörung zu ihrem Sturze. Bei einem Götterfeste fielen sie über Hipparch her und erdolchten ihn. Hippias entging jedoch ihren Anschlägen, unterdrückte den Aufstand und verhängte ein furchtbares Strafgericht über die Verschwörer. Von jetzt an regierte er so grausam, daß selbst die Menge sich von ihm abwandte. Inzwischen arbeitete Kleisthenes, ein vornehmer Athener, der zu Delphi in der Verbannung lebte, unermüdlich an seinem Sturze. Kleisthenes war mit den Priestern des Orakels eng befreundet, und auf sein Betreiben verkündete dieses, so oft die Spartaner es befragten, der Gott gebiete ihnen, Athen von dem Tyrannen zu befreien. Zuletzt gehorchten die Spartaner dem Befehle. Ein lakedämonisches Heer rückte in Attika ein, begleitet von Kleisthenes und zahlreichen andern Flüchtlingen, und Hippias wurde mit seinen Söldnern auf der Burg eingeschlossen. Hier hätte er sich noch lange behaupten können; allein seine Kinder, die er außer Landes flüchten wollte, fielen den Belagerern in die Hände. Um sie zu retten, übergab er die Burg gegen freien Abzug und floh zu den Persern (510 v. Chr.). Athen war befreit, der Tyrann und sein Geschlecht wurden geächtet.

8. Die Athener unter Kleisthenes. — Der Adel, der beim Umsturz der Tyrannis wacker mitgeholfen, versuchte jetzt, seine alte Herrschaft aufzurichten und Athen wieder in eine Aristokratie zu verwandeln. Aber der kluge Kleisthenes erkannte, daß dies nur der

Beginn neuer Parteikämpfe zwischen Adel und Volk sein würde, die auch einem neuen Tyrannen den Weg bahnen würden. Daher widersetzte er sich dem Vorhaben seiner Standesgenossen und schlug im Gegenteil eine Änderung der Verfassung Solons in demokratischem Sinne vor. Die Masse der Bürgerschaft scharte sich um den hochherzigen Edelmann. Allein der Adel scheute sich nicht, Spartas Hilfe anzurufen. Wirklich erschien ein lakedämonischer König mit einigen Truppen und besetzte die Akropolis. Da flammte aber in den attischen Bürgern und Bauern ein zorniger Mut auf; in dichten Massen belagerten sie die Fremdlinge in der Akropolis und zwangen sie, die Waffen zu strecken und abzuziehen. Die Edelleute, die ihnen die Tore der Burg geöffnet hatten, erlitten den Tod als Landesverräter. Die Lakedämonier wollten diesen Schimpf nicht auf sich sitzen lassen. Sie boten den ganzen peloponnesischen Bund auf, um die aufkeimende Volksherrschaft in Athen zu ersticken. Während ihre Könige von Süden heranzogen, brachen auf ihre Veranlassung auch die Böotier und Euböer in Attika ein. Todesmutig, zum äußersten entschlossen, zogen die Athener zunächst den Peloponnesiern entgegen. Schon stand man sich bei Eleusis zur Schlacht geordnet gegenüber, als auf einmal ein Teil des spartanischen Heeres den Rücken wandte und abmarschierte. Es waren die Korinther, die nicht zur Vernichtung Athens die Hand bieten wollten, aus Furcht, sie möchten sonst selber von Sparta geknechtet werden. Jetzt gerieten auch die beiden lakedämonischen Könige in Streit, da der eine dem andern am Abzuge der Korinther schuld gab; das Bundesheer löste sich infolgedessen auf und die Spartaner kehrten ruhmlos nach Hause. Von dieser Seite sicher, warfen sich nun die Athener auf ihre übrigen Feinde und erfochten glänzende Siege. „Denn ein trefflich Ding," sagt Herodot, der uns dies alles erzählt, „ist die Freiheit und Gleichheit. Solange die Athener unter der Zwingherrschaft standen, waren sie keinem ihrer Nachbarn im Kriege überlegen. Als sie aber von den Tyrannen befreit waren, wurden sie bei weitem die Ersten; ein jeder strengte sich nach Kräften an, weil er für sich selber stritt."

9. Die Verfassung des Kleisthenes. — Jetzt konnte Kleisthenes seine Reformen ungehemmt durchführen. Er verstärkte

die Bürgerschaft, indem er vielen niedergelassenen Fremden das Bürgerrecht erteilte. Um die Macht des Adels zu brechen, griff er zu einem eigentümlichen Mittel. Seit Alters war das attische Volk in vier Stämme (Phylen) gegliedert. Die Stämme zerfielen wieder in „Geschlechter". Den Kern jedes Geschlechtes bildeten einige adelige Familien, die ihren Stammbaum auf einen gemeinsamen Ahnherrn zurückführten, deren Angehörige sich daher untereinander als blutsverwandt betrachteten. Jedem dieser Adelsgeschlechter aber hatte sich schon in uralter Zeit eine Anzahl Bürger und Bauern angeschlossen, um den Schutz desselben zu genießen, und ihre Nachkommen galten auch als Glieder des Geschlechtes, wenn auch nicht als ebenbürtige. So war das ganze Volk in diese adeligen Geschlechter und Stämme eingereiht, und Solon hatte diese Einteilung beibehalten, indem er verordnete, daß jeder Stamm 100 Mitglieder in den Rat der Vierhundert wählen solle. Vermöge ihres althergebrachten Ansehens und ihres Reichtums übten aber die Adelsfamilien auf die zu ihrem Geschlechte gehörigen gemeinen Bürger einen solchen Einfluß aus, daß sie, wenn sie zusammenhielten, die Wahlen der Stämme nach ihrem Belieben lenken konnten. Dem suchte Kleisthenes durch eine ganz neue Einteilung des Volkes nach dem Wohnsitz ein Ende zu machen. An Stelle des Geschlechtes, dessen Angehörige nicht selten über ganz Attika zerstreut waren, setzte er die Gemeinde (Demos), die Gesamtheit der Bürger, die innerhalb eines Dorfes beisammen wohnten. Eine Anzahl Gemeinden bildeten einen Bezirk (Phyle), deren Kleisthenes im ganzen zehn einführte. Fortan wählte das Volk den Rat nach den zehn Bezirken, so daß jeder 50 Vertreter hatte und die Mitgliederzahl von 400 auf 500 stieg. Diesen Rat der Fünfhundert machte Kleisthenes zur wichtigsten Landesbehörde. Nicht nur hatte er alle Anträge durchzuberaten, welche vor die Volksversammlung kamen, er sollte auch für die Ausführung der Gesetze und sonstigen Volksbeschlüsse sorgen. Daher mußten beständig 50 Ratsherren in Athen anwesend sein und zwar je die eines Bezirkes während des zehnten Teils des Jahres, um die laufenden Staatsgeschäfte zu erledigen. Die Fünfzig hießen dann Prytanen, d. i. Vorsteher, und speisten gemeinsam auf Staatskosten im Rathause. Auch schuf Kleisthenes eine besondere Behörde für das Kriegswesen, die

zehn Strategen oder Feldherren, die zugleich den Verkehr mit den auswärtigen Staaten zu leiten hatten. Das Vorrecht der ersten Klasse zum Archontenamt ließ er unangetastet. Aber indem er die Archonten ihrer wichtigsten Befugnisse beraubte und die Leitung des Staates im Kriege und Frieden den aus den drei höhern Klassen freigewählten Prytanen und Strategen übertrug, entzog er der ersten Klasse das Vorrecht zur Regierung und ließ auch die zweite und dritte, den Mittelstand, daran teilnehmen. Während er in dieser Weise die Macht des Adels für immer untergrub, suchte er auch der Wiederkehr der Tyrannis in wirksamer Weise vorzubeugen. Alljährlich mußte der Rat das Volk anfragen, ob Grund vorhanden sei, irgend einen Bürger aus dem Lande zu verweisen. Wurde die Frage bejaht, so kratzte jeder Athener den Namen des ihm gefährlich scheinenden Mannes auf eine Scherbe ein. Stand auf sechstausenden der gleiche Name, so war der Träger desselben auf 10 Jahre aus Attika verbannt, ohne jedoch weitern Schaden an Ehre oder Vermögen zu erleiden. Nach Ablauf jener Zeit durfte er zurückkehren; indes konnte er durch Volksbeschluß auch früher zurückberufen werden. Dieses Scherbengericht (Ostrakismos) traf zwar den Einzelnen manchmal sehr hart, aber es war ein notwendiges Mittel, um ehrgeizige Parteiführer in Schranken zu halten. Fortan genoß Athen einer innern Ruhe und Ordnung, die es früher nie gekannt hatte. Es brauchte nun seine edelsten Kräfte nicht mehr in unfruchtbarem Bürgerhader zu verzehren, es konnte sie ganz und voll für den Riesenkampf aufsparen, dem Hellas mit schnellen Schritten entgegenging.

VIII. Die asiatischen Griechen.

1. Alkäos und Sappho. Thales von Milet (um 600 v. Chr.). — Früher als die Städte im Mutterlande gediehen manche der Kolonien zu hoher Blüte, besonders die in Kleinasien. Was die Jonier von Milet und Phokäa für die Seeherrschaft der Hellenen getan, ist schon erwähnt worden. Aber die übrigen Jonierstaaten, Samos, Chios, Ephesos, sowie die äolische Insel Lesbos mit der Hauptstadt Mytilene, wetteiferten mit ihnen in Seefahrt, Handel und Gewerbe. Mit dem steigenden Wohlstande entfaltete sich in den

asiatischen Griechenstädten auch ein reiches geistiges Leben. Hier waren die Gesänge Homers geschaffen worden; hier entstand, als die Blütezeit der epischen Dichtung vorüber war, eine neue Gattung der Poesie, die Lyrik, in welcher der Dichter nicht Begebenheiten erzählte, sondern seine Empfindungen und Gefühle, Liebe und Haß, Lust und Leid, kurz alles, was seine Seele bewegte, im Liede ausströmte. Ihren Höhepunkt erreichte die lyrische Poesie der Griechen in dem berühmten Dichterpaar Alkäos und Sappho, die um 600 v. Chr. auf Lesbos lebten, jener ein feuriger Edelmann, der Schwert und Leier gleicherweise zu handhaben wußte, diese eine Dichterin, die Lieder von solcher Anmut und Innigkeit sang, daß die Alten sie die zehnte Muse nannten. Auch die in dem wilden Waffenlärm der Dorischen Wanderung fast untergegangene Kunst blühte zuerst unter den Griechen in Kleinasien wieder auf. Lange Zeit hatten diese von ihren Göttern nur rohe, fratzenhafte Bildnisse aus Holz geschnitzt, aus Ton geformt oder nach dem Beispiele der Phönizier aus Blech zusammengenietet. Da begannen um 600 v. Chr. Künstler auf Samos, Götterstatuen in Erz zu gießen, und andere auf Chios, solche mit dem Meißel aus Marmor auszuhauen. Seitdem stieg die Bildhauerkunst der Griechen mit wunderbarer Raschheit zur Vollendung empor, und ihre prächtigen, von Säulen getragenen Marmortempel erfüllten sich mit Erz- und Marmorbildern von unerreichter Schönheit. Wie in der Kunst, so brachen die asiatischen Hellenen auch in der Wissenschaft dem Mutterlande Bahn. In Milet lebten die frühesten Geschichtschreiber und Geographen, sowie die ältesten Naturforscher oder „Philosophen" (Freunde der Weisheit), welche die Geheimnisse des Weltalls mit wissenschaftlichem Sinne zu ergründen versuchten. An der Spitze der griechischen Weltweisen steht Thales (um 600 v. Chr.), ein vornehmer Milesier, der in Aegypten Gestirnkunde und Geometrie erlernte. Er war der erste Grieche, der in den Gestirnen nicht mehr göttliche Wesen, sondern feurige Himmelskörper erblickte, der in einer Verfinsterung der Sonne nicht mehr ein unheilverkündendes, willkürliches Werk der Götter, sondern ein natürliches Ereignis sah, das man vorausberechnen könne. Auch in anderer Hinsicht zeigte Thales sich als ein weiser Mann. Er riet den ionischen Städten dringend, einen Bund miteinander zu

schließen, und daß sie nicht auf ihn horchten, daß jede nur für sich selber sorgen wollte, mußten sie mit ihrer Freiheit bezahlen.

2. Unterwerfung durch die Perser. Polykrates von Samos (um 550 v. Chr.). — Wie hätten die asiatischen Eroberer nicht nach den reichen Griechenstädten an der Küste lüstern werden sollen? Schon Krösos begann mit ihrer Unterwerfung, und nach seinem Sturze erlag eine um die andere den Kriegerscharen des Perserkönigs Kyros, manche nicht ohne mannhaften Widerstand geleistet zu haben. Die Phokäer gaben lieber ihre Stadt preis als die Freiheit, und suchten sich, wie oben erzählt wurde, auf ihren Schiffen eine neue Heimat im fernen Westen. Auch die Inseln an der Küste wurden von den Persern unterjocht, nur Samos hielt ihnen stand. Da herrschte der Tyrann Polykrates, der durch blutige Freveltaten seinen Thron aufrecht hielt und sich mit allem Glanze eines asiatischen Despoten umgab. Ungeheuer waren die Reichtümer, die er durch Handel und Seeraub anhäufte. Da die Samier in lebhaftem Verkehre mit Aegypten standen, so war er befreundet mit König Amasis II. Dieser, so ging die Sage, besorgte, die Götter möchten auf das übermäßige Glück seines Freundes neidisch werden, und riet ihm, ihnen sein Bestes freiwillig zu opfern. Da warf Polykrates einen Ring ins Meer, den er sehr lieb hatte. Ein paar Tage darauf fanden seine Köche den Ring wieder im Bauche eines Fisches, und Amasis, überzeugt, die Götter werden den Polykrates verderben, kündigte ihm die Freundschaft. Wirklich ereilte den Tyrannen jähes Verderben. Da ihn die Perser nicht offen anzugreifen wagten, nahmen sie ihre Zuflucht zur List. Der persische Statthalter zu Sardes ließ ihm melden, er wolle zu ihm fliehen, Polykrates möge ans Land kommen, um seine Schätze in Empfang zu nehmen. Dieser, nach dem Reichtum des Satrapen gelüstend, tat also. Kaum war er aber ans Land gestiegen, so wurde er ergriffen und ans Kreuz geschlagen. Nun fiel auch Samos in die Hände der Perser. In allen unterworfenen Griechenstädten setzten sie ihnen ergebene Männer als Tyrannen ein, wie den Histiäos in Milet, der den König Dareios gegen den Rat des Miltiades an der Donaubrücke rettete (S. 70).

3. Der Aufstand der Jonier (500—494 v. Chr.). — Schwer drückte die Herrschaft der Perser und der Tyrannen die asiatischen

Griechen; große Steuern mußten sie nach Susa schicken, dem Despoten auf jeden Wink Kriegsschiffe bereit halten und die Willkür der schwelgerischen Satrapen sich gefallen lassen. Das war mehr, als ein freiheitsgewohnter Hellene ertragen konnte. Daher erhoben sich die Jonier ums Jahr 500 v. Chr., allen voran Milet, dessen ehemaliger Tyrann Histiäos selber das Zeichen zum Aufstande gab. Dareios hatte ihn anfänglich mit Dankesbezeugungen überhäuft, dann aber Verdacht gegen ihn gefaßt und ihn deshalb an seinen Hof nach Susa berufen. Hier ernannte er ihn zu seinem Tischgenossen und Ratgeber. Aber Histiäos merkte bald, daß diese Ehren nur ein Vorwand waren, um ihn in einer Art Gefangenschaft zu halten. Aus Rache darüber wollte er seinen Schwiegersohn Aristagoras, der an seiner Statt in Milet regierte, zum Abfall reizen. Er schor einem getreuen Sklaven das Haupthaar und ätzte auf die Kopfhaut die Worte ein, Aristagoras solle sich wider den König empören. Als die Haare wieder gewachsen waren, schickte er ihn nach Milet, mit dem Auftrage, Aristagoras solle ihm den Kopf scheren und sich denselben näher besehen. Die Botschaft gelangte glücklich zu Aristagoras, und dieser befolgte den Rat seines Schwiegervaters, da er eben eine schwere Beleidigung von einem persischen Prinzen erfahren hatte. Er legte die Tyrannis nieder und rief seine Mitbürger zum Aufstand auf. Bald brauste die Empörung von einer Stadt zur anderen, überall wurden die Zwingherren verjagt und Demokratien eingerichtet. Auf einem Kriegsschiffe fuhr Aristagoras nach Sparta und beschwor dessen Regenten, sich der Jonier anzunehmen. Aber engherzig und beschränkten Blickes wiesen die Spartaner die Hilfeflehenden zurück. Anders die Athener; obschon sie gerade in einem erbitterten Kriege mit der Nachbarinsel Aegina lagen, ließen sie doch zwanzig Schiffe nach Kleinasien abgehen. Eretria auf Euböa sandte ebenfalls fünf; das war alles, was Hellas zur Verteidigung seiner blühenden Tochterstädte aufbrachte. Anfänglich drangen die Jonier siegreich landeinwärts bis nach Sardes, das sie in Asche legten. Dann rückten jedoch die Perser mit so großer Übermacht heran, daß sie zu Lande nicht mehr standzuhalten vermochten. Aristagoras verzweifelte am Siege und floh nach Thrakien, wo er ein unrühmliches Ende fand, während Histiäos ans Kreuz geschlagen wurde. Noch hätte

indes auf dem Meere die Entscheidung zugunsten der Jonier fallen können, denn ihre Kriegsflotte war, wenn nicht an Zahl, so doch an Tüchtigkeit die erste der Welt. Als es aber bei dem Inselchen Lade vor dem Hafen von Milet zur Schlacht kam, fuhren 49 samische Schiffe, deren Befehlshaber mit den Persern verräterische Unterhandlungen angeknüpft hatten, davon, und trotz aller Tapferkeit erlagen die übrigen im ungleichen Kampfe. Jetzt ward Milet von allen Seiten eingeschlossen. Verzweiflungsvoll wehrten sich die Einwohner ein Jahr lang, dann wurde die Stadt erstürmt und niedergebrannt und die Bevölkerung niedergemetzelt oder in die Sklaverei geschleppt. So ging Milet unter, damals an Wohlstand, Bevölkerung, in Gewerbe und Handel, wie auch in Wissenschaft und Kunst die erste Stadt der Hellenen (495 v. Chr.). Ein ähnliches Geschick traf die übrigen aufständischen Städte. Wenn sich auch nach und nach die Überbleibsel der Bevölkerungen auf den Brandstätten ihrer Wohnplätze wieder sammelten und diese mit persischer Erlaubnis wieder aufbauten, mit der Blüte Joniens war es für immer zu Ende. Das Mutterland aber, das seine Tochterstädte so elendiglich im Stiche gelassen, sollte diese Kurzsichtigkeit mit schweren Leiden büßen.

IX. Die Perserzüge.

1. Erster und zweiter Perserzug (492—490 v. Chr.). — Dareios gedachte jetzt die Athener und Eretrier für ihre Teilnahme am Aufstande der Jonier zu bestrafen und zugleich das europäische Hellas seinem Reiche einzufügen. Kaum war der letzte Widerstand in Asien gebrochen, so führte Mardonios, des Königs Schwiegersohn, ein mächtiges Heer über den Hellespont und unterwarf alles Land bis in die Berge Makedoniens. Eine große Flotte begleitete ihn längs der Küste. Als diese jedoch die östliche Spitze der Chalkidike, das Vorgebirge Athos, umsegeln wollte, erhob sich ein furchtbarer Sturm, der die Schiffe auf die Klippen schleuderte und zerschellte. Zugleich kam der Winter heran. Mardonios verlor daher die Lust zu weiterem Vorrücken; er legte in die festen Plätze der neu eroberten Gebiete Besatzungen und ging hierauf nach Kleinasien zurück (492 v. Chr.). — Aber Dareios gab Befehl, eine neue Flotte zu sammeln, welche diesmal

das Landheer quer über das Meer nach Griechenland bringen sollte. Zuvor sandte er Herolde an alle hellenischen Gemeinwesen, um von ihnen Erde und Wasser zu verlangen, das Zeichen der Unterwerfung. Wie sollte das von Fehden und Feindschaften zerrissene kleine Volk der Griechen dem gewaltigen Eroberer Asiens widerstehen können? So dachten die meisten und gaben, voller Furcht, das verlangte Zeichen, darunter selbst Aegina, damals der mächtigste Seestaat im eigentlichen Griechenland. Aber wilder Ingrimm erfaßte die Spartaner ob der schmählichen Zumutung; sie warfen den Boten des Großkönigs in einen Brunnen, da könne er sich Erde und Wasser holen. Nicht mindere Erbitterung flammte in den Athenern auf; auch sie stürzten die persischen Herolde, Verbrechern gleich, in einen finstern Felsenschlund. Es waren dies völkerrechtswidrige, grausame Taten; aber sie zeigten, daß es in Hellas noch Männer gab, die den Untergang der Knechtschaft vorzogen. Angesichts der gemeinsamen Gefahr vergaßen Athen und Sparta der alten Feindschaft. Letzteres versprach den Athenern Hilfe, wenn sie von den Persern angegriffen werden sollten, und zwang Aegina, die Fehde gegen sie für einstweilen einzustellen. Da rückte die furchtbare Flotte, an deren Spitze der Meder Datis, der Perser Artaphernes, ein Neffe des Dareios, und der vertriebene Tyrann Hippias standen, heran und unterwarf auf dem Wege die Inseln des Aegäischen Meeres. Ihr nächstes Ziel war Eretria auf Euböa. 4000 Athener eilten der bedrängten Stadt zu Hilfe, aber die Eretrier schickten sie wieder nach Hause, da sie sich nur hinter ihren Mauern, nicht im freien Felde zu verteidigen wagten. Sechs Tage lang schlugen sie die Stürme der Perser ab; am siebenten wurde die unglückliche Stadt durch Verrat genommen und in Brand gesteckt, die Einwohner teils niedergehauen, teils in die Sklaverei geschleppt.

2. Die Schlacht bei Marathon (12. Sept. 490 v. Chr.). — Hierauf landeten die Perser, von Hippias geführt, an der Ostküste Attikas bei dem Flecken Marathon. Die Athener mahnten die Spartaner durch einen Schnelläufer um schleunige Hilfe; diese erwiderten jedoch, sie könnten erst nach dem Vollmonde, etwa in einer Woche, ausrücken. Aber die Athener durften nicht länger zögern, wenn sie die Perser nicht vor ihren Mauern sehen wollten. In ihrem Kriegsrate

standen die Besten des Landes, Aristeides, Themistokles und vor allem der erfahrene Miltiades, der sich vor der Rache des Dareios in seine Vaterstadt geflüchtet hatte (s. S. 70). Er kannte die Perser und ihre Kriegsweise, ihm überließen die anderen Feldherren den Oberbefehl und auf seinen Rat beschlossen die Athener, den Feind nicht hinter ihren Mauern zu erwarten, sondern ihm auch ohne die Spartaner getrost entgegen zu gehen. So eilten neuntausend schwerbewaffnete Bürger über die Bergeshöhen und erblickten in der Ebene von Marathon das ausgedehnte Lager der Feinde und an der Küste die endlose Reihe ihrer Schiffe. Noch vor Beginn der Schlacht erschienen tausend Plataer, eingedenk des Schutzes, den Athen einst ihrer Stadt gegen den Übermut Thebens gewährt hatte. Aber trotzdem soll immer noch ein Grieche gegen neun Perser gestanden haben. Um eine Schlachtreihe zu bekommen, die gegenüber der feindlichen nicht allzu kurz wäre, stellte Miltiades seine Leute in der Mitte schwach und nur auf den Flügeln in der gewohnten Stärke auf. Dann stürmte auf seinen Befehl die ganze Linie im Laufschritt gegen die Perser, um dem Pfeilhagel ihrer Bogenschützen zu entgehen, und dem Geschick des Feldherrn, sowie der Tapferkeit der Krieger gelang das Unerhörte. Nach heißem Ringen wurden die übermächtigen Gegner geschlagen und in wilder Flucht eilten sie zu ihren Schiffen. Selbst diese suchten ihnen die Athener zu entreißen; einem, der ein Fahrzeug mit der Hand zurückhielt, wurde sie durch einen Beilhieb abgeschlagen. Zuletzt vermochten sich die Perser ins Meer hinaus zu retten, aber das ganze Lager mit seinen großen Schätzen und alle feindlichen Pferde fielen in die Hände der Sieger (12. Sept. 490). Es war ein herrlicher glorreicher Erfolg, den der Mut freier Bürger über die Despotenmacht erfochten. Noch war indes die Gefahr nicht völlig vorbei; die feindliche Flotte machte Miene, um das Vorgebirge Sunion herum nach den Häfen Athens zu steuern, um die entblößte Hauptstadt zu überfallen. Allein Miltiades führte so schnell als möglich seine Truppen dahin zurück. Als die Perser dies sahen, verloren sie die Lust zu weiterm Kampfe und segelten nach Hause. Die Spartaner aber kamen eben zur rechten Zeit, um Zeuge des Triumphes in Athen zu sein.

3. Miltiades' Ende. — Dem siegreichen Feldherrn erwiesen die Athener die höchsten Ehren. Unbegrenztes Vertrauen hegten sie zu ihm und stellten ihm Flotte und Staatskasse zur Verfügung, als er ihnen sagte, er habe ein Unternehmen im Sinne, das Athen zu großem Vorteil gereichen werde; das Nähere müsse jedoch der Feinde wegen ein Geheimnis bleiben. Miltiades hegte den Plan, den Persern die Inseln im Aegäischen Meere wieder zu entreißen. Er fuhr daher von einer zur andern und zwang sie zum Anschluß an Athen oder dann zur Zahlung einer starken Brandschatzung. Als das reiche Paros weder das eine noch das andere tun wollte, landete er seine Truppen, verwüstete die Insel und berannte die Stadt. Schon hatte er diese aufs äußerste gebracht, als ein nächtliches Feuerzeichen im Osten das Herannahen der persischen Flotte zu verkünden schien. Deshalb hob Miltiades die Belagerung plötzlich auf und segelte nach Hause. Je höher die Hoffnungen der Athener gespannt gewesen waren, um so größer war jetzt ihr Unmut über das mißglückte Unternehmen. Die Feinde des Miltiades klagten den an schweren Wunden darniederliegenden Helden an, er habe das Volk betrogen, und scheuten sich nicht, die Todesstrafe gegen ihn zu beantragen. Die Athener waren menschlicher als diese verblendeten Parteiführer, aber sie verurteilten ihn doch zu der ungeheuren Geldbuße von 50 Talenten (285,000 Franken). Da Miltiades diese Summe nicht sofort herbeischaffen konnte, wurde er ins Gefängnis geworfen, wo er an seinen Wunden starb.

4. Themistokles gründet die attische Seemacht. Aristeides verbannt (490—480 v. Chr.). — Nachdem der Sieger von Marathon durch den Undank seiner Mitbürger ein so klägliches Ende gefunden, ragten in Athen Aristeides und Themistokles als die angesehensten Bürger hervor. Jener war ein Mann von unbescholtener Sittenreinheit und uneigennütziger Vaterlandsliebe. Was er für recht hielt, das tat er, unbekümmert um Freund und Feind. In ganz Hellas galt er für den besten und gerechtesten Menschen. Seine Mitbürger unterwarfen sich bei Streitfällen lieber seinem Schiedsspruche, als daß sie vor die Richter gingen. Als im Theater einmal die Worte des Dichters gesprochen wurden: „Gerecht nicht will er scheinen, sondern auch sein," da wendeten sich aller Augen auf Aristeides. Ganz anderer

Art war sein jüngerer Nebenbuhler, Themistokles. Schon in der Jugend zeigte dieser einen unbändigen, erfinderischen Geist, und seine Lehrer sagten von ihm, er werde etwas Großes werden, entweder im Guten oder im Schlechten. Ein unbezwinglicher Ehrgeiz erfüllte seine Seele; die Lorbeeren des Miltiades ließen ihn nicht schlafen, wie er sich selber äußerte. Er war aber auch zum Herrschen und Regieren geschaffen. Seine kräftige, stattliche Gestalt, seine klare, schlagende Rede, sein rastloser Tätigkeitsdrang, seine Geistesgegenwart, alles zeigte den gebornen Staatsmann. Seine Feinde beschuldigten ihn der Habsucht und warfen ihm vor, daß er krumme Wege nicht verschmähe, um seine Ziele zu erreichen. Wie dem auch sei, gewiß ist, daß Themistokles schärfer in die Zukunft sah als Aristeides oder irgend ein Grieche seiner Zeit. Er wußte, daß die Perser wiederkommen würden, furchtbarer als zuvor, und fand, daß, um ihnen dauernd zu widerstehen, die Hellenen vor allem zur See stark sein müßten. Nun vermochten aber alle Staaten des griechischen Mutterlandes zusammen kaum zweihundert Schiffe aufzubringen. Daher faßte Themistokles den kühnen Gedanken, Athen, das bisher nur eine unbedeutende Flotte besessen, zur ersten Seemacht in Hellas zu erheben. Näheren Anlaß bot ihm die bittere Fehde, die seine Vaterstadt stets mit Aegina unterhielt. Ohne Verstärkung der Flotte, sagte er, sei weder Aegina zu besiegen, noch die Freiheit gegen die Perser zu wahren. Schon vor der Schlacht von Marathon hatte er seine Mitbürger dazu bewogen, den bisherigen Hafen Phaleron, der weder gegen Stürme noch gegen Feinde geschützt war, an einen neuen, bessern zu vertauschen, den Peiräeus, der von drei natürlichen Buchten gebildet wird. Jetzt brachte er den Antrag, die Zahl der attischen Kriegsschiffe von Jahr zu Jahr bis auf 200 Dreidecker zu vermehren und einen aus dem Ertrage der Silberbergwerke des Lauriongebirges gesammelten Schatz auf den Bau von Kriegsschiffen zu verwenden, statt ihn, wie anfänglich beabsichtigt worden war, auf die Köpfe der Bürger zu verteilen. Aber die Vermehrung der Flotte erforderte auch große Hafenbauten, Werften, Arsenale, Schiffshäuser u. a.; und um so viele große Kriegsschiffe zu bemannen, mußte die vierte Klasse, die bis dahin militärfrei gewesen war, zum Dienst als Matrosen und Ruderer verpflichtet werden. Diesen weitabsehenden

Plänen stellte sich Aristeides mit Heftigkeit entgegen; er wollte nichts davon wissen, daß die Kraft des attischen Volkes vom Land auf das unstete Meer verlegt werde. Allein Themistokles wußte mit solcher Wärme der Überzeugung zu sprechen, daß seine Anträge bei den Athenern Gehör fanden. Auf Schritt und Tritt sah er sich jedoch bei der Ausführung durch die Feindseligkeit des Aristeides und seiner Partei gehemmt. So drohte die Gefahr, daß schließlich alles nur halb und schlecht gemacht werde. Aristeides sagte selbst, als er wieder einmal einen zweckmäßigen Vorschlag des Themistokles durch seinen Widerspruch vereitelt hatte, beim Weggehen aus der Volksversammlung, es gebe in Athen kein Heil, wenn man nicht ihn und seinen Gegner in den Felsenschlund stürze. Diesem leidenschaftlichen Parteistreite machte das Volk ein Ende, indem es das Scherbengericht anordnete. Die Anhänger des Aristeides schrieben den Namen Themistokles auf die Täfelchen, die des Themistokles den des Aristeides, und bei der Zählung ergab es sich, daß über 6000 den letzteren trugen. Damit war Aristeides auf zehn Jahre aus Attika verbannt. Seine Anhänger schilderten das als ein schweres Unrecht, aber die Entscheidung des Volkes war ein Glück für Athen und ganz Hellas. Jetzt konnte Themistokles ungehindert seine großartigen Pläne zur Ausführung bringen. Jahraus, jahrein wurden Schiffe gebaut, Zeughäuser errichtet und der **Peiräeus** durch gewaltige Festungswerke geschützt. So schwang sich Athen, dank dem Opfermute der Bürgerschaft und der umsichtigen Tatkraft seines großen Lenkers, binnen wenigen Jahren zur Vorkämpferin Griechenlands auf dem Meere empor. Es allein hatte Vorbereitungen getroffen, um die Perser würdig zu empfangen.

5. **Die Rüstungen des Xerxes.** — Diese ließen nicht mehr lange auf sich warten. Dareios war nur durch einen Aufstand in Aegypten abgehalten worden, für die Niederlage bei Marathon Rache zu nehmen. Dann hatte den gewaltigen Herrscher der Tod ereilt, als er eben im Begriffe stand, gegen Athen aufzubrechen. Sein Sohn und Nachfolger **Xerxes** nahm aber den Plan des Vaters auf und wollte solche Rüstungen treffen, daß ein Mißlingen gar nicht möglich sei. So furchtbare Kriegermassen, wie Xerxes sie gegen Hellas aufbot, hatte die Welt noch nie gesehen. Aus allen Gegenden vom Himalaja bis

zu den Oasen der Sahara, vom Syr bis zu den Katarakten des Nil strömten zahllose Scharen, bunt bewaffnet und bekleidet, nach dem Sammelpunkte Sardes in Kleinasien. Die Phönizier, Aegypter und unterworfenen Griechen mußten eine Flotte stellen, die ebenfalls ihresgleichen noch nicht gehabt. Alles wurde aufs sorgfältigste vorbereitet. Zwei gewaltige Schiffsbrücken wurden über den Hellespont geschlagen, auf dem ganzen Wege bis Makedonien hinreichende Vorräte angehäuft, und damit Flotte und Landheer nebeneinander der Küste Thrakiens entlang vorrücken könnten, mit Umgehung des sturmdrohenden Athos, hinter dem Berge ein Kanal quer über die Landzunge gegraben. Im Frühjahr 480 brach Xerxes von Sardes auf; er wollte selbst Zeuge seines Triumphes sein. Das Wasser der Bäche und Flüsse soll nicht ausgereicht haben, um Menschen und Tiere zu tränken. Sieben Tage und sieben Nächte dauerte der Übergang über die Brücken am Hellespont. In Thrakien zählte der König seine Haufen, indem er zehntausend Mann dicht zusammen treiben, einen Pferch um sie legen und diesen immer wieder füllen ließ. 1,700,000 Fußsoldaten und 80,000 Reiter soll das Heer gezählt haben, gewiß stark übertriebene Zahlen, an denen schon das Altertum Anstoß nahm. Dazu kam noch die Flotte, die aus 1200 großen Kriegsschiffen und unzähligen Lastfahrzeugen zum Nachführen von Pferden, Futter und Proviant bestanden haben soll. Jedenfalls war sie der griechischen weit überlegen.

6. Seeschlacht bei Artemision (480 v. Chr.). — Die Rüstungen des Xerxes waren den Hellenen kein Geheimnis geblieben. Aber die Furcht war so groß, daß die wenigsten an Widerstand dachten. Nur Athen, wo Themistokles die Bürger mit seinem entschlossenen Mute beseelte, verstand zu handeln. Es schickte eine Gesandtschaft nach Sparta und forderte dieses auf, sämtliche Staaten der Hellenen zu einer Tagsatzung auf den Isthmos einzuladen, um hier über die gemeinsame Abwehr gegen die Perser zu beraten. Die Spartaner leisteten der Mahnung Folge. Aber es erschienen auf dem Isthmos außer Sparta und seinen Bundesgenossen nur noch Athen, die beiden kleinen Städte Platää und Thespiä in Böotien und einige Cykladen. Athen war durch Themistokles vertreten, der alsbald die Seele der Versammlung wurde. Sein erster Vorschlag ging dahin, daß die Fehden der

Hellenen untereinander aufhören müßten, damit alle Kräfte gegen den Feind gewendet werden könnten. Wirklich wurde der lange Krieg zwischen Athen und Aegina beigelegt. Die Versammlung beschloß ferner, an alle griechischen Staaten, namentlich auch an die Kolonien in Italien und Sizilien, Gesandte zu schicken, um sie zur Verteidigung der bedrohten hellenischen Freiheit aufzufordern. Aber diese Gesandtschaften brachten nur leere Versprechungen zurück. Staaten, wie Theben und Argos, versagten jede Mithilfe; die reichen Städte auf Sizilien entschuldigten sich damit, daß ihnen ein Angriff von Karthago drohe. So war die Hoffnung, ganz Hellas gegen die Perser unter Waffen zu bringen, zunichte geworden. Selbst das Orakel von Delphi hielt jeden Widerstand für unnütz und entmutigte die anfragenden Gemeinwesen durch unheilverkündende Sprüche. Dennoch beharrten die auf dem Isthmus vertretenen Staaten bei ihrem Entschlusse zu kämpfen und gelobten sich gegenseitig Hilfe und Treue. Es galt, dem Landheer ein Landheer und der Flotte eine Flotte entgegenzustellen. Jenes überließen die Athener den Spartanern und deren Verbündeten, sie selbst warfen sich mit aller Macht auf die See. Denn das Orakel in Delphi hatte ihnen verkündet: „Aller Widerstand ist vergeblich, fliehet hinter die hölzernen Mauern!" Der kluge Themistokles erklärte, die Schiffe seien die hölzernen Mauern, und seine Mitbürger pflichteten ihm bei. So bemannten sie allein 200 Dreidecker, mehr als die übrigen Griechen zusammen, und ihnen hätte wohl der Oberbefehl zur See gebührt. Aber die Spartaner wollten Führer zu Land und zu Wasser sein, obschon sie nur 10 Schiffe stellten, und die Athener gaben auf den Rat des Themistokles nach, weil ihnen die Rettung von Hellas die Hauptsache war. — Anfangs schickte der in Korinth versammelte Bundesrat ein Heer nach Thessalien, um den Persern im Tempetal das Einrücken in Griechenland zu verwehren. Aber als die vorausgesandten Herolde des Xerxes erschienen, um Erde und Wasser zu verlangen, fielen die Thessalier vor den Augen des hellenischen Heeres zum Feinde ab. Da wurde beschlossen, den Persern wenigstens den Eingang nach Mittelgriechenland zu sperren. Der spartanische König Leonidas stellte sich am Engpaß der Thermopylen, zwischen dem Ötagebirge und dem Meere, mit 7000 Schwerbewaffneten auf, darunter 300

Spartanern. Gleichzeitig erwartete die griechische Flotte nach dem Rate des Themistokles, der die Athener befehligte, die feindliche in der Meerenge zwischen Euböa und Thessalien, am Vorgebirge Artemision. Ein Sturm fügte den heransegelnden Persern an der Felsküste Thessaliens großen Schaden zu. Als die Hellenen dennoch zu ihrem Erstaunen die feindliche Flotte vollkommen geordnet und schlagfertig sich gegenüber sahen und fanden, daß sie noch immer viermal so stark sei wie die ihrige, da entfiel den meisten der Mut. Eurybiades, der spartanische Oberbefehlshaber, sowie der Admiral der Korinther waren für den Rückzug, und es bedurfte der ganzen Beredsamkeit des Themistokles, um sie zum Bleiben zu bewegen. So entbrannte eine Seeschlacht, in der drei Tage hindurch von beiden Seiten mit großer Hartnäckigkeit gestritten wurde, ohne daß die Entscheidung gefallen wäre. Da kam die Kunde, der Paß der Thermopylen sei von den Persern erstürmt.

7. Leonidas. — Gleichzeitig mit der Flotte war auch das Landheer des Xerxes auf die Griechen gestoßen. Die meisten Hellenen zitterten beim Anblicke der Menge des Feindes, nur die Spartaner nicht. Als man sagte, die Pfeile der Perser verdunkelten die Sonne, erwiderte einer derselben: „Gut, dann werden wir im Schatten fechten." Nach ihrer Sitte schmückten sie sich festlich zur Schlacht und flochten Kränze in ihre Haare; dann erwarteten sie festen Mutes den Angriff der Perser. Was half diesen ihre Masse in der Enge! Wie eine Mauer stand Leonidas mit den Seinen, Haufen von Leichen türmten sich vor ihnen auf. Immer neue Scharen drangen heran, immer wieder mußten sie vor den wuchtigen Stößen der Hellenen weichen. Jetzt ließ Xerxes seine Leibgarde, die zehntausend „Unsterblichen", gegen den Paß anrücken. Umsonst, dreimal sprang der König zornig von seinem Sitze auf, als er auch seine besten Truppen weichen sah. Die Nacht machte dem Kampfe ein Ende, aber mit Anbruch des Tages begann er wieder und mit dem gleichen Erfolge. Da soll ein Grieche aus der Umgegend, des Namens Ephialtes, sich anerboten haben, die Perser auf einem unbekannten Bergsteig über den Oeta den Hellenen in den Rücken zu führen. Des Nachts setzten sich jene in Marsch; die Wachen, die Leonidas auf der Höhe aufgestellt hatte, — es waren 1000 Phokier — ließen sich überraschen und flohen feige. Beim Morgengrauen kam

die Kunde, daß der Feind den Bergkamm überschritten habe, und Leonidas erkannte, daß der Paß verloren war. Er befahl den Verbündeten, sie sollten sich zurückziehen, um dem unvermeidlichen Verderben zu entgehen; er selber mit seinen 300 Spartanern beschloß, zu bleiben. Das war der sichere Tod; aber er wollte den Rückzug der übrigen decken und allen Hellenen zeigen, wie man für das Vaterland kämpfen und sterben müsse. Mit ihm blieben noch 700 Thespier, die den Fall ihrer Vaterstadt nicht überleben wollten. Gegen Mittag war die Umzingelung der Spartaner und Thespier vollendet. Todesmutig warfen sich die eingeschlossenen Helden auf die Feinde und furchtbar räumten ihre Lanzen unter denselben auf. Als diese zerbrochen waren, griffen sie zu den Schwertern; waren diese nicht mehr zu gebrauchen, so stritt man mit den Händen und Zähnen. Da fiel, wie ein Löwe kämpfend, Leonidas, und noch einmal entbrannte ein wütendes Ringen um seine Leiche. Zwei Brüder des Xerxes sanken zu Tode getroffen. Endlich setzte sich das zusammengeschmolzene Häuflein der Griechen müde nieder und empfing Mann für Mann den Todesstoß. Das ist der Heldenkampf bei Thermopylä, der Leonidas und seinen Streitern die Unsterblichkeit verliehen hat. Denn solange die menschliche Sprache klingt, wird man sie preisen als leuchtende Vorbilder der Hingebung ans Vaterland bis in den Tod.

8. Die Schlacht bei Salamis (20. Sept. 480 v. Chr.). — Zunächst zwar trug Leonidas' Heldentod keine sichtbare Frucht. Der Weg nach Mittelgriechenland stand jetzt den Persern offen. Noch in der Nacht, die dem Kampfe bei Thermopylä folgte, segelte die Flotte der Hellenen von Artemision nach Süden und ging bei der Insel Salamis vor Anker. An die Athener trat jetzt die Frage heran, was sie zur Verteidigung ihrer Heimat tun sollten. Sollte man dem Feinde zu Lande entgegengehen, wie bei Marathon, oder ihn hinter den Mauern der Stadt erwarten? Themistokles wußte die Volksversammlung zu überzeugen, daß beides nur zum Verderben gereichen könne, daß man die Vaterstadt preisgeben müsse, um mit aller Macht den Kampf zur See fortzusetzen. Nach seinem Antrag bestiegen alle streitbaren Männer die Schiffe. Weiber, Kinder und Sklaven wurden in Eile nach Salamis, Aegina und dem Peloponnes geflüchtet, und als

Xerxes endlich in Attika einrückte, fand er alles verlassen. Er vergalt die Niederlage bei Marathon, indem er Attika in eine Wüste verwandelte. Von ihren Schiffen aus konnten die Athener die Feuersäulen sehen, die ihre Burg, ihre Heiligtümer und Wohnstätten verzehrten. Unter den Griechen verbreitete sich deshalb ein solcher Schrecken, daß die Peloponnesier sofort nach dem Isthmos segeln wollten, wo ihr Landheer hinter einer eilig aufgeführten Mauer den Feind erwartete. Umsonst bewies Themistokles im Kriegsrate, daß man sich im Sunde von Salamis mit den Persern schlagen müsse; denn nur in einer Enge, nicht aber im offenen Meere könnten die Hellenen der Übermacht die Spitze bieten. Als die persische Flotte in endlosem Zuge heransegelte, waren die Peloponnesier weder durch Bitten noch durch Drohungen mehr zum Bleiben zu bewegen. Da griff Themistokles zu einer verwegenen List. Er sandte heimlich einen Sklaven zu Xerxes und ließ ihm sagen, er möge doch die schöne Gelegenheit nicht versäumen, die ganze hellenische Flotte in der Meerenge einzuschließen und gefangen zu nehmen. Xerxes fand den Rat ausgezeichnet. Sofort ließ er die Phönizier um Salamis herumsegeln und den westlichen Ausgang des Sundes verstellen, während die übrigen Schiffe die Griechen von Osten her einschlossen. Alles das geschah in tiefster Stille während der Nacht. Um Mitternacht, als die Führer der Hellenen sich eben aufs heftigste stritten, erschien Aristeides, der auf Antrag des Themistokles zurückberufen worden war und sich mit Mühe von Aegina her durch die feindlichen Schiffe hatte durchstehlen können, und ließ seinen alten Gegner herausrufen, um ihm zu sagen, alles Streiten sei umsonst, schon seien sie von den Persern eingeschlossen. Frohlockend offenbarte ihm Themistokles seine List. Jetzt hatten die Griechen keine Wahl mehr, sie mußten siegen oder untergehen. Bei Tagesanbruch — es war der 20. Sept. 480 v. Chr. — entflammte Themistokles durch eine feurige Rede den Mut der auf dem Gestade von Salamis versammelten Mannschaften. Dann gingen diese an Bord, und unter lautem Schlachtruf setzten sich die 380 hellenischen Schiffe gegen die noch doppelt so zahlreichen persischen in Bewegung. Der Athener Ameinias, ein Bruder des Dichters Aeschylos, war der erste, der einem Phönizier den Schiffsschnabel in den Bug rannte und ihn zu Grund bohrte. Bald

prallten die beiden Schlachtlinien auf allen Punkten aneinander, und ein heißer Kampf entbrannte. Die Athener hatten den schwersten Stand auf dem linken Flügel gegen die Phönizier, die noch immer ausgezeichnete Seeleute waren. Aber ihre stürmische Tapferkeit und die trefflichen Anordnungen ihres genialen Führers brachten die Feinde endlich zum Weichen. Dann kamen sie den Peloponnesiern zu Hilfe gegen die Jonier in der Perser Flotte und brachten auch hier die Entscheidung. Schiff um Schiff wurde angerannt und versenkt; es kam vor, daß persische Fahrzeuge, um sich zu retten, befreundete in den Grund bohrten. Als der Mond aufging, hatten die Hellenen den herrlichsten Sieg erfochten; Xerxes aber, der sein Auge von einer Anhöhe aus, Salamis gegenüber, an der Vernichtung der feindlichen Flotte hatte weiden wollen, hatte seine furchtbare Niederlage selbst mit angesehen. Dreihundert seiner besten Schiffe waren mit der ganzen Mannschaft versunken. Das war vor allem das Verdienst der Athener, die durch Zahl und Tapferkeit den Sieg entschieden hatten; aber auch die Aegineten, ihre alten Feinde, hatten ruhmreich gefochten. Nach der Schlacht traten die Feldherren zusammen, um darüber abzustimmen, welchen zwei unter ihnen der Preis des Tages gebühre. Da zeigte es sich auf den Stimmtäfelchen, daß jeder sich selbst den ersten, dem Themistokles aber den zweiten Preis zuerkannt hatte. Selbst die auf Athen so eifersüchtigen Spartaner erwiesen dem großen Manne, der bald nach der Schlacht als Gesandter bei ihnen erschien, Ehren, wie nie zuvor einem Fremden. Sie beschenkten ihn mit einem Kranz aus Ölzweigen und einem kostbaren Wagen, und ihre Ritter gaben ihm das Ehrengeleite bis an die Landesgrenze.

9. Mardonios und die Athener. — Noch war indes die Gefahr keineswegs vorbei. Mehrere Tage hindurch erwarteten die Griechen, Xerxes werde mit den ihm übrig gebliebenen Schiffen die Schlacht erneuern. Dies geschah jedoch nicht, der König gab vielmehr der geschlagenen Flotte den Befehl, nach Asien zurückzukehren. Aber noch stand das furchtbare Landheer unversehrt mitten in Griechenland. Da ließ Themistokles dem Xerxes melden, die Hellenen hätten im Sinne gehabt, seine Flotte zu verfolgen und die Brücken über den Hellespont zu zerstören; er habe sie aber davon abgehalten, der König

könne daher in aller Ruhe seinen Rückzug antreten. Diese neue List des schlauen Atheners tat die gewünschte Wirkung. Xerxes schöpfte Verdacht, die Griechen hätten wirklich im Sinn, nach dem Hellespont zu segeln, und Themistokles wolle ihn nur in trügerische Sicherheit wiegen. Wenn aber die hellenische Flotte siegreich im Hellespont erschien, wenn der König mit seiner Streitmacht abgeschnitten in Hellas stand, war da nicht zu befürchten, daß sich die Jonier und andere unzufriedene Untertanen empören würden? Xerxes beschloß daher, mit dem größten Teile seines Heeres nach Asien zurückzukehren. Griechenlands Unterwerfung zu vollenden, überließ er seinem Schwager Mardonios, der mit zahlreichen Truppen in Thessalien zurückblieb, um daselbst zu überwintern. Von Thessalien aus bot Mardonios den Athenern, in denen er mit Recht den Hort des Widerstandes erblickte, einen ehrenvollen Frieden an und versprach ihnen sogar, ihre Stadt wieder aufzubauen und ihr Gebiet zu vergrößern, wofern sie mit Persien gemeinsame Sache machen würden. Entrüstet wiesen sie eine solche Zumutung von sich. „Solange die Sonne ihre Bahn nicht ändert," erklärte die Volksversammlung auf den Antrag des Aristeides, „so lange werden wir kein Bündnis mit den Persern schließen." Den Spartanern aber, die schon gefürchtet hatten, die Athener möchten dem Mardonios Gehör schenken, ließen sie melden, sie sollten nur zur rechten Stunde zur Hilfe bereit sein.

10. Platää und Mykale (479 v. Chr.). — Im nächsten Frühling wälzten sich die Scharen der Perser abermals nach Süden, und da die Spartaner nach ihrer Gewohnheit zauderten, mußten die Athener ihre Stadt, die sie kaum aufzubauen begonnen, zum zweiten Male verlassen und nach Salamis flüchten. Mardonios wiederholte ihnen sein Anerbieten, aber ein Ratsherr, der es wagte, seine Vorschläge zu empfehlen, wurde von der Menge gesteinigt. Die Furcht, die Athener möchten sich doch noch von den Persern bereden lassen, bewog endlich die Spartaner, samt ihren peloponnesischen Verbündeten mit ganzer Macht herbeizurücken. Mardonios zog sich vor ihnen aus dem bergigen Attika in das flache Böotien zurück, um für seine starke Reiterei ein günstigeres Schlachtfeld zu gewinnen. Die Hellenen, die 70,000 Bewaffnete zählten und von dem Spartaner Pausanias, dem Vormunde des unmündigen

Sohnes des Leonidas, geführt wurden, folgten ihm und lagerten sich an den Abhängen des Berges Kithäron bei der Stadt Platää. Umsonst suchte Mardonios sie durch tägliche Neckereien in die Ebene hinunterzulocken. Pausanias suchte der Schlacht so lange als möglich auszuweichen. Ja, er stand schon im Begriffe, sich in eine gesichertere Stellung zurückzuziehen, als ihn die Perser auf dem Marsche überfielen. In diesem gefährlichen Augenblick erwies sich Pausanias als ein umsichtiger Feldherr. Die Spartaner hielten unerschütterlich dem Pfeilhagel der feindlichen Bogenschützen stand. Dann warfen sie sich Löwen gleich auf die persischen Scharen und drängten diese in hitzigem Kampfe zurück. Umsonst sprengte Mardonios selber an der Spitze seiner Reiterei gegen sie heran; von einem Steinwurf tödlich getroffen, sank er von seinem weißen Zelter herab. Jetzt fingen die Perser an zu fliehen. In ihrem festen Lager hielten sie wieder stand, und die Spartaner vermochten nicht, sich desselben zu bemächtigen. Inzwischen hatten die Athener unter der Führung des Aristeides auf dem andern Flügel eine dreifache Anzahl Thebaner, Thessalier und andere Griechen, die im Gefolge der Perser kämpften, mit ruhmwürdiger Tapferkeit überwunden. Jetzt eilten sie herbei und halfen durch Erstürmung des Lagers den Sieg vollenden. Unermeßlich war die Beute an Gold und Silber, prächtigen Gewändern, an Sklaven und Sklavinnen. Erstaunt fragten sich die Griechen, was so reiche Leute bewegen könne, das arme Hellas zu überfallen. Die Stadt der Platäer, in deren Gebiet die Schlacht geschlagen worden war, und die selbst tapfer gefochten hatten, wurde für heilig und unverletzlich erklärt. Einem Unterfeldherrn des Mardonios gelang es, mit einem Teil des Heeres unter dem Schutze der Reiterei zu entkommen und den Rückzug nach Asien zu bewerkstelligen. So vollendete dieser Tag die Befreiung Griechenlands, kein Feind stand mehr auf hellenischem Boden. — Schon waren aber die Hellenen von der Verteidigung zum Angriff übergegangen. Kühn war ihre Flotte unter dem Spartanerkönig Leotychidas und dem Athener Xanthippos nach Kleinasien hinübergefahren, um die Jonier zur Freiheit aufzurufen. Die Perser getrauten sich nicht, gegenüber den Siegern von Salamis das Meer zu behaupten. Sie zogen ihre Schiffe beim Vorgebirge Mykale, der Insel Samos gegenüber, aufs Ufer,

um sie in den Schutz eines dort befindlichen starken Landheeres zu stellen, und umgaben sie mit einem Verhau von Balken und Steinen. Aber ohne Furcht vor der gewaltigen Übermacht landete Leotychidas; die Hellenen stürmten, voran die Athener unter Xanthippos, die Verschanzungen, steckten die Schiffe in Brand und schlugen den Feind in wilde Flucht. Die nächste Folge dieses glorreichen Sieges war, daß die Griechen Kleinasiens sich aufs neue erhoben und sich dem Kampfe gegen ihre Bedrücker anschlossen.

X. Athens Glanzzeit.

1. Themistokles und die Spartaner. — So war die Kraft eines ganzen Weltreichs gescheitert an der Entschlossenheit einiger griechischer Kantone. Der Volksstaat von Athen und der Adelsstaat von Sparta hatten gemeinsam den Hellenen die Freiheit und damit ihre eigenartige Bildung gerettet. Aber kaum war die gemeinsame Gefahr vorüber, so brachen die alten Feindschaften unter den griechischen Staaten wieder aus. Niemand konnte leugnen, daß die Athener das Beste beim Freiheitskampfe getan; aber gerade die wunderbare Kraft und Kühnheit, die sie bei jeder Gelegenheit an den Tag legten, erfüllte ihre Nachbarn mit Neid und Mißgunst, namentlich Aegina und Korinth, die ehedem mächtigsten Seestädte von Hellas, die sich jetzt von den Athenern weit überflügelt sahen. Eben wollten diese frischen Mutes an den Wiederaufbau ihrer zerstörten Stadt gehen und die neue Stadtmauer nach dem einsichtigen Rate des Themistokles viel weiter und gewaltiger anlegen, als sie vordem gewesen. Da verboten ihnen die Spartaner auf Anstiften von Korinth und Aegina den Weiterbau unter dem Vorwande, eine so starke Festung könnte einem in Hellas einbrechenden Feinde Schutz gewähren. Themistokles ließ sich als Gesandter nach Sparta schicken; unterdessen legte nach seiner Anweisung das ganze Volk, Männer, Weiber und Kinder, nach Kräften Hand ans Werk. Als dies den Spartanern gemeldet wurde, leugnete Themistokles alles mit kecker Stirne und riet ihnen, sie möchten sich selbst durch eine Gesandtschaft an Ort und Stelle von der Unwahrheit des Gerüchtes überzeugen. Sie taten also, und die Athener

behielten nach Verabredung die spartanischen Gesandten als Geiseln für die Sicherheit des Themistokles zurück. Endlich, als er vernahm, daß die Mauern hoch genug seien, um einem Angriffe Trotz zu bieten, erklärte er den Spartanern offen, die Athener ließen sich von niemandem befehlen. Die Betrogenen machten gute Miene zum bösen Spiele, aber dem Themistokles schwuren sie Rache.

2. Aristeides stiftet den athenischen Seebund (476 v. Chr.). — Nach den Schlachten von Plataä und Mykale hätten die Spartaner den Perserkrieg am liebsten aufgegeben, da sie ja für sich nichts mehr zu fürchten hatten. Die Athener dagegen erklärten, sie würden den Kampf so lange fortsetzen, bis die Unabhängigkeit aller Hellenen, auch derjenigen in Asien, gesichert sei. Um nicht den Oberbefehl über Hellas zu verlieren, stellten auch die Spartaner noch einige Schiffe zu der gemeinsamen Flotte, und der Sieger von Plataä, Pausanias, sollte an der Spitze derselben die Befreiung der Griechen vollenden. Wirklich gelang es ihm, das feste Byzanz, den „Schlüssel zu Europa", den Persern zu entreißen. Aber mehr und mehr nahm der spartanische Oberanführer das Wesen eines herrischen Despoten an. Dumpfe Gerüchte gingen auf der Flotte von geheimen Unterhandlungen um, die Pausanias mit Xerxes pflege, um sich zum Herrn von Hellas unter persischer Oberhoheit zu machen. Schon führte er in persischer Tracht, von einer Leibwache medischer Söldner umgeben, das Schwelgerleben eines Satrapen. Als niemand mehr an seinem Verrate zweifelte, kündeten ihm die Verbündeten den Gehorsam und baten den Admiral der Athener, den allgemein beliebten Aristeides, den Oberbefehl zu übernehmen. Auf die Kunde von diesen Vorgängen riefen die Ephoren den Pausanias nach Hause und schickten einen andern Spartaner als Oberanführer nach der Flotte. Allein die Mehrzahl der Verbündeten wollte von diesem nichts wissen, worauf die Lakedämonier mit ihren peloponnesischen Bundesgenossen nach Hause fuhren und am Kriege keinen Teil mehr nahmen. Dafür schlossen jetzt alle Griechen auf den Inseln und Küsten, die sich von den Persern bedroht fühlten, ein ewiges Schutz- und Trutzbündnis mit Athen (476 v. Chr.). Aristeides gab der neuen Eidgenossenschaft Gesetze. Er bestimmte, wieviel Mannschaft, Kriegsschiffe und Geld jeder Ort zum gemeinsamen

Kriege zu liefern habe. Athen sollte die Führung haben und den Verwalter des Bundesschatzes bestellen. Dieser selbst wurde aber im Tempel des Apollo auf der Insel Delos verwahrt, und daselbst versammelte sich auch die Tagsatzung des Bundes, auf der jeder Ort, ob groß oder klein, eine Stimme hatte. Nachdem Aristeides seine Gesetze vollendet und die Bundesgenossen sie als gerecht und billig anerkannt hatten, versenkte er Eisenklumpen ins Meer, und die Verbündeten gelobten sich, ihr Bundesschwur solle gelten, bis das Meer die Eisenklumpen wieder emporgehoben habe. Begreiflich waren die Spartaner sehr unwillig, daß auf diese Weise die Hegemonie zur See auf die Athener überging. Eine Weile dachten sie daran, ihnen den Krieg zu erklären; dann besannen sie sich wieder eines andern, da sie im eigenen Bunde mit Abfall und Empörung zu kämpfen hatten, und verschoben die Rache auf gelegenere Zeiten. Dafür wurde ihnen aber die Genugtuung zuteil, den Mann ins Verderben stürzen zu können, welchem Athen vor allen seine Größe verdankte.

3. Ende des Themistokles. — Nach der Schlacht von Salamis war kein Name in Griechenland mehr gefeiert als der des Themistokles. Als die Hellenen zum erstenmal wieder seit ihrer Bedrängnis ihr Nationalfest zu Olympia begingen, da zogen nicht die Wettkämpfer aller Augen auf sich, wie sonst, sondern der große Athener, der anwesend war und in dem jedermann den Retter von Hellas bewunderte. In Athen selber nahm Themistokles in der nächsten Zeit unbestritten die erste Stelle ein. Die Führung des Krieges überließ er dem Aristeides und andern; aber rastlos arbeitete er an allem, was zur Stärkung der Vaterstadt beitrug. Vornehmlich betrieb er die Vermehrung der Flotte und die Befestigung der Stadt und ihrer Häfen. Allein seine überragende Größe erweckte bei vielen Neid und Haß. Auch brach die alte Zwietracht zwischen ihm und Aristeides wieder aus, der ebenfalls das Gedeihen der Vaterstadt wollte, aber auf andern Wegen und durch andere Mittel. Ein zweiter Nebenbuhler erwuchs dem Themistokles in Kimon, dem Sohne des Miltiades. Gleich dem Vater war dieser ein tapferer Krieger und trefflicher Feldherr. In glänzenden Waffentaten brach Kimon die letzten Burgen der Perser am Aegäischen Meere und am Hellespont und dehnte die Macht des Seebundes immer weiter

aus. Ein schöner, stattlicher Mann, leutselig und freigebig gegen jedermann, wurde er bald der Liebling des Volkes; ließ er doch von seinen Gärten sogar die Hecken wegnehmen, damit jedermann die Früchte darin genießen könne. Er schloß sich dem Aristeides aufs engste an und bekämpfte mit ihm den Einfluß des Themistokles. Insbesondere waren die drei Staatsmänner uneinig in ihren Ansichten, wie man sich den Spartanern gegenüber zu verhalten habe. Themistokles, der ihren unversöhnlichen Haß gegen Athen durchschaute, wollte jeden Anlaß benutzen, um ihnen zu schaden und ihre Macht zu brechen. Aristeides dagegen wollte mit ihnen Friede halten, und Kimon war ein förmlicher Spartanerfreund; im Grunde seines Herzens ein Aristokrat, fand er an ihren Einrichtungen weit mehr Gefallen als an denjenigen seiner Vaterstadt. So entbrannte abermals ein heftiger Parteistreit unter den Bürgern. Wieder mußte das Scherbengericht demselben ein Ende machen, und diesmal entschied es gegen den Themistokles. — Während dieser zu Argos in der Verbannung weilte, erreichte den Pausanias endlich die längst verdiente Strafe. Auch nach seiner Entsetzung hatte dieser das verräterische Spiel mit den Persern fortgetrieben, und die Spartaner hatten ihn jahrelang gewähren lassen, bis sie vernahmen, daß er mit dem Plane umgehe, sich mit Hilfe der Heloten zum Tyrannen aufzuwerfen. Jetzt befahlen die Ephoren, ihn zu greifen. Er floh in einen Tempel, wo er eingemauert wurde und verhungerte. Bald darauf erschien eine spartanische Gesandtschaft in Athen und klagte den Themistokles an, er habe um das Vorhaben des Pausanias gewußt und mit jenem gemeinsam Hellas an die Perser verraten wollen. Sicherlich war diese Anklage nichts als eine heimtückische Lüge. Aber Kimon war unedel genug, ihr das Gewicht seiner Worte zu leihen; abwesend wurde Themistokles als Hochverräter zum Tode verurteilt und sein ganzes Vermögen eingezogen. Jetzt erlebte Griechenland das unwürdige Schauspiel, daß der Retter seiner Unabhängigkeit einem gemeinen Verbrecher gleich durch athenische und spartanische Gesandte, die seine Auslieferung verlangten, von einer Stadt zur andern gehetzt wurde, bis ihm nichts übrig blieb, als zu den Persern zu fliehen. Artaxerxes, der Sohn und Nachfolger des Xerxes, nahm ihn großmütig auf. Der König gewährte ihm ein Jahr

Frist, während dessen er sich mit persischer Sprache und Sitte vertraut machte; dann ließ er ihn an den Hof kommen und bewunderte die Schärfe seines Verstandes. Er verlieh ihm drei Städte in Kleinasien als ein Fürstentum unter persischer Oberhoheit. Dafür sollte Themistokles dem König Pläne zur Unterwerfung von Hellas ausarbeiten. Bevor es jedoch so weit kam, starb der gewaltige Mann, wie es scheint, an einer Krankheit. In Griechenland aber glaubte man, Themistokles habe sich freiwillig den Tod gegeben, um nicht gegen sein Vaterland ziehen zu müssen.

4. Sieg Kimons am Eurymedon (um 470 v. Chr.). — Schon einige Jahre vorher war Aristeides aus dem Leben geschieden, ein reines Andenken seiner Bürgertugend hinterlassend. Jetzt war Kimon der Lenker des attischen Volkes und führte es zu neuen glanzvollen Siegen. Wieder sammelten die Perser eine Flotte in Kleinasien, um den Hellenen die Schmach ihrer Niederlagen zu vergelten. Da fuhr Kimon kühn mit 200 athenischen und 100 bundesgenössischen Schiffen gen Osten. Die Perser erwarteten das Eintreffen weiterer Verstärkungen in einem befestigten Schiffslager an der Mündung des Eurymedon, eines kleinen Flusses an der Südküste Kleinasiens. Kimon ließ seine Krieger ans Land gehen und erstürmte das feindliche Lager, wobei die Flotte am Ufer in seine Hände fiel. Dann vernichtete er in einer Seeschlacht ein phönizisches Hilfsgeschwader von 80 Schiffen in der Nähe der Insel Cypern, welche zu denen am Eurymedon hätten stoßen sollen. Dieser Doppelsieg vollendete das Werk, das bei Salamis und Mykale begonnen worden war (um 470 v. Chr.). Die Hellenen allerorten waren jetzt frei und brauchten, geschirmt von dem seegewaltigen Athen, die Übermacht der Perser nicht mehr zu fürchten. — Aber gerade deshalb drohte die von Aristeides gestiftete Eidgenossenschaft sich schon wieder aufzulösen. Seit die Gefahr vorüber war, fanden manche Bundesglieder die ihnen auferlegten Verpflichtungen lästig und weigerten sich, insgeheim von Sparta aufgereizt, ihnen nachzukommen. Die Athener aber betrachteten dies als Verrat und mit Recht; denn Zersplitterung und Zwietracht konnten den Persern jederzeit wieder den Weg nach Hellas bahnen. Sie unterwarfen daher die abgefallenen Städte mit Gewalt, stießen sie aber zum abschreckenden Beispiel aus

der Reihe der selbständigen Bundesglieder aus und machten sie zu zinspflichtigen Untertanen. Viele Städte zogen es auch freiwillig vor, statt Schiffen und Mannschaft dem allezeit kampflustigen Führervolke einen höhern Beitrag an Geld zu geben. So fiel die Last des Krieges mehr und mehr auf die Schulter der Athener. Dafür stiegen sie aber auch aus einem bloßen Vororte zu Herren des Seebundes empor und dieser verwandelte sich in ein athenisches Reich. Gleichsam zum Zeichen dessen wurde zuletzt auf Antrag der Bundesgenossen selber der eidgenössische Schatz von Delos nach Athen verlegt, das nun in jeder Hinsicht zur Hauptstadt des Bundesreiches geworden war.

5. Kimon und Perikles. — Während Athen mit seinen Flotten das Meer beherrschte, war seine tapfere Bürgerschaft, wie es in Freistaaten zu gehen pflegt, in Parteien gespalten, deren Ansichten über das, was dem Staate fromme, auseinander gingen. Die einen, an ihrer Spitze Kimon, neigten zur Aristokratie, zur Beschränkung der politischen Rechte auf die Vornehmen und Reichen, und wollten daher an den bestehenden Gesetzen und Einrichtungen möglichst wenig geändert wissen; die andern suchten dagegen die Rechte des Volkes nach Kräften zu erweitern. Arme und Reiche hatten in den schweren Zeiten die gleiche Hingabe an das Vaterland bewiesen; auch die vierte Klasse erfüllte jetzt ihre Wehrpflicht, indem sie auf der Flotte diente; da schien es nur billig, daß auch alle gleiches Recht genössen. Schon Aristeides hatte das gefühlt; auf seinen Antrag war die Bestimmung Solons, welche die vierte Klasse von den Staatswürden ausschloß, aufgehoben worden, und jeder unbescholtene Bürger konnte jetzt ohne Rücksicht auf sein Vermögen zu Amt und Ehren gelangen. Damit die Besetzung der Staatsstellen nicht Anlaß zu endlosen Parteikämpfen gebe, galt sogar als Regel, daß dieselben unter den Bewerbern verlost wurden. Doch mußte sich einer besinnen, bevor er sich zur Übernahme eines Amtes meldete; denn nach Ablauf seiner Amtsdauer hatte er Rechenschaft abzulegen, und schwere Strafen warteten sein, wenn er schlechter Verwaltung überwiesen wurde. Auch wurden diejenigen Behörden, bei denen es auf bestimmte Erfahrungen und Kenntnisse oder auf besondere Begabung ankam, wie z. B. die zehn Strategen, durch Wahl bestellt. Diese Neuerung des Aristeides genügte indes der

demokratischen Partei nicht; sie verlangte nach weiteren Änderungen der Verfassung. Insbesondere war ihr die Macht des Areopags, der selbst Beschlüsse des Rates und Volkes umstoßen konnte, verhaßt. Sollen, sagte man, Rat und Landsgemeinde von Athen, die jetzt über ein großes Reich zu regieren haben, sich von einer Handvoll ängstlicher Greise bevormunden lassen? Ein weiteres Verlangen war, daß die Rechtspflege so viel als möglich den aus dem Volke ausgelosten Geschwornengerichten übertragen werde. Und damit nicht nur Reiche im Rate und in den Gerichten sitzen könnten, sollten den Ratsherren und Geschwornen, die bis dahin ihre Verrichtungen unentgeltlich erfüllt hatten, mäßige Taggelder gezahlt werden. Solchen Bestrebungen stellte sich Kimon mit Heftigkeit entgegen, und bei dem großen Ansehen, das der gefeierte Held genoß, nicht ohne Erfolg. Aber ihm stand an der Spitze der demokratischen Partei ein Mann gegenüber, unter dem Athen die höchste Staffel des Ruhmes ersteigen sollte, Perikles. Wie Kimon, gehörte auch Perikles einer der vornehmsten attischen Familien an. Sein Vater war Xanthippos, der Sieger von Mykale, seine Mutter eine Nichte des Kleisthenes. Reich begabt an Geist und Körper, hatte er im Umgang mit den größten Denkern und Gelehrten seiner Zeit sich eine ausgezeichnete Bildung angeeignet. Alle die abergläubischen Vorurteile, in denen die Hellenen sonst befangen waren, hatte er abgelegt. Als er einst beim Eintritte einer Sonnenfinsternis auf dem Meere war und das ganze Schiffsvolk verzagte, hielt er einem Steuermann seinen Mantel vor die Augen und fragte ihn, warum er mehr erschrecke, wenn ein entfernterer Gegenstand ihm das Licht der Sonne verberge. Schon an seinen würdevollen Gesichtszügen sah man, daß er gewohnt war, sich mit hohen Gedanken zu beschäftigen; gemeine Lustbarkeiten waren ihm verhaßt. Mit der unerschütterlichen Ruhe eines Weisen verband Perikles eine Beredsamkeit sondergleichen. Selbst seine Feinde sagten, er gleiche dem olympischen Zeus mit dem Donner und Blitz, und auf seinen Lippen throne die Göttin der Beredsamkeit. Dennoch sprach er weder viel noch häufig; in minder wichtigen Dingen ließ er gern seine Freunde reden. Man verglich ihn daher mit dem Staatsschiffe „Salaminia", das sich auch nur bei besonderen Gelegenheiten zeige.

6. Sturz des Kimon. — Unter einem solchen Führer gewann die demokratische Partei mehr und mehr an Boden. Noch überwog jedoch der Einfluß des Kimon, bis sich dieser durch seine blinde Vorliebe für die Lakedämonier selber darum brachte. Eben rüsteten diese insgeheim gegen Athen zum Kriege, um endlich für den Raub der Hegemonie Rache zu nehmen; da wurden sie plötzlich von einem furchtbaren Schlage getroffen. Ein Erdbeben zerstörte ihre Stadt, wobei eine Menge Menschen das Leben einbüßte. Die Heloten und Messenier aber benutzten die Verwirrung, um sich zu empören, und die Spartaner sahen sich außerstande, ihnen zu wehren. In ihrer Todesnot wußten sie sich nicht anders zu helfen, als daß sie die Athener um Hilfe anflehten. Perikles wollte dem Gesuche kein Gehör geben. Einer seiner Freunde, Ephialtes, nächst Perikles der hervorragendste Redner der demokratischen Partei, rief der Volksversammlung zu: „Ihr werdet doch nicht ausziehen wollen, um den Feind der Athener wieder aufzurichten; laßt ihn am Boden liegen, damit sein Hochmut zertreten werde!" Allein Kimon nahm sich Spartas aufs wärmste an und beschwor seine Mitbürger, nicht zuzugeben, „daß Hellas auf einem Fuße lahm werde, daß Athen seines Nebenrosses beraubt werde." Wirklich vermochte er das Volk zu bewegen, daß es die Hilfe zusagte. Kimon eilte selber mit 4000 auserwählten Kriegern nach Sparta. Sobald jedoch die größte Gefahr vorüber war, wurden die Spartaner mißtrauisch und schickten das attische Hilfsheer plötzlich nach Hause. Diese schimpfliche Rücksendung brachte in Athen den Sturm zum Ausbruch. Die Erbitterung der Parteien stieg so hoch, daß beide nach dem Scherbengerichte riefen, und die Abstimmung entschied zu Ungunsten des Kimon, der in die Verbannung wandern mußte. Jetzt hatten Perikles und Ephialtes freie Hand, um die Volksherrschaft in Athen aller Fesseln zu entledigen. Insbesondere wurde die Macht des Areopags geschwächt, so daß ihm nur noch das Recht, über todeswürdige Vergehen zu urteilen, blieb. Kurz nachher wurde Ephialtes ermordet, ohne daß die Urheber des Verbrechens ausfindig gemacht werden konnten. Man schob aber die Schuld der aristokratischen Partei zu, der sich Ephialtes durch seine ungestüme Beredsamkeit aufs äußerste verhaßt gemacht hatte.

7. Erster peloponnesischer Krieg (459–451). Ende der Perserkriege (449). — Die Athener entfalteten nunmehr unter der Leitung des Perikles eine Tatkraft, die ihre Feinde mit Staunen und Schrecken erfüllte. Als in Aegypten ein Aufstand gegen die Perser ausbrach, sandten sie Heer und Flotte zur Unterstützung desselben ab. An den Mündungen des Nil erlitten die Perser eine neue Niederlage, und die attischen Hilfstruppen drangen bis nach Memphis, wo sie den Aegyptern die persische Besatzung in der Burg belagern halfen. Allein die Entfernung so vieler tapferer Krieger ermutigte die zahlreichen Feinde, die Athen zu Hause besaß, zum Losschlagen. Die Spartaner selber hatten zwar noch immer mit den Messeniern zu tun, dafür schickten sie ihre Bundesgenossen, vor allem die Korinther und Aegineten, die dazu keines Stachels bedurften, gegen Athen ins Feld. So kam es zum ersten großen Bruderkriege in Hellas. Da gleichzeitig der Kampf gegen die Perser fortdauerte, so geschah es, daß in demselben Jahre attische Bürger in Cypern, Phönizien, Aegypten, in Argolis, Megaris und Aegina den Heldentod starben. Fast überall waren die Athener siegreich. Schon schlossen sie ihre alte Todfeindin, Aegina, von der Land- und Seeseite her ein. Da landete ein starkes peloponnesisches Heer in Böotien und drohte, mit den Thebanern vereint in Attika einzufallen. Perikles eilte mit dem Reste der attischen Streitmacht — der größere Teil lag vor Memphis und Aegina oder befand sich zu Schiffe — den Feinden mutig entgegen. Bei Tanagra (unweit Platää) trafen die Heere aufeinander. Vor dem Kampfe erschien der verbannte Kimon und verlangte, daß man ihn mitfechten lasse. Als er abgewiesen wurde, ermahnte er seine Freunde, tapfer für das Vaterland zu kämpfen. Perikles und die Anhänger Kimons wetteiferten mit einander an Heldenmut; dennoch erlagen die Athener in zweitägiger Schlacht der Überzahl der Gegner und dem Verrate von Bundesgenossen, die mitten im Kampfe zum Feinde übergingen. Dieser wagte jedoch nicht, seinen Sieg zu verfolgen, und nur zwei Monate später machten die Athener ihre Niederlage gut, indem sie aufs neue in Böotien einfielen und das Heer der Thebaner bei Oenophyta auseinander sprengten. Jetzt trat Böotien und mit ihm fast ganz Mittelgriechenland freiwillig oder gezwungen dem athenischen Bunde bei;

selbst peloponnesische Städte und Landschaften schlossen sich an. Auch das trotzige Aegina wurde nach langer Belagerung bezwungen; es mußte seine Kriegsschiffe ausliefern, seine Mauern niederreißen und an Athen einen jährlichen Tribut entrichten. — Damit hatte aber das Kriegsglück der Athener seinen Höhepunkt erreicht. Ein erster herber Rückschlag traf sie in der Ferne. König Artaxerxes hatte ein gewaltiges Heer nach Aegypten gesandt, dem es gelang, die attischen Hilfsvölker im Delta einzuschließen und völlig zu vernichten. 200 athenische Kriegsschiffe, die in einem Nilarme lagen, wurden durch Abgrabung des Flusses aufs Trockene gesetzt und gingen mit der ganzen Mannschaft, mindestens 20,000 Matrosen und Soldaten, verloren. Als die Unglückskunde kam, war des Perikles erster Gedanke, daß Athen im Innern wieder einträchtig sein müsse, um nach außen stark zu sein. Auf seinen Antrag rief das Volk den Kimon zurück, und die beiden hochherzigen Gegner leiteten nun zusammen den Staat. Kimon vermittelte mit Sparta einen fünfjährigen Waffenstillstand. Dann ließ er sich noch einmal an die Spitze einer Flotte stellen, um den Übermut der Perser zu dämpfen. Er steuerte nach Cypern, wo eine Krankheit den noch im kräftigsten Mannesalter stehenden Helden dahinraffte. Mit dem toten Führer an Bord erkämpfte die athenische Flotte einen letzten großen Sieg über die Feinde bei einer cyprischen Stadt, die den gleichen Namen trug wie die ruhmreiche Insel in den Gewässern Athens, Salamis (449 v. Chr.). Damit nahmen die Perserkriege ein Ende. Nachdem Athen gezeigt, daß es noch immer die erste Seemacht der Welt war, knüpfte Perikles mit Persien Friedensverhandlungen an. Eine athenische Gesandschaft, an deren Spitze Kallias, der Oberpriester von Eleusis, stand, ging nach Susa. Der Großkönig Artaxerxes I., der Sohn des Xerxes, versprach, die Griechenstädte in Kleinasien nicht mehr zu beunruhigen und keine Kriegsschiffe ins Aegäische Meer einlaufen zu lassen. Dahin hatte es die glorreiche Tapferkeit des kleinen attischen Volkes gebracht, daß es dem größten Reiche Asiens siegreich gegenüberstand und ihm seine Küsten abgewann.

8. Athen verliert seine Landmacht (445). — Eine Weile hatte es den Anschein, als ob Athen für Griechenland das werden sollte, was Rom später für Italien wurde, der Kitt, der die unendlich

zersplitterte Hellenenwelt zu einem großen und starken Ganzen verband. Schon umfaßte die von ihm geleitete oder beherrschte Eidgenossenschaft nicht nur alle Seestädte auf den Küsten und Inseln des Aegäischen Meeres, sondern auch einen großen Teil des Festlandes. Ohne Kampf hoffte Perikles ganz Hellas zu einem großen Friedensbunde einigen und dadurch den ewig drohenden Bruderkriegen ein Ende machen zu können. Auf seine Veranlassung luden die Athener alle hellenischen Staaten ein, Gesandte in ihre Stadt zu schicken, um gemeinsam über die Wiederherstellung der durch die Perser zerstörten Heiligtümer, über die Sicherung des Verkehrs und des Friedens unter den Hellenen zu beraten. Allein dieser große Gedanke scheiterte, weil die Spartaner nichts davon wissen wollten; sie fühlten wohl, daß nicht mehr ihnen, sondern Athen die erste Rolle in einem gemeinhellenischen Bunde zugefallen wäre. Ihr ganzes Dichten und Trachten ging vielmehr dahin, die stolze Stadt von ihrer Höhe herunterzustürzen, und nur zu bald bot sich ihnen ein Anlaß dazu. In Böotien griffen die Gegner des athenischen Bündnisses zu den Waffen und stürzten in mehreren Städten die Regierungen, die Athen gewogen waren. Umsonst mahnte Perikles zur Vorsicht und umfassenden Vorbereitung. Rasch bildete sich in Athen ein Heer von 1000 Freiwilligen, meist Söhnen aus den ersten Familien der Stadt, und unter einem verwegenen Führer rückten diese voller Zuversicht in Böotien ein. Dort wurden sie aber bei der Stadt Koroneia unversehens von den Thebanern und andern feindlichen Böotiern mit großer Übermacht umzingelt und teils erschlagen, teils gefangen. Um die zahlreichen Gefangenen zu retten, deren Leben nach dem harten Kriegsrechte der Zeit in der Gnade des Siegers stand, mußten die Athener Böotien aus ihrem Bunde entlassen. Diese Niederlage ermutigte alle ihre Feinde. Überall brachen Aufstände aus; sogar Euböa, die Kornkammer Athens, fiel von ihm ab, und auch die Lakedämonier rückten mit ihren Verbündeten heran, um die gefürchteten Nebenbuhler zu erdrücken. In dieser Not zeigte sich Perikles wie der Fels, an dem sich die Brandung bricht. Die spartanischen Heerführer bewog er durch geschickte Unterhandlungen und, wie wenigstens die erzürnten Lakedämonier argwöhnten, auch durch Geld zu einem vorläufigen Frieden, der ihm freie Hand ließ, das aufständische Euböa

zum Gehorsam zurückzubringen. Obwohl der Friede in Sparta auf scharfe Gegnerschaft stieß, wurde er schließlich doch beschworen. Aber auch Athen mußte ein schweres Opfer bringen und fast alle Städte des Festlandes aus seiner Eidgenossenschaft entlassen. Dafür erkannte Sparta den übrigen Bestand seines Reiches an, und die beiden Mächte versprachen, sich gegenseitig keine Bundesgenossen abtrünnig zu machen und etwaige Streitigkeiten durch Schiedspruch zu schlichten (445 v. Chr.).

9. **Perikles' Verwaltung** (445—431 v. Chr.). — Noch immer war Athen mächtig und groß; noch immer waren ihm Hunderte von Städten auf den Küsten und Inseln des Aegäischen- und Marmarameeres, am Hellespont und Bosporus tributpflichtig, und daß es diese Herrschaft auf dem Meere nicht verliere, darauf richtete jetzt der große Staatsmann, der an seiner Spitze stand, sein Hauptaugenmerk. Seit dem Tode des Kimon gab es niemand mehr in Athen, der dem Perikles die erste Stelle hätte streitig machen können. Durch seine gewaltige Rede, seine makellose Uneigennützigkeit, seine staatsmännische Einsicht und seine erprobte Tüchtigkeit als Heer- und Flottenführer übte er einen so unbedingten Einfluß auf seine Mitbürger aus, daß er den Zeitgenossen wie der König von Athen erschien. Wie der Geschichtschreiber Thukydides sagt, folgte nicht er der Menge, sondern diese ihm; er schmeichelte ihr nicht, sondern sagte ihr die Wahrheit, auch wenn sie unangenehm zu hören war. Dennoch wurde er immer und immer wieder zu den höchsten Ämtern gewählt, zum ersten Strategen, zum Verwalter des Bundesschatzes, zum Bauherrn der Stadt, und nie mißbrauchte er seine Gewalt. Schon träumten junge Hitzköpfe von Eroberungszügen nach Sizilien und Karthago; er aber wußte, daß die Macht seiner Vaterstadt noch zu wenig feststand, um solche Abenteuer zu ertragen. Er strebte daher weniger darnach, das attische Reich zu vergrößern, wohl aber darnach, es zu erhalten und innerlich zu festigen. Immer kreuzten ansehnliche Flotten im Aegäischen Meere, die zugleich zur Einübung der Bürger und zur Einschüchterung der Feinde dienten. Abgefallene Bundesstädte brachte Perikles unerbittlich zum Gehorsam zurück. Auch kaufte er den Bundesgenossen Landstriche ab, auf denen ärmere Athener angesiedelt wurden, die aber ihr Bürgerrecht nicht aufgaben und die Interessen ihrer Vaterstadt mit Gut und Blut vertraten.

Nichts wurde versäumt, was den Wohlstand, die Kraft und das Ansehen Athens heben konnte. Die zerstörte Hafenstadt Peiräeus wurde nach dem Plane eines berühmten Architekten schön und regelmäßig mit geräumigen Plätzen und breiten, rechtwinklich aufeinanderstoßenden Straßen wieder aufgebaut und mit großartigen Hafenanlagen ausgestattet, die allen ähnlichen Bauten des Altertums zum Vorbilde dienten. Damit die anderthalb Stunden landeinwärts liegende Hauptstadt nie von ihrem Lebenselemente, dem Meere abgeschnitten werden könne, ließ Perikles sie mit den beiden Häfen Phaleron und Peiräeus durch drei gewaltige Mauern verbinden. Das Ganze bildete eine Riesenfestung, hinter der im Notfalle das ganze attische Volk mit seiner Habe Zuflucht finden konnte. Das unvergänglichste Denkmal aber hat sich Perikles dadurch gesetzt, daß er Athen zur Heimat der Kunst und Wissenschaft, zur geistigen Hauptstadt von Hellas erhob.

XI. Hellenische Kultur im Zeitalter des Perikles.

1. Die Prachtbauten des Perikles. Pheidias. — Die Griechen hatten von der Natur einen Sinn für das Schöne empfangen, wie kein Volk vor ihnen. Daher waren sie befähigt, in der Kunst Werke hervorzubringen, die bis heute unübertroffen dastehen. Während die Morgenländer ihre Gottheiten als Tiere oder Ungeheuer darstellten, wählten die Griechen zum Abbilde der ihrigen die schönste Gestalt der Schöpfung und schufen in ihren Götterbildern die vollkommensten und herrlichsten Darstellungen des Menschen. Der so edel abgebildeten Gottheit bauten sie auch die schönsten Wohnungen. Inmitten der Städte, am Markte, wo die Bürger täglich zusammenkamen, um ihre oder des Staates Angelegenheiten zu besprechen, auf weithinschauenden Felsmassen oder auch in der feierlichen Einsamkeit schattiger Haine erhoben sich ihre prächtigen Marmortempel, die mit ihrem reichen Schmucke an schöngeformten Säulen und kunstvollem Bildwerke noch heute als Vorbilder einer edeln und weihevollen Bauweise gelten. In ihrer Architektur, in deren Ausbildung die verschiedenen Stämme im Mutterland und in den Kolonien während des 7. und 6. Jahrhunderts v. Chr. gewetteifert hatten, unterschieden die Griechen zweierlei Baustile,

einen ältern, den sogenannten dorischen, dessen älteste bekannte Denkmäler in den Kolonien auf Sizilien und in Unteritalien getroffen werden, und einen jüngern, der in den Jonierstädten Kleinasiens entstand und deshalb den Namen des ionischen Stiles empfing.[1]) Beide Bauarten erreichten ihre höchste Vollendung in den Werken, womit Perikles als Vorsteher der öffentlichen Bauten seine Vaterstadt schmückte. Er fand dafür in dem ihm befreundeten großen Bildhauer Pheidias einen Werkmeister, wie die Geschichte der Kunst keinen zweiten aufzuweisen hat. Unter dessen Oberleitung wurde die Akropolis, ehemals die Kriegsburg, in eine erhabene Götterburg umgewandelt. Über breite Marmorstufen stieg man zu einem weithinschimmernden Säulentore, den Propyläen, empor, durch dessen fünf Durchgänge man auf die Höhe gelangte. Hier fiel das Auge zunächst auf ein ehernes Riesenstandbild der Pallas Athene, der Schutzgöttin der Stadt, das Pheidias aus der marathonischen Beute gegossen hatte, ein 70 Fuß hohes, gewaltiges Werk, in dem sich der kühne Mut und die Kraft Athens zu verkörpern schienen. Die im Sonnenschein blitzende Lanzenspitze und der wallende Helmbusch der Göttin waren das erste Wahrzeichen, das dem Schiffer draußen im Meere die Nähe der Hauptstadt verkündete. Ohne sich zunächst bei der Menge kleinerer Kapellen, Götter- und Heroenbilder in Erz und Marmor zu verweilen, die auf der Plattform standen, schweifte der Blick alsbald zur Krone des Ganzen, dem herrlichen Festtempel der jungfräulichen Göttin, dem Parthenon (d. i. Heiligtum der Jungfrau), den Perikles durch den Architekten Iktinos errichten und durch Pheidias und seine Schüler ausschmücken ließ. Wie die meisten Tempel der Griechen bildete er ein längliches Viereck; ringsum lief eine Halle von 58 mächtigen dorischen Marmorsäulen. Das Steingebälk über den Säulen prangte in den schönsten

[1]) Der Unterschied zwischen den beiden Baustilen springt am meisten an den Säulen in die Augen. Die dorische Säule ist schwer und gedrungen, ihr Schaft schwillt nach unten stark an, ruht unmittelbar auf dem Boden und hat einen einfachen Wulst als Kapitäl. Die ionische Säule dagegen ist schlanker, zierlicher, sie ruht auf einer besonderen Basis und hat ein spiral- oder schneckenförmiges Kapitäl. Eine Abart des ionischen Stils ist der korinthische, der sich durch die reiche Verzierung des Kapitäls mit blattförmigen Ornamenten auszeichnet und besonders in der Römerzeit zur Verwendung kam.

Farben, tiefblau, rot und gold, und von diesen Flächen hoben sich die ebenfalls bemalten Marmorbilder ab, welche, teils in halberhabener Arbeit aus Platten herausgemeißelt (Reliefs), teils als ganze Figuren in die Giebelfelder hineingestellt, die Außenseiten des Tempels schmückten. Noch sind diese Werke zum Teil erhalten, freilich von Zeit und Menschen traurig verstümmelt; allein selbst in diesem trümmerhaften Zustande erregen sie unsere Bewunderung und geben uns eine Ahnung von der erhabenen Kunst des Pheidias. Durch eine Vorhalle trat man in das Innere des Tempels, das nur durch eine Lücke in dem von Säulen getragenen Marmordache Licht empfing. In diesem dämmerigen Helldunkel leuchtete dem Eintretenden aus der Tiefe des Tempels ein wundersames Götterbild entgegen; es war die 36 Fuß hohe Statue der Athene, ebenfalls von Pheidias aus Gold und Elfenbein, das um einen Holzkern gelegt war, gefertigt, ein Meisterwerk, das seinesgleichen nur in dem von der gleichen Künstlerhand stammenden Zeusbild in Olympia hatte. In goldener Kriegsrüstung stand die Göttin da, die Augen waren blitzende Edelsteine, das elfenbeinschimmernde Antlitz atmete milde Hoheit. Die zahlreichen goldenen und silbernen Weihgeschenke, Schalen, Lampen und Prachtgeräte aller Art, welche die drei Schiffe des Tempels erfüllten, erinnerten daran, daß der verschlossene Hinterraum als Schatzhaus des Staates diente. Denn obwohl diese Bauten gewaltige Summen verschlangen, Perikles sorgte dafür, daß noch für alle Fälle ein wohlgefüllter Staatsschatz vorhanden war. Nördlich vom Parthenon erblickte man einen andern Prachtbau im Werden, das Erechtheion, einen Tempel ionischen Stiles, der, erst lange nach Perikles' Tod vollendet, mit dem Parthenon zusammen als das Höchste und Edelste galt, was die Baukunst im Altertum hervorgebracht. Große Maler verherrlichten die Geschichte Athens mit herrlichen Wandgemälden in einer Säulenhalle am Markt. Der Schönheitssinn, der aus diesen Werken entgegen leuchtete, ging auf das ganze attische Volk über und beseelte nicht nur die Architekten, Maler und Bildhauer, sondern auch die einfachen Handwerker, die es verstanden, den Gegenständen des gewöhnlichen Lebens, den bloßen Hausgeräten, wohlgefällige, schöne Formen zu verleihen. Bald waren die kunstvollen Arbeiten der attischen Handwerker in aller Welt berühmt und gesucht.

2. Theater. — Am Fuße der mit den edelsten Erzeugnissen der Kunst geschmückten Burg Athens konnte der Zeitgenosse des Perikles im Theater auch die reifsten Blüten der hellenischen Dichtung genießen. Es war bei den Griechen in alter Zeit Sitte gewesen, daß bei dem Feste des Weingottes Dionysos oder Bakchos ein Vorsänger unter Begleitung eines Chores die Wunder, die Taten und Leiden des Gottes erzählte und seine Schilderung mit lebhaftem Geberdenspiel begleitete. Nach und nach begann der Vorsänger vorzutragen und zu spielen, als ob er selber der Gott wäre, und die Personen des Chores verwandelten sich in die Begleiter und Genossen desselben, so daß die Zuschauer die Schicksale des Dionysos gleichsam leibhaftig vor sich erblickten. Bald wurden auch andere Götter- und Heldensagen, sowie Ereignisse aus der vaterländischen Geschichte in dieser Weise aufgeführt, und eine neue Form der Dichtung war damit gefunden, das Schauspiel oder das Drama. Seine Blüte erreichte das griechische Drama in den erschütternden Trauerspielen der drei großen attischen Dichter Aeschylos, Sophokles und Euripides, die alle drei zur Zeit des Perikles lebten. Die Sage erzählt, Aeschylos habe bei Salamis wacker mitgekämpft, Sophokles aber als Jüngling bei der Siegesfeier getanzt und Euripides sei am Tage der Schlacht geboren worden. Die Theater waren ursprünglich Holzbauten, welche man auf das Fest hin aufrichtete. Als aber in Athen einmal ein solches Holzgerüste zusammenbrach, erbaute man am Fuße der Akropolis ein steinernes Theater, dessen Sitzstufen teils in den Felsen gehauen, teils gemauert wurden, und bald erhoben sich nach diesem Vorbilde stattliche Theaterbauten in allen größern Griechenstädten. Immer aber blieb das Schauspiel für die Athener ein Teil des Gottesdienstes. Nicht alle Tage, nur bei der alljährlich wiederkehrenden Dionysosfeier, und nicht bei Nacht in geschlossenem Raume, sondern am hellen Tage unter freiem Himmel fanden die Aufführungen statt. Damit niemand von der erhebenden Feier ausgeschlossen sei, bewirkte Perikles, daß die Staatskasse jedem Bürger, der es verlangte, das geringe Eintrittsgeld bezahlte, das am Eingang des Theaters zur Deckung der Unkosten gefordert wurde. So versammelte sich denn das ganze Volk, vornehm und gering, Städter und Landleute, zur Zeit des großen Götterfestes auf den halbkreis-

förmigen Sitzstufen und lauschte da mehrere Tage hindurch den ergreifenden Dichtungen, die nicht nur an seinem Ohre, sondern auch an seinem Auge vorüberzogen. Ein Kampfgericht entschied, welchem von den Dichtern, die miteinander in der Verherrlichung der Feier wetteiferten, der Siegespreis für das schönste Stück gehöre.

3. Wissenschaft. — Im Gegensatze zu Sparta war Athen eine gastfreundliche Stadt, die jedem Fremden offen stand. Perikles selbst rief solche Männer herbei, deren Anwesenheit ihm zur Ehre oder zum Nutzen des Staates zu gereichen schien. Aber auch ohne besondere Aufforderung fühlten sich die hervorragendsten Geister Griechenlands nach Athen gezogen, wo sie sicher waren, Verständnis und Anerkennung zu finden. So der Jonier Herodot aus Halikarnaß in Kleinasien, der „Vater der Geschichte". Dieser hatte sich die hohe Aufgabe gestellt, den großen Kampf seines Volkes gegen die Perser zu schildern. Zu diesem Zwecke unternahm er Reisen nach Aegypten, Babylon, Persien und Medien, um Sitten und Vergangenheit all der Völker zu erforschen, welche Xerxes gegen Hellas geführt hatte. Was er vernahm, erzählte er mit verständigem, gerechtem Urteile, mit frommem, leidenschaftslosem Sinn in anmutiger Sprache wieder in seinem Werke, das für die Geschichts- und Völkerkunde des Altertums eine unschätzbare Fundgrube ist. Wahrscheinlich von Perikles dazu veranlaßt, las er einen Teil seines Buches in Athen unter lautem Beifall öffentlich vor und empfing vom Volke eine Belohnung von 10 Talenten. Nach Athen strömten die trefflichsten Lehrer in allen Wissenschaften, die sogenannten Sophisten oder Philosophen, Grammatiker, Naturforscher, berühmte Ärzte, wie Hippokrates, der Vater der Heilkunde, dem die Athener das Ehrenbürgerrecht schenkten, Astronomen, die in Perikles' Auftrag Himmelsbeobachtungen anstellten, die geschicktesten Ingenieure, Architekten usw. So vereinte die herrliche Stadt alle Schätze der hellenischen Kultur in sich und wurde der Herd aller höhern Bildung. Die attische Mundart erhob sich zur griechischen Schriftsprache, und „attischer Witz", „attische Feinheit" wurden sprichwörtlich wie „lakonische Kürze". Treffend sagt der Geschichtschreiber Xenophon: „Wer bedarf nicht der Stadt Athen? Nicht alle Länder, welche reich sind an Korn, an Herden, an Öl und Wein? Nicht alle, welche mit ihrem Gelde oder ihrem

Verstande wuchern können? Handwerker, Sophisten, Philosophen, Dichter, die, welche nach sehens- und hörenswerten Dingen begierig sind, die schnell vieles kaufen und verkaufen wollen; wo könnten sie dies alles leichter erlangen als in Athen?"

4. Die Menschlichkeit der Hellenen. — Wenn die Hellenen im stolzen Gefühle einer höhern Gesittung auf die Barbaren herabsahen, war das nicht ohne Grund. Ihr ganzes Wesen war edler, menschlicher. Die finstere Grausamkeit, welche die Religionen, die Handlungen der Herrscher und Völker im Morgenlande so häufig befleckte, war ihnen fremd. Glaubenshaß und Gewissenszwang waren bei ihnen Ausnahmen. Menschenopfer, wie sie in ältester Zeit wohl vorgekommen sein mochten, waren nirgends mehr unter ihnen üblich. Grausame Strafen, Kreuzigung, Verstümmelung der Gliedmaßen, Blenden und dergl., verabscheuten sie als barbarisch. Als man dem Pausanias nach der Schlacht von Platää riet, die Leiche des Mardonios ans Kreuz schlagen zu lassen, wie das dem Körper des Leonidas widerfahren sei, wies er diese Zumutung als einen Schimpf zurück; dies Verfahren sei eines Barbaren würdig, aber nicht eines Hellenen. Wie überall im Altertum, bestand auch in Griechenland die Sklaverei. Fast alle Arbeiten, die bei uns Dienstboten, Gesellen, Fabrikarbeiter und Taglöhner verrichten, wurden durch Sklaven besorgt, und auch der Ärmste suchte sich einen Sklaven zu halten. Aber die angeborne Menschlichkeit des griechischen Volkes, zumal der Athener, milderte das Los dieser Unglücklichen, so daß der Redner Demosthenes sagen konnte, in Athen genössen die Sklaven mehr Freiheit als an manchen Orten die Bürger. Am Leben durfte keiner gestraft werden ohne gerichtliche Verurteilung, und derjenige, welcher grausam behandelt wurde, konnte flüchten und seinen Herrn vor Gericht zwingen, daß er ihn an einen andern verkaufen mußte. Auch waren die Sklaven in der Regel gekaufte Barbaren, die meist aus despotisch regierten Ländern herstammten und daher schon an eine Art Unfreiheit gewöhnt waren; man scheute sich, Landsleute zu Sklaven zu haben.

5. Familienleben und Erziehung. — Das Familienleben der Hellenen war schon deshalb besser als im Morgenlande, weil die Vielweiberei, welche die Frauen zu Sklavinnen des Mannes

herabwürdigt, bei ihnen nicht üblich war wie dort. Die Frauen genossen daher hohe Achtung, wenn auch die Sitte sie streng auf das häusliche Leben beschränkte. Große Sorgfalt wurde auf die Erziehung der Jugend verwendet, insbesondere in Athen. Dabei bestrebte man sich, nicht sowohl den Knaben gewisse Kenntnisse beizubringen, die hernach im Leben sofort praktisch verwertet werden könnten, als vielmehr sie zu körperlich tüchtigen, geistig gesunden und sittlich guten Bürgern heranzuziehen. Diesen Zweck glaubte man zu erreichen durch den dreifachen Unterricht in der Grammatik, Musik und Gymnastik. Zur Grammatik gehörten Lesen, Schreiben und Rechnen. Dabei wurde das Lesen an den Handschriften der großen Dichter, namentlich am Homer geübt, und es gab Leute, die sich auf diese Weise die ganze Iliade und Odyssee einprägten. Unter der Musik verstand man nicht bloß die Tonkunst, sondern auch die Poesie, ja die sittliche Bildung überhaupt. Der Unterricht bestand nämlich darin, daß die Knaben heilige Gesänge, Vaterlandslieder, in Verse gefaßte Lehren und Denksprüche weiser Männer mitsamt den Melodien und der Begleitung auf der Zither auswendig lernten. Auf diese Weise sollte nicht nur ihr Gedächtnis und ihre Fertigkeit im Gesang und Saitenspiel geübt, sondern auch ihre Seele mit Ehrfurcht vor den Göttern, mit nachahmenswerten Vorbildern, mit schönen und edlen Grundsätzen erfüllt werden. Die Gymnastik endlich war die Turnkunst, die Ausbildung des Leibes, der die Athener, wie alle Griechen, die größte Wichtigkeit beimaßen. Vom 7. Jahre an bis etwa zum 16. besuchten die attischen Knaben täglich die Grammatik-, Musik- und Turnschulen, die meist von Privatlehrern gehalten wurden. War der Knabe zum Jüngling herangewachsen, so besuchte er die Gymnasien, die Turnplätze für Erwachsene, welche die Fürsorge des Staates angelegt hatte. Es waren das weitläufige Anlagen und Bahnen für den Wettlauf, mit Spring- und Ringplätzen, Schleuder- und Wurfständen, mit schattigen Baumgängen zum Ausruhen und Umherwandeln. Hier wurden die Übungen nicht mehr von Lehrern geleitet, sondern die älteren und geübteren Turner standen den jüngeren mit ihrem Rate bei. „In der Arbeit der Gymnasien“, sagt ein attischer Dichter, „wird der Jüngling herrlich aufblühen; seine Brust wird stattlich werden, seine Schultern gewaltig

und seine Glieder ebenmäßig.“ Aber auch die geistige Weiterbildung hörte keineswegs auf, wenigstens bei den Strebsameren und Begabteren. Seit den Perserkriegen gab es in Athen eine Menge Lehrer der Weisheit, Sophisten oder Philosophen, in deren Umgang der Jüngling sich den Inbegriff des damaligen Wissens aneignen konnte; unter Perikles begann der treffliche Sokrates seine Lehrtätigkeit. So wußten die Athener die Ausbildung des Geistes mit der des Leibes trefflich in Einklang zu bringen. Tapfer, abgehärtet und kräftig wie die Spartaner, übertrafen sie diese, wie alle übrigen Hellenen bei weitem an geistiger Regsamkeit, und in ihnen erscheint daher das Große, Schöne und Gute des griechischen Volksgeistes am vorzüglichsten ausgebildet.

XII. Der peloponnesische Krieg.

1. Entstehung (431 v. Chr). — Trotz der glänzenden Regierung des Perikles ballte sich allmählig gegen ihn und die von ihm geleitete athenische Demokratie ein Sturm zusammen. Im Innern wagten die heimlichen und offenen Gegner lange keinen offenen Angriff gegen den allmächtigen Mann; doch mit Nadelstichen suchten sie ihm beizukommen. So wurde der ihm befreundete Philosoph Anaxagoras, der die Sonne für einen glühenden Steinklumpen erklärt hatte, der Gottlosigkeit beschuldigt und zur Flucht aus Athen genötigt. Der greise Pheidias wurde unter der Anklage, er habe bei der Herstellung des Götterbildes der Athene Gold und Elfenbein veruntreut, in Untersuchung gezogen und starb vor Erledigung seines Prozesses im Gefängnis. Größere Gefahren aber drohten von außen. Vierzehn Jahre war es Perikles gelungen, den Frieden mit Sparta aufrecht zu erhalten. Da gab eine Fehde im Westen von Hellas Anlaß zu einem Brande, der die ganze Griechenwelt fast dreißig Jahre hindurch verheeren und ihre Blüte und Kraft für immer verzehren sollte. Korinth hatte sich mit seiner Tochterstadt Korkyra (Korfu) verfeindet und traf gewaltige Rüstungen zum Kampfe gegen sie. Die Korkyräer aber suchten den mächtigen Schirm Athens, indem sie durch Gesandte um Aufnahme in dessen Bund baten. Die Gewährung des Gesuches mußte den Haß, der stets in den Korinthern gegen Athen glimmte, wieder in offene Feindschaft

verwandeln, und leicht konnte es ihnen dann gelingen, Sparta und mit diesem den ganzen peloponnesischen Bund zum Kriege fortzureißen. Perikles sah das voraus; aber er dachte, daß der Wiederausbruch des Kampfes mit Sparta früher oder später doch unvermeidlich sei, und es erschien ihm als Gebot der Klugheit, einen so bedeutenden Zuwachs an Macht — Korkyra war der drittgrößte Seestaat Griechenlands — nicht zu verschmähen. So nahmen die Athener die Korkyräer in ihren Bund auf. Um indes die Korinther nicht unnötig zu reizen, versprachen sie ihnen nur Hilfe, falls sie auf ihrer Insel angegriffen würden, nicht aber für einen Angriffskrieg. Trotzdem jetzt Korkyra eine Bundesstadt der Athener war, erschienen die Korinther mit 150 Kriegsschiffen in der Nähe der Insel und gewannen in einer großen Seeschlacht den Sieg. Aber an dessen Verfolgung wurden sie durch attische Schiffe, die noch rechtzeitig herbeikamen, gehemmt. Zur Rache ermunterten die Korinther ihre Kolonie Potidäa auf der Halbinsel Chalkidike, die auch eine Bundesstadt Athens war, zum Abfall von diesem, klagten durch Gesandte die Athener in Sparta des Friedensbruches an und forderten in heftiger Rede, daß ihnen von Seite des peloponnesischen Bundes der Krieg erklärt werde. Athenische Gesandte, die wegen eines andern Geschäftes zufällig anwesend waren, warnten die versammelten Lakedämonier vor übereilten Schritten, und ein König, der des Perikles Gastfreund war, unterstützte sie. Aber die Mehrheit, die Ephoren an der Spitze, entschied für die Korinther. Damit begann im Jahre 431 v. Chr. der verderbliche Bürgerkrieg, der, weil der ganze peloponnesische Bund gegen Athen kämpfte, der peloponnesische heißt.

2. Ende des Perikles (429 v. Chr.). — Auch die übrigen Feinde Athens, die Thebaner und andere, erhoben sich im Bunde mit Sparta. Aber Perikles sah dem Krieg furchtlos ins Auge; im Vertrauen auf die stolze Seemacht, den wohlgefüllten Schatz und die langen Mauern glaubte er, daß Athen ihn länger aushalten könne, als die Feinde. Er wußte wohl, daß die Athener den Peloponnesiern, die viermal so viel Schwerbewaffnete ins Feld stellen konnten, zu Lande nicht gewachsen seien. Er bewog daher das Volk, das flache Land freiwillig zu räumen und den Krieg zur See zu führen, wo die Athener

ihren Gegnern durch die Zahl ihrer Schiffe und ihre vortreffliche Übung weit überlegen waren. Sobald daher die Spartaner mit ihren Verbündeten in Attika einfielen, flüchteten die Bewohner des offenen Landes mit ihren Familien und ihrer Habe hinter die langen Mauern, an welchen die Wut der Feinde wirkungslos abprallte. Freilich mußten jetzt die attischen Bauern und Gutsbesitzer zusehen, wie ihre Äcker und Saaten, ihre Olivenhaine und Weingärten verdorben und ihre Häuser niedergebrannt wurden. Aber Perikles vergalt diese Verwüstungen, indem er mit der Flotte die feindlichen Küsten und Inseln heimsuchte und brandschatzte. — Da gesellte sich im zweiten Kriegsjahre den Gegnern Athens ein Bundesgenosse bei, auf den keine menschliche Weisheit hatte gefaßt sein können. Durch Handelsschiffe wurde aus dem Morgenlande die Pest eingeschleppt. Fünf Jahre hindurch wütete diese gräßlich in der mit Menschen überfüllten Stadt. Unzählige, jung und alt, arm und reich, fielen ihr zum Opfer. Athen verlor ein Drittel seiner Bürgerschaft. Draußen tobte der Krieg, drinnen die entsetzliche Krankheit; war es da zu verwundern, daß das Volk in Verzweiflung an Perikles irre wurde und ihm an allem Unglücke schuld gab! Er wurde unter nichtigen Vorwänden zu einer schweren Geldbuße verurteilt und von der Staatsverwaltung ausgeschlossen. Und doch litt er mehr als mancher andere; seine besten Freunde, seine Kinder sah er ins Grab sinken. Standhaft hatte er alles ertragen; als er aber dem letzten Sohne den Totenkranz aufsetzte, da entstürzten heiße Tränen seinen Augen. Zwar erkannten die Athener ihr Unrecht und vertrauten sich wieder seiner bewährten Leitung an; aber auch ihn ergriff zuletzt die Seuche. Wehklagend umstanden seine Freunde das Sterbelager, wo er wie bewußtlos lag, und rühmten seine Taten; da erhob er sich plötzlich und sagte: „Freunde, ihr vergeßt das Beste, kein Bürger hat um meinetwillen das Trauerkleid angelegt.“ Nicht seinen hohen Geist, seine hinreißende Rede, nicht seine Feldherrenkunst hielt er für sein Bestes, sondern die Selbstbeherrschung, mit der er die höchste Gewalt geübt hatte, ohne sich je an einem Feinde zu rächen.

3. **Kleon und Brasidas. Der Friede des Nikias** (421 v. Chr.). — Athen war wie verwaist. Mit Perikles endete die stolze Reihe bedeutender Staatsmänner, die seit Solon ununterbrochen an

der Spitze der Stadt gestanden hatten. Wie wenig glichen diejenigen, die sich jetzt zur Leitung des Staates vordrängten, dem großen Toten! Da war der reiche Nikias, der Führer der Gemäßigten, ein redlicher Mann, aber ohne höhere Begabung, ohne Tatkraft und Entschlossenheit; dann sein Gegner, der Volksmann Kleon, ein Lederfabrikant, dem es an Zungenfertigkeit nicht fehlte, der deshalb alles am besten zu verstehen meinte, obschon er im Grunde weder den Krieg verstand, noch staatsmännische Einsicht besaß; um so geschickter war er darin, Andersdenkende mit gehässigen Schmähungen zu überhäufen. Aber selbst unter solchen Führern, nach so namenlosem Unglück blieb Athen aufrecht, so gut war der Grund, den Themistokles und Perikles gelegt hatten. Der Krieg dauerte fort mit wechselndem Glücke und wurde, wie alle Bürgerkriege, mit furchtbarer Grausamkeit von beiden Seiten geführt. Die Stadt Mytilene auf Lesbos, ein athenisches Bundesglied, war durch die Vornehmen zum Abfall verleitet worden. Eine gewaltige Flotte zwang sie zur Ergebung auf Gnade und Ungnade und die Athener ließen sich von dem leidenschaftlichen Kleon zu dem Beschlusse hinreißen, alle Männer zu töten und Weiber und Kinder in die Sklaverei zu verkaufen. Schon war das Schiff ausgelaufen, das der Flotte den grausen Blutbefehl überbringen sollte. Da schlug in Athen die Stimmung um; eine neue Volksversammlung widerrief trotz heftiger Gegenrede Kleons den Beschluß, und ein zweites Schiff, von aller Kraft der Ruderer vorwärts getrieben, kam noch gerade zur rechten Zeit, um die Ausführung desselben zu verhindern. Doch wurden die schuldigen Aristokraten, über tausend an der Zahl, hingerichtet. Wenige Monate später fiel Athens treueste Bundesstadt, das kleine Platää, nach zweijähriger Belagerung den Spartanern und Thebanern in die Hände. Weiber und Kinder waren rechtzeitig nach Athen in Sicherheit gebracht worden, und die Besatzung hatte sich erst ergeben, nachdem man ihr zugesichert, daß ihr nichts Unrechtes geschehen solle. Kaum hatte sie die Stadt verlassen, wurde sie bis auf den letzten Mann niedergehauen und Platää, dessen Heiligkeit die Spartaner einst selbst verkündet, dem Erdboden gleichgemacht. Ganz Griechenland wurde in den greuelvollen Krieg hineingerissen. Die aristokratisch regierten Gemeinwesen ergriffen die Partei Spartas, die demokratischen meist

diejenige Athens. Sogar innerhalb der einzelnen Städte zerfleischten sich aristokratische und demokratische Parteien mit wildem Grimme. — Endlich neigte sich die Wagschale zu Gunsten der Athener. Ein attischer Offizier, namens Demosthenes, hatte sich mit einer Kriegerschar an der Bai von Pylos in Messenien, die damals völlig unbewohnt war, festgesetzt und eilig eine kleine Feste aufgeführt, um von da aus die Messenier und Heloten zur Empörung aufzureizen. Alsbald eilten die Spartaner herbei und schlossen die Athener zu Land und zu Wasser ein. Sie besetzten auch das Inselchen Sphakteria, das die Bucht gegen das Meer hin absperrte. Aber mit keckem Mute wehrte sich Demosthenes auf seinem Felsen, bis eine athenische Flotte erschien, die den Eingang in die Bai erzwang und die Schiffe der Spartaner auf das Festland jagte. So war nicht nur Demosthenes gerettet, sondern auch vierhundert Lakedämonier, die sich auf Sphakteria befanden, durch die Schiffe der Athener völlig abgeschnitten. Noch wagten diese jedoch nicht, auf der Insel zu landen, um die Eingeschlossenen in ihre Gewalt zu bringen. Kleon erklärte daher die Feldherren für Feiglinge und prahlte, wenn er den Oberbefehl bei Pylos hätte, wären die Lakedämonier längst gefangen. Das Volk nahm ihn beim Worte; er war aber so klug, sich den tüchtigen Demosthenes als Unterfeldherrn beizugeben. Unter dessen Leitung erfolgte die Landung auf Sphakteria, die Lakedämonier wurden wirklich gefangen und im Triumphe von Kleon nach Athen gebracht. Sparta bot den Frieden an, um nur seine Bürger zu retten. Allein die Athener, voran Kleon, glaubten, nichts könne ihnen mehr mißlingen, und wiesen übermütig den Friedensantrag zurück. Da fanden die Spartaner einen Rächer in Brasidas, dem tatkräftigsten und umsichtigsten Manne, den sie besaßen. Da er seine Regierung ganz entmutigt sah, warb er auf eigene Faust ein Heer und eilte mit ihm in den Norden nach der Chalkidike. Hier kündigte er sich den athenischen Untertanenstädten als Bringer der Freiheit an und übte durch sein ritterliches Wesen und seine gewinnende Beredsamkeit auf sie solchen Zauber aus, daß eine nach der andern zu ihm abfiel; so auch das reiche Amphipolis. Der athenische Stratege Thukydides, der in jener Gegend die Macht seines Staates hätte wahren sollen, kam um wenige Stunden zu spät, um den Abfall

der wichtigen Stadt zu verhüten, und wurde deshalb auf Antrag Kleons verbannt. Thukydides verwandte nun seine unfreiwillige Muße darauf, die Geschichte des furchtbaren Krieges, der Hellas durchtobte, zu schreiben, und tat dies mit so unparteiischer Wahrheitsliebe und solcher Kraft der Darstellung, daß er mit Recht als der größte Geschichtschreiber des Altertums gepriesen wird. Um den Fehler des Thukydides gut zu machen, wurde Kleon, der jetzt in den Augen seiner Anhänger auch als großer Feldherr galt, nach der Chalkidike geschickt, diesmal aber ohne einen Gehilfen, wie Demosthenes. Bei Amphipolis kam es zur Schlacht, Kleon wurde geschlagen und fiel; aber auch Brasidas wurde tötlich verwundet. Nun waren beide Teile des Krieges satt; nachdem dieser zehn Jahre gedauert, wurde durch Vermittlung des Nikias ein Friede geschlossen, nach welchem beide Parteien zurück erhielten, was sie vorher besessen, und sich Freundschaft gelobten (421 v. Chr.). Das besonnene Ziel, das Perikles im Anfang des Krieges aufgestellt hatte, schien trotz aller Wechselfälle erreicht; Athens Seeherrschaft hatte dem Ansturm der Peloponnesier unerschüttert stand gehalten.

4. Alkibiades. — Aber der Friede war nicht von Dauer, vornehmlich durch die Schuld eines ehrgeizigen Atheners, des Alkibiades. Das war der Sproß eines altberühmten Geschlechtes und ein naher Verwandter des Perikles. Männliche Schönheit und ungewöhnliche Geistesgaben schmückten ihn; aber bei ihm zeigte sich, daß die herrlichsten Anlagen zum Verderben ausschlagen, wenn sie nicht mit sittlicher Kraft und Reinheit des Charakters gepaart sind. Schon in seiner Jugend hatte Alkibiades einen zügellosen Mutwillen an den Tag gelegt und eine schrankenlose Begierde, von sich reden zu machen. Einst wettete er mit Kameraden, er wolle einem angesehenen Manne eine Ohrfeige geben. Er tat es, ging indes am andern Tage zu ihm hin, leistete Abbitte und bot ihm seinen Rücken dar, um die verdiente Strafe zu empfangen. Der Beleidigte verzieh ihm und gab ihm sogar später seine Tochter zur Frau. Solche kecke Streiche vollführte er in Menge und es freute ihn ungemein, daß er dadurch zum Stadtgespräch wurde. So bezaubernd war indessen die Anmut des Jünglings, daß ihn selbst Sokrates äußerst lieb gewann. Die beiden wurden unzertrennliche Kampfgefährten und retteten sich gegenseitig das Leben in mehreren

Schlachten. Aber dauernden Einfluß vermochte der Weise nicht auf ihn auszuüben, und so trat Alkibiades vor die Volksversammlung, ausgerüstet mit allen Gaben des Staatsmannes, außer den nötigsten, der Mäßigung und der selbstlosen Vaterlandsliebe.

5. Der Feldzug nach Sizilien (415—413 v. Chr.). — Bald war Alkibiades der einflußreichste Mann in Athen, aber im Frieden glaubte er nicht genug glänzen zu können, ihn gelüstete nach Eroberungskriegen. Eine Stadt auf Sizilien bat Athen um Hilfe gegen das mächtige Syrakus. Wer Syrakus besaß, beherrschte die ganze Insel; dann konnte Athen daran denken, Herrin des ganzen Mittelmeeres zu werden. Die süßesten Hoffnungen berauschten den ehrgeizigen Alkibiades, und er wußte sie auch dem Volke mitzuteilen. Die Warnungen des Nikias hatten nur den Erfolg, daß die Athener eine stolzere Flotte als je aussandten, 134 Kriegsschiffe und 130 Proviantschiffe mit 6000 Bewaffneten und über 20000 Ruderern, sowie daß Nikias dem Alkibiades als Mitinhaber des Oberbefehls beigegeben wurde. Aber kaum hatte man vor Syrakus geankert, so erschien das Staatsschiff „Salaminia" mit dem Befehle an Alkibiades, sofort heimzukehren. Kurz vor der Abfahrt waren nämlich eine Menge Götterbilder in der Stadt nächtlich verstümmelt worden, wie es scheint, von trunkenen jungen Leuten aus vornehmen Häusern. Das Volk geriet über den Bubenstreich in unbeschreibliche Aufregung. Man beschloß, nicht nur gegen die Urheber dieses Frevels, sondern überhaupt gegen alle Religionsspötter einzuschreiten. Auch Alkibiades wurde als solcher von seinen Feinden angeklagt und sollte sich nun vor Gericht verantworten. Er hatte einmal gesagt: „Wenn es mein Leben gilt, so traue ich selbst meiner Mutter nicht." Diesem Grundsatze gemäß zog er es vor, auf dem Heimwege zu entfliehen. Als er hierauf abwesend zum Tode verurteilt wurde, rief er voll wilder Rachgier aus: „Ich will den Athenern zeigen, daß ich noch lebe," und ging nach Lakedämon. Von nun an war er der böse Geist Athens. Er wußte das Zutrauen der Spartaner zu gewinnen und bewog sie, sich Syrakusens anzunehmen, das Nikias schon bis aufs äußerste gebracht hatte. Auf seinen Rat sandten sie ihren besten Feldherrn, Gylippos, nach Sizilien, und kaum war es diesem gelungen, sich in die bedrängte Stadt hineinzuwerfen, so wandte sich das Glück.

Nikias, der an einer Krankheit litt, ließ sich einen Vorteil um den andern entreißen. Sumpffieber und andere Seuchen suchten die Athener in ihren ungesunden Lagerplätzen heim, und obschon eine neue stattliche Flotte unter Demosthenes Verstärkungen brachte, wurde ihre Lage schlimmer und schlimmer. Zuletzt sah Nikias ein, daß er heimkehren müsse; aber wegen einer Mondfinsternis, die er für ein böses Vorzeichen hielt, wagte der abergläubische Mann nicht abzusegeln. Inzwischen versperrten die Syrakusaner, die jetzt Hilfe von allen Seiten erhielten, mit verankerten Schiffen die Ausfahrt aus dem Hafen, in dem die athenische Flotte lag, und als diese endlich durchbrechen wollte, wurde sie nach hartem Kampfe besiegt. Die athenischen Krieger versuchten sich zu Lande zu befreundeten Städten durchzuschlagen; aber durch Nachtwachen, unaufhörliche Kämpfe und Hunger zu Tod erschöpft, fielen sie unter furchtbarem Blutbad größtenteils in die Hände des nachsetzenden Feindes. Schrecklich war ihr Los. Nikias und Demosthenes wurden hingerichtet, die Gefangenen in Steinbrüche gesperrt, wo sie im Sonnenbrande verschmachteten, und die Überlebenden in die Sklaverei verkauft. Das war das Ende der mit so stolzen Hoffnungen begonnenen Unternehmung, die Athen eine Flotte von über 200 Schiffen und 40000 Mann gekostet hatte (413 v. Chr.).

6. Alkibiades' Rückkehr (408 v. Chr.). — Jetzt brach das Unglück Schlag auf Schlag über Athen herein. Schon hatten die Spartaner ihre Einfälle in Attika wieder erneuert und sich hier auf Alkibiades' Rat dauernd festgesetzt, indem sie den Ort Dekeleia befestigten und von da aus Stadt und Land jahraus jahrein beunruhigten. Auch fuhr Alkibiades von einer athenischen Bundesstadt zur andern und bewog die meisten zum Abfall; nur wenige bewahrten die Treue. Zugleich brachte er ein Bündnis mit dem persischen Statthalter in Sardes zustande, der die Spartaner reichlich mit Geld versah, so daß sie eine große Flotte bauen und den Athenern auch zur See entgegentreten konnten. So verbanden sich Perser und Griechen zur Vernichtung des Staates, der Hellas vor dem Untergang gerettet. Da zeigte sich aber erst recht, welch wunderbare Kraft dem athenischen Volke innewohnte. Der Feldzug nach Syrakus hatte den Kern der Bürgerschaft, die besten Schiffe und unzählige Geldsummen verschlungen, und doch

stand Athen noch immer da, achtunggebietend und den Feinden furchtbar. Ja, das Glück fing an, ihm wieder zu lächeln. Alkibiades geriet mit einem der spartanischen Könige in bittere Feindschaft. Er mußte Sparta verlassen und ging zu dem Satrapen nach Sardes, den er jetzt zu Gunsten seiner Vaterstadt umzustimmen suchte. Als die Athener dies vernahmen, hoben sie das Urteil gegen ihn auf und erlaubten ihm die Rückkehr; sie riefen ihn sogar auf die Flotte und gaben ihm den Oberbefehl. Er rechtfertigte ihr Vertrauen durch glückliche Gefechte mit der spartanisch-persischen Seemacht. Geschmückt mit den erbeuteten Siegeszeichen kehrte er im Triumphe nach der Vaterstadt zurück, wie ein Gott von dem jubelnden Volke empfangen, das vergessen zu haben schien, welch schwere Wunden ihm der gefährliche Mitbürger geschlagen hatte.

7. Lysander. Die Schlacht bei den Arginusen (406 v. Chr.). — Aber die Spartaner stellten jetzt dem Alkibiades einen Mann entgegen, der an Talent ihm gleichkam und an gewissenloser Schlauheit ihn übertraf. Das war Lysander, der den Grundsatz hatte, Knaben müsse man durch Würfel, Männer durch Eidschwüre täuschen. Dieser wußte den neuen Statthalter der Perser, den jüngern Kyros, des Königs Bruder, gänzlich für sich zu gewinnen und reiche Geldmittel von ihm zu erhalten. Sorgfältig wich er jedem Zusammenstoß mit der Flotte des Alkibiades aus, bis dieser einmal ans Land ging und den Oberbefehl seinem Obersteuermann Antiochos anvertraute. Antiochos ließ sich gegen den Befehl seines Vorgesetzten mit Lysander in ein Gefecht ein und wurde geschlagen. Die Verluste der Athener waren nicht groß, aber sie genügten, um dem Alkibiades das Vertrauen des Volkes zu rauben. Man warf ihm vor, er habe die Flotte unfähigen Händen anvertraut, und entzog ihm den Oberbefehl, worauf er sich auf ein Landgut, das er am Hellespont besaß, zurückzog. An seine Stelle traten jetzt zehn Admirale und diesen gelang es, 406 v. Chr. der spartanischen Flotte, die auch den Führer gewechselt hatte, bei den Arginusen, einer kleinen Inselgruppe unweit Lesbos, eine schwere Niederlage beizubringen. Ein Sturm machte es jedoch den Befehlshabern unmöglich, die auf den zertrümmerten Schiffen dahintreibenden Seeleute zu retten und die Leichen nach heiligem Brauche zur Bestattung aufzufischen. Darob entstand in Athen eine furchtbare Aufregung.

Man beschuldigte die Admirale der Pflichtversäumnis und stellte sie vor Gericht. Theramenes, der Kapitän, der den Auftrag zu den Rettungsarbeiten bekommen, sie aber nicht hatte ausführen können, fürchtete Gefahr für sich und suchte ihr zuvorzukommen, indem er ohne Scheu die Menge nach Kräften gegen die Feldherren verhetzte. Das Schändliche gelang, sechs derselben wurden von dem verblendeten Volke verurteilt und hingerichtet. So verkehrte die Gewissenlosigkeit einzelner und der Unverstand der Menge die Siegesfreude in Grauen.

8. Schlacht bei Aegospotamoi. Athens Fall (405 bis 404 v. Chr.). — Die Spartaner dagegen ernannten wieder den Lysander zum Admiral und im Jahre 405 standen sich die zwei feindlichen Flotten gegenüber im Hellespont. Lysander lag auf der asiatischen Seite in einem befestigten Hafen, wo er vor jeder Überraschung sicher war, die Athener auf der europäischen in einer offenen Bai an der Mündung des Baches Aegospotamoi (Ziegenfluß). Wiederholt fuhren die Athener über die Meerenge, um Lysander aus seiner sichern Stellung zur Schlacht zu locken, aber vergeblich. Da wurden sie sorglos, die Feldherren erlaubten der Mannschaft, sich am Ufer zu zerstreuen, um Proviant zu holen. Umsonst ritt Alkibiades von seinem Gute herbei, um sie zu warnen. „Wir sind die Feldherren," antwortete man ihm, „nicht du." Nachdem das mehrere Tage so gegangen, erschien Lysander plötzlich vor der athenischen Flotte. Ein einziger Feldherr, Konon, hatte seine Pflicht getan und konnte sich mit zwölf Schiffen retten. Alle übrigen, 170 an der Zahl, fielen den Spartanern ohne Schwertstreich in die Hände und hernach auch die zerstreute Mannschaft am Ufer. Dreitausend Gefangene ließ Lysander ermorden. Athen war rettungslos verloren, es besaß kein Heer und keine Flotte mehr. Jetzt segelte Lysander vor die Hauptstadt und sperrte ihre Häfen; die spartanischen Könige hatten sie längst von der Landseite umzingelt. Jede Zufuhr wurde abgeschnitten, die Not der Belagerten wuchs mit jedem Tage. Da unterhandelten sie durch Theramenes wegen des Friedens, und während die Thebaner und Korinther schmählich genug die völlige Zerstörung Athens verlangten, begnügten sich die Spartaner damit, es so tief als möglich zu demütigen. Die langen Mauern, die Befestigungen des Peiräeus wurden unter Flötenschall

niedergerissen; alle Schiffe bis auf zwölf mußten ausgeliefert werden, und Lysander ließ sie angesichts der Besiegten verbrennen. Diese mußten auf alle Besitzungen außerhalb Attikas verzichten und den Lakedämoniern geloben, überallhin Kriegsfolge zu leisten. So war das Reich Athens vernichtet und dieses zur Vasallenstadt Spartas herabgesunken (404 v. Chr.). Noch lebte jedoch Alkibiades, und solange er atmete, schien den Spartanern Athen nicht besiegt. Deshalb verfolgten sie ihn mit tödlichem Hasse. Selbst bei den Persern in Kleinasien, wohin er geflohen war, wußten sie ihn zu finden. Gedungene Mörder zündeten sein Haus an; als er heraustrat, erlegten sie ihn aus der Ferne mit Pfeilschüssen. Das war das Ende des Mannes, der seiner Vaterstadt ein zweiter Perikles hätte sein können, der aber in seiner gewissenlosen Selbstsucht wie kein anderer zu ihrem jähen Sturze beigetragen hatte.

XIII. Sokrates und seine Schüler.

1. Die dreißig Tyrannen in Athen. — Während des Krieges hatten die Spartaner immer erklärt, ihr einziger Zweck sei, Hellas von der athenischen Zwingherrschaft zu befreien. Aber nach dem Siege zwang Lysander alle die ehemaligen Bundesgenossen Athens, nunmehr Spartas Oberherrlichkeit anzuerkennen, und legte ihnen höhere Tribute auf, als jenes je gefordert hatte. Er stürzte überall die demokratischen Verfassungen und setzte Oligarchien ein, d. h. er legte in jeder Stadt die Regierung in die Hände von einigen — gewöhnlich zehn — eifrigen Parteigängern Spartas, denen er zur Unterstützung und Überwachung spartanische Vögte mit peloponnesischen Besatzungen beigab. Diese „Zehnmänner" und Vögte erlaubten sich unter Lysanders Schutz die schnödesten Gewalttaten gegen die Unterdrückten, und die Volksfreiheit schien in Hellas keine Stätte mehr zu haben. Denn selbst in Athen ließ es die Bürgerschaft, durch Lysanders Drohungen eingeschüchtert, geschehen, daß eine kleine aristokratisch gesinnte Partei die demokratische Verfassung für aufgehoben erklärte und dreißig Männer aus ihrer Mitte mit unumschränkter Macht bekleidete. An der Spitze der Dreißig standen der verschmitzte Theramenes und Kritias, ein Dichter und Schriftsteller von Talent, aber

von grausamem, tückischem Gemüte, das selbst der Umgang mit dem weisen Sokrates nicht hatte veredeln können. Auf Antrieb des Kritias setzte sich die neue Regierung bald über alle Schranken des Gesetzes und der Menschlichkeit hinweg. Wer der Anhänglichkeit an die gestürzte demokratische Verfassung verdächtig schien oder den Oligarchen sonst im Wege stand, wurde hingerichtet oder verbannt und seiner Güter beraubt. Als Theramenes über die Folgen dieser Schreckensherrschaft endlich bedenklich wurde und gegen weitere Hinrichtungen Einsprache erhob, zwang Kritias auch ihn, den Giftbecher zu trinken. Jetzt erreichte das Blutregiment seinen Höhepunkt. Die Nachbarstädte füllten sich trotz eines Verbotes der Spartaner mit flüchtigen Athenern, namentlich Theben, wo sie freundliche Aufnahme fanden, weil die Thebaner anfingen, Sparta zu fürchten und zu hassen. Sie ließen es geschehen, daß einer der Geächteten, Thrasybulos, ein wackerer Kriegsmann, auf ihrem Gebiete eine Schar Vertriebener sammelte und den offenen Krieg mit den dreißig Tyrannen begann. Es gelang den Flüchtlingen sich des Peiräeus zu bemächtigen. Als Kritias sie daraus vertreiben wollte, wurde er geschlagen und fiel im Straßenkampf. Wohl eilte auf die Hilferufe der Dreißig der Spartanerkönig Pausanias mit einem Heere herbei, und wenn es nach dem Willen Lysanders gegangen wäre, würde die demokratische Erhebung erdrückt worden sein. Allein die Schandtaten der Oligarchen waren so offenbar, daß Pausanias nicht für gut fand, ihre Herrschaft den Athenern wieder aufzunötigen. Feierlich konnte Thrasybul in Athen einziehen und die demokratische Verfassung wieder herstellen. In schönster Weise zeigte das athenische Volk, daß es der Freiheit noch immer würdig war, indem es keine Rache übte und allgemeine Amnestie, d. i. ein Vergeben und Vergessen alles Geschehenen, anordnete. Nur die Dreißig mußten das Land meiden.

2. Sokrates' Tod (399 v. Chr.). — Indessen blieb im Volke eine Aufregung zurück, der einer der trefflichsten Männer des Altertums zum Opfer fiel, der weise Sokrates. Ursprünglich ein armer Bildhauer, fühlte er sich unwiderstehlich dazu hingezogen, über das, was den Menschen sittlich gut und tüchtig mache, nachzudenken, und das, was er erkannt, seinen Mitbürgern zu lehren. Er fand, daß die

gewöhnlichen Sophisten oder Lehrer der Weisheit der Jugend nur ein eingebildetes, oberflächliches Scheinwissen, eine eitle Redefertigkeit beibrächten, die dazu diene, das Wahre zur Lüge, das Recht in Unrecht zu verkehren, nicht aber die wahre Erkenntnis der Tugend zu fördern. Er verschmähte daher den Namen eines Sophisten und wollte nur ein Philosoph, d. i. ein „Freund der Weisheit" sein. Auch lehrte er nicht, wie die Sophisten, in Schulen und Privathäusern gegen Bezahlung, sondern draußen unter freiem Himmel im Gespräche mit alt und jung, dem Niedrigsten wie dem Höchsten. Wo viel Menschen zusammenkamen, auf dem Markte, in den Werkstätten, in den Hallen und Baumgängen der Gymnasien, da war er den ganzen Tag zu finden, und niemand verstand es wie er, begabte Jünglinge an sich zu fesseln und zum Denken anzuregen. So gewann er bald einen Kreis von begeisterten Jüngern um sich, von denen manche weither eilten, um des geliebten Lehrers Worte zu vernehmen. Einer fand, jede Minute, die er nicht mit Sokrates zugebracht, sei verloren. Weit über Hellas hinaus verbreitete sich sein Ruf; das Orakel in Delphi erklärte ihn für den weisesten aller Menschen. Er aber sagte: „Ich glaube es selber, weil ich nicht wie die andern wähne, etwas zu verstehen, wovon ich im Grunde nichts weiß." Als ein fremder Fürst ihn einlud, an seinen Hof zu kommen, ließ er ihm erwidern, es stehe ihm nicht wohl an, Wohltaten zu empfangen, die er nicht vergelten könne; in Athen kaufe man vier Maß Weizen um einen Groschen und das beste Quellwasser fließe umsonst. Als ein echter Weiser lebte er nämlich äußerst einfach. Gewöhnlich ging er barfuß; seinen Körper hatte er gegen Hunger und Durst, Schmerz und Mühsale jeder Art völlig abgehärtet. Aber er war kein mürrischer Sonderling, er war fröhlich mit den Fröhlichen und verschmähte es nicht, im Kreise seiner Jünger an festlichen Gelagen teilzunehmen. Von Angesicht war er häßlich, er spottete selbst über seine platte Nase und seine dicken Lippen; aber die Anmut seines Geistes machte ihn zum angenehmsten Gesellschafter. Dem Staate war er ein guter Bürger, er befolgte treulich die Gesetze und erwies sich im Krieg als der Tapfersten einer. — Dennoch erregte er großen Haß unter seinen Mitbürgern. Manchen hochmütigen Athener, der auf sein Wissen und Können pochte, hatte er durch einfaches Fragen beschämt;

andere hielten aufrichtig dafür, daß er die Jugend verderbe. Der witzige Aristophanes, der größte Lustspieldichter der Athener, stellte ihn auf dem Theater als den schlechtesten aller Sophisten, als einen Schwätzer dar, vor dem man die Jünglinge nicht genug warnen könne. Das Volk aber sagte sich: „Sind denn nicht Kritias und Alkibiades seine Schüler gewesen? Sind dies also die Früchte seiner Lehre?“ Die Priester beschuldigten ihn des Unglaubens, und zuletzt fanden sich Leute, die den greisen Denker, nachdem er bis zum siebzigsten Jahre unbehelligt gelehrt, vor Gericht forderten unter der Anklage, er sei von der väterlichen Religion abgefallen und verführe die Jugend. Sonst war in Athen mehr als anderswo die freie Rede heilig, und auch Sokrates wäre wohl leichten Kaufes davongekommen, wenn es ihm darum zu tun gewesen wäre. Allein er scheute den Tod nicht; mit stolzer Ruhe verteidigte er sich und erbitterte durch seinen Freimut das Gericht, das gewohnt war, die Angeklagten demütig flehen und bitten zu hören. So wurde er mit einer Mehrheit von wenigen Stimmen verurteilt. Die Ankläger hatten auf den Tod angetragen, nach athenischem Gesetz durfte jedoch der Angeklagte eine mildere Strafe vorschlagen. Sokrates erklärte, er habe als Wohltäter des Staates die höchste Ehre, nämlich die Speisung im Rathause auf Staatskosten, verdient. Da glaubten die zu Gericht sitzenden Geschwornen, er wolle sie verhöhnen, und verurteilten ihn zum Tode. Noch dreißig Tage verbrachte der Weise im Gefängnisse und bewahrte seinen trostlosen Freunden und Jüngern gegenüber, die ihn täglich besuchten, die unverwüstliche Heiterkeit des Geistes. Einem, der verzweifelnd ausrief: „Ach, daß du so unschuldig sterben mußt!“ erwiderte er: „Möchtest du lieber, daß ich schuldig stürbe?“ Ein anderer hatte alles zur Flucht vorbereitet, doch Sokrates weigerte sich und sprach: „Dem Gesetz des Vaterlandes muß man unter allen Umständen gehorchen.“ Am Tage des Todes unterhielt er sich lebhaft mit seiner Umgebung über die Unsterblichkeit der Seele; dann brachte ihm der Gerichtsdiener weinend den Schierlingsbecher. Er leerte ihn, sprach den Anwesenden Trost zu, legte sich aufs Lager und verschied mit der standhaften Ruhe, die ihn im Leben ausgezeichnet (399 v. Chr.).

3. Plato († 347 v. Chr.) und Aristoteles († 322 v. Chr.). — Aber der von Sokrates ausgestreute Same ging nicht verloren. Wie kein anderer hat er auf die geistige Entwicklung Griechenlands eingewirkt, vorzüglich durch seine Schüler. Der größte unter diesen war der Athener Plato, der dem geliebten Lehrer ein unvergängliches Denkmal setzte, indem er Gespräche dichtete, worin er ihm die herrlichsten und tiefsinnigsten Gedanken in den Mund legte. Nach Sokrates' Tod ging Plato tief erschüttert und voller Abneigung gegen die athenische Volksherrschaft ins Ausland. Da machte er aber die Erfahrung, daß an den üppigen, von Schmeichlern bevölkerten Fürstenhöfen für den Jünger der Wahrheit noch weniger ein Heim zu finden sei. Dionys, der Tyrann von Syrakus, ließ ihn sogar als Sklaven verkaufen. Durch seine Freunde wieder losgekauft, kehrte er nach seiner Vaterstadt zurück. Dankbare Schüler schenkten ihm Haus und Garten bei dem Gymnasium der Akademie (im Norden von Athen), wo er seine Lehrvorträge hielt, bis er im 80. Lebensjahre starb. Unter Platos Jüngern war wiederum der hervorragendste Aristoteles, der Sohn eines Griechen, der die Stelle eines Leibarztes am makedonischen Hofe bekleidete. Früh verwaist kam Aristoteles als 17jähriger Jüngling nach Athen, wo er bis zu Platos Tode blieb. Später berief ihn Philipp von Makedonien als Erzieher seines Sohnes Alexander zu sich; nach der Ermordung des Königs kehrte er jedoch nach Athen zurück, wo er in den Hallen und Baumgängen des Lykeions, eines andern attischen Gymnasiums, auf und ab wandelnd den wißbegierigen Jünglingen, die sich um ihn versammelten, Unterricht erteilte. Aristoteles war der größte Gelehrte und scharfsinnigste Denker der alten Welt. In seinem Geiste umfaßte er das ganze Wissen seiner Zeit, eine Reihe von Wissenszweigen gründete er neu, und anderthalb Jahrtausende hindurch waren seine Werke die Hauptquelle, aus der die Gelehrten aller Völker ihre Kenntnisse schöpften. Die von Plato und Aristoteles gegründeten Philosophenschulen in Athen bestanden viele Jahrhunderte hindurch bis tief in die christliche Zeit hinein, und die Bedeutung, welche die Namen „Gymnasium", „Akademie" und „Lyceum" noch heute für die höhere Bildung besitzen, sind gleichsam ein Sinnbild für die gewaltige Wirkung, welche Athen durch das große Denkerpaar auf das Geistesleben der Welt ausgeübt hat.

4. Xenophon. Rückzug der Zehntausend (401 v. Chr.). — Ein anderer Schüler des Sokrates war der athenische Geschichtschreiber Xenophon. Dieser setzte die hellenische Geschichte des Thukydides in würdiger Weise fort und erwarb sich auch durch andere Schriften hohen Ruhm, insbesondere durch seine Schilderung des „Rückzugs der Zehntausend", bei dem er sich selber als trefflicher Kriegsführer ausgezeichnet hatte. Der jüngere Kyros, der persische Statthalter in Kleinasien, wollte nämlich seinen Bruder, den Großkönig Artaxerxes II., vom Throne stoßen und sammelte zu diesem Zwecke mit Unterstützung der Spartaner 13,000 griechische Söldner. Mit diesen und 100,000 Asiaten drang er 401 v. Chr. von Sardes bis Mesopotamien vor. Bei Kunaxa, unweit Babylon, stellte sich ihm sein Bruder entgegen. In der Schlacht siegten die Griechen auf ihrem Flügel, aber Kyros fiel und durch Verrat wurden ihre Befehlshaber festgenommen und niedergemacht. So standen sie führerlos, von unzähligen feindlichen Heerscharen umschwärmt, mitten im fremden Lande, wo sie weder Weg noch Steg kannten, und verzweifelten schon an der Heimkehr. Da flößte Xenophon, der den Zug als Freiwilliger mitgemacht hatte, den Zehntausend — denn auf diese Zahl waren sie zusammengeschmolzen — Mut ein, stellte sich an ihre Spitze und führte sie unter den mannigfaltigsten Gefahren dem Tigris entlang nordwärts über die Gebirge Kurdistans und Armeniens, bis sie endlich freudetrunken das Schwarze Meer und die griechische Kolonie Trapezunt zu ihren Füßen erblickten, von wo sie verhältnismäßig leicht den Weg nach Europa fanden. Was mußte man aber von einem Reiche halten, das zehntausend Feinde in dieser Weise ungestraft mitten durchziehen konnten?

XIV. Thebens Größe.

1. Agesilaos und die Perser. — Mit dem Fall Athens war dessen Seeherrschaft auf Sparta übergegangen und dieses genoß eine Macht wie nie zuvor. Aber es benutzte sie nur zu einer brutalen Zwingherrschaft über die Hellenen. Weder Leben noch Freiheit, weder Ehre noch Eigentum waren vor dem Übermut seiner Vögte und Zehnmänner sicher. Und doch schirmte es nicht einmal die Hellenen gegen die Barbaren. Die Perser hatten sich die Demütigung Athens zunutze gemacht,

um von neuem an die Unterwerfung der Griechenstädte in Kleinasien zu gehen. Jahrelang ließen die Spartaner sie gewähren; hatten sie doch in dem Bündnis, das sie mit Persien gegen Athen eingegangen waren, ohne Scheu darein gewilligt, daß dem Großkönig alle Städte gehören sollten, die einst seine Vorfahren besessen hätten. Das Unternehmen des Kyros machte jedoch in die Freundschaft zwischen Persien und Sparta einen plötzlichen Riß. König Artaxerxes war über die offenkundige Unterstützung, welche sein Bruder bei den Spartanern gefunden hatte, äußerst ergrimmt, und als diese das merkten, trugen sie kein Bedenken mehr, den Hilferufen der asiatischen Griechen Folge zu leisten. Der Spartanerkönig Agesilaos wurde über das Meer gesendet und erfocht mehrere Siege in Kleinasien. Schon dachte er daran, einen Feldzug in das Innere des Perserreiches zu unternehmen, als ihn die Ephoren plötzlich nach Hause riefen, da halb Griechenland gegen Sparta in Waffen stand.

2. Konon. Der Friede des Antalkidas (387). — Der Übermut der Lakedämonier hatte selbst ihre treuesten Bundesgenossen, Korinth und Theben, mit solcher Erbitterung erfüllt, daß es nur wenig brauchte, um sie zum offenen Abfalle zu treiben. Da sandten die Perser heimlich Geld nach Griechenland und munterten allerorten zum Aufstand gegen Sparta auf. Die Thebaner schlugen zuerst los und Lysander fiel in einem Gefechte gegen sie. Durch den Anschluß von Athen, Korinth, Argos und einer Menge kleinerer Staaten wurde die Erhebung so drohend, daß Agesilaos zurückberufen werden mußte. Auf dem Rückweg traf er die Verbündeten bei Koroneia in Böotien und schlug sie. Aber noch vor der Schlacht hatte er Nachricht von einer Niederlage Spartas erhalten, die seinen Sieg mehr als aufwog. Der Athener Konon, der nach dem Unglückstage von Aegospotamoi in Cypern Zuflucht gesucht hatte, war von den Persern an die Spitze einer Flotte gestellt worden. Er hatte nur den einen Gedanken, Rache an den Lakedämoniern zu nehmen und die geliebte Vaterstadt wieder aus ihrer Erniedrigung zu erheben. Es gelang ihm, die spartanische Flotte bei Knidos im Südwesten Kleinasiens bis zur Vernichtung zu schlagen (394). Damit brach die Seeherrschaft der Lakedämonier jählings zusammen. Konon fuhr von Stadt zu Stadt, verjagte überall

ihre Vögte und Besatzungen und stürzte die Oligarchien der Zehnmänner. Dann segelte er nach dem Peiräeus, ließ unter dem Schutze der Perserflotte mit persischem Gelde die niedergerissenen Mauern wieder aufbauen, und die alte Feindin Spartas erhob sofort wieder drohend ihr Haupt. Dadurch erschreckt suchte dieses um jeden Preis Frieden mit den Persern zu machen. Es sandte einen schlauen Unterhändler, Antalkidas, nach Susa und scheute sich nicht, die Freundschaft des Großkönigs zu erkaufen, indem es die Bruderstädte in Kleinasien endgültig den Barbaren überlieferte (387 v. Chr.). Mit Beihilfe der Perser zwangen jetzt die Lakedämonier die übrigen Griechen zu einem Frieden, der den Grundsatz aufstellte, daß jede hellenische Stadt frei und selbstherrlich sein solle. In Wirklichkeit war aber diese „Freiheit" für die Spartaner nur ein Mittel, um die Bildung jedes gegen sie gerichteten Bundes zu verhindern und die vereinzelten Städte um so sicherer ihrer Herrschaft zu unterwerfen. Unter dem Vorwand, den Frieden zu vollstrecken, erlaubten sie sich nach wie vor die empörendsten Gewalttaten. Selbst Theben nahmen sie durch einen Gewaltstreich mitten im Frieden ein und übergaben die Regierung der Stadt einigen Ehrgeizlingen, die mit blutiger Strenge den Unwillen der Bürgerschaft niederhielten.

3. Pelopidas befreit Theben (379). — Viele der edelsten Thebaner entflohen der Tyrannei der spartanischen Besatzung und der von ihr beschützten Oligarchen und fanden freundliche Aufnahme in Athen. Hier verabredeten sie unter der Führung des Pelopidas, eines vornehmen, tapfern und kriegskundigen Mannes, eine Verschwörung zur Befreiung ihrer Vaterstadt. Eines Tages schlichen sich Pelopidas und seine Freunde als Bauern verkleidet in Theben ein. Einer ihrer Freunde und Mitverschwornen, der scheinbar zu den Machthabern hielt, hatte einen Teil derselben auf den Abend zu einem Gastmahle zu sich geladen. Nach dem Schmause verlangten die trunkenen Gäste nach Tänzerinnen, um nach griechischer Sitte das Mahl zu würzen. Diese erschienen und — es waren nämlich die Verschwornen in Frauengewändern — stürzten auf die Schlachtopfer los und stießen sie nieder. Die übrigen Gewalthaber wurden von Pelopidas in ihren Wohnungen aufgesucht und erschlagen. Am Morgen riefen die Verschwornen die

Bürger zusammen, die sie als Retter und Befreier begrüßten, und zwangen die fremde Besatzung, die auf der Burg lag, zum Abzug (379).

4. Epameinondas, Schlachten bei Leuktra und Mantinea (371—362 v. Chr.). — Wohl suchten die Spartaner den Schimpf durch Einfälle in Böotien zu rächen. Das Gebiet der Thebaner wurde verheert, aber diese behaupteten sich mit Hülfe der Athener hinter geschickt aufgeworfenen Befestigungen. Zuletzt schlossen die Spartaner einen allgemeinen Frieden; aber die Thebaner, die sie jetzt besonders haßten, wollten sie nur unter der Bedingung darein aufnehmen, daß sie die böotischen Landstädte, die sie ihrem Staat einverleibt hatten, frei gäben. Ja, erwiderte Epameinondas, wenn auch Sparta seinen Periöken die Freiheit gewähre. Als deshalb der Krieg seinen Fortgang nahm, fanden die Spartaner an der Spitze Thebens einen Mann, an dem alle ihre Tapferkeit und Kriegskunst zuschanden wurde, Epameinondas. Ihm und Pelopidas verdankt es Theben, wenn es am Abend der griechischen Geschichte neben Athen und Sparta einen ehrenvollen Rang einnimmt. Sonst galten die Thebaner mit Recht oder Unrecht für stumpfen und rohen Geistes; „böotisch" war für den Hellenen gleichbedeutend mit „plump und albern". Um so heller strahlt das Bild jener zwei Helden, die zu den trefflichsten Männern des Altertums gehören. Epameinondas, mit dem reichen Pelopidas durch die innigste Freundschaft verbunden, gehörte einer angesehenen, aber verarmten Familie an. Alle leiblichen Güter schätzte er gering, desto höher die geistigen; er hatte sich eine ausgezeichnete Bildung erworben, ohne darüber die Übung seiner Körperkräfte zu vernachlässigen. Um Staatsämter bewarb er sich nicht; als ihn jedoch seine Mitbürger, durch Pelopidas auf seine Tüchtigkeit aufmerksam gemacht, dazu beriefen, so entzog er sich ihnen nicht; denn er hielt es für seine Pflicht, dem Vaterlande nach Kräften zu dienen. So wurde er zum Retter Thebens. Schon war ein mächtiges Spartanerheer 371 v. Chr. in Böotien eingedrungen und stand bei der Stadt Leuktra. Epameinondas, zum Oberbefehlshaber der Thebaner ernannt, rückte unbedenklich dem Feind entgegen, wiewohl seine Streitmacht schwächer war. Bis dahin hatten die Griechen gewöhnlich in langen, gleichmäßig starken Linien gegeneinander gefochten, dann suchte in jedem der beiden Heere der rechte Flügel den feindlichen

linken zu umklammern, zu werfen und damit die Schlacht zu gewinnen. Epameinondas aber, der wußte, daß die Tapfersten der Peloponnesier mit dem König auf der Rechten kämpften, stellte dieser gegenüber seine Linke viermal so tief auf, als die Rechte. Weil deshalb im Kampfe der linke Flügel sich weit vorschob, während der rechte zurückblieb, erhielt diese Aufstellung den Namen der „schiefen Schlachtordnung". Den Kern des thebanischen linken Flügels bildete der feurige Pelopidas mit der heiligen Schar, 300 auserlesenen Kriegern, die geschworen hatten, zu siegen oder zu sterben. Gerade da, wo die Spartaner am stärksten zu sein glaubten, sahen sie sich mit unwiderstehlicher Wucht angegriffen. Anfangs fochten sie mit altbewährtem Mute; als aber ihr König mit den tapfersten Streitern gefallen war, wandten sie sich zur Flucht, und Epameinondas gewann den glänzendsten Sieg. Jetzt war der Glaube an die Unbesieglichkeit der Spartaner dahin, Theben war mit einem Schlage die erste hellenische Macht geworden und dehnte seine Hegemonie beinahe über ganz Mittel- und Nordgriechenland aus. Epameinondas setzte es sich zur Aufgabe, die von Sparta geknechteten Völker zu befreien. Er überschritt den Isthmos und suchte die noch eben so gefürchteten Lakedämonier in ihren eigenen Gauen heim. Ein unerhörter Schreck ergriff diese in ihrer offenen Stadt. Da erwies sich der alte Agesilaos als der Fels in der Not. Unter seiner Führung schlugen sie den Angriff der Thebaner auf Sparta zurück; aber sie konnten nicht hindern, daß Epameinondas das ganze Eurotastal verheerend durchzog. Dann wandte er sich nach Messenien und erlöste die unglücklichen Bewohner aus ihrer Sklaverei. Die meisten peloponnesischen Staaten rissen sich von Sparta los, vor allem die Arkadier, und schlossen sich Theben an. In dieser Not baten die Spartaner in Athen um Hilfe, wo man anfing, auf Thebens Macht eifersüchtig zu werden. Ganz Griechenland teilte sich für oder wider die Thebaner; selbst auf der Festfeier zu Olympia kam es zu wilden Kämpfen, welche die heilige Stätte mit Leichen bedeckten. Im Jahre 362 v. Chr. sah sich Epameinondas wieder genötigt, in den Peloponnes zu ziehen, um die dortigen Anhänger Thebens zu schützen. Bei Mantinea in Arkadien hatte sich die Streitmacht der Lakedämonier und ihrer Verbündeten gesammelt; auch athenische Hilfsscharen waren dabei. Wieder

ordnete Epameinondas kunstvoll sein Heer; als er aber im Begriffe stand, den Sieg zu vollenden, drang ein Wurfspeer in seine Brust. Die Ärzte erklärten, er werde sterben, sobald man das Eisen aus der Wunde ziehe. Ruhig wartete er in seinem Zelt, bis man ihm meldete, der Sieg sei errungen. Dann verlangte er noch zwei Unterfeldherren zu sprechen, denen er den Oberbefehl anvertrauen wollte. Als er die traurige Antwort erhielt, beide seien gefallen, sagte er: „Dann müßt ihr Frieden schließen!“ ließ das Eisen entfernen und verschied. Pelopidas war schon in früheren Kämpfen in Thessalien umgekommen, und Theben hatte niemanden, welcher die beiden hätte ersetzen können. Seine Größe, das Werk der beiden Helden, sank auch mit ihnen dahin.

XV. Der Freiheit Untergang.

1. Philipp von Makedonien. — Die Hellenen hatten ihre besten Kräfte im Kampfe widereinander verzehrt. Die Spartaner hatten die Athener vernichtet, ihre Macht war wiederum den Thebanern erlegen, und ingrimmige Feindschaften hatte der bald hundertjährige Bürgerkrieg überallhin ausgesäet. War es da ein Wunder, daß Hellas zuletzt die Beute eines Volkes wurde, das in jeder Beziehung weit hinter den Griechen zurückstand und ohne zwei hochbegabte Herrscher kaum mehr zu bedeuten hätte, als die Thrakier oder Illyrier! Es waren dies die Makedonier, ein barbarischer Stamm, der aber durch die an seiner Küste gegründeten zahlreichen hellenischen Pflanzstädte halbgriechisch geworden war. Ihre Könige rühmten sich sogar echt hellenischer Abkunft, nahmen teil an den griechischen Nationalfesten und luden griechische Künstler und Dichter an ihren Hof. Lange Zeit war ihre Macht indes unbedeutend gewesen. Da die Thronfolge nicht genau geregelt war, so brachen fast beim Tode jedes Königs wilde Streitigkeiten in der Herrscherfamilie aus. In einem solchen Thronstreite waren die Thebaner als Schiedsrichter aufgetreten, und Pelopidas hatte den jüngern Sohn des verstorbenen Königs, Philippos, als Geisel mit sich nach Theben genommen. Nach einigen Jahren durfte der Jüngling nach Makedonien zurückkehren, wo er nach dem Tode seines Bruders die Krone an sich riß. Bald legte der junge Fürst eine ungewöhnliche

Herrscherkraft an den Tag, die nur von seiner Klugheit und Gewissenlosigkeit übertroffen wurde. Nach dem Vorbild des Epameinondas, dessen Kriegskunst er in Theben hatte kennen lernen, schuf er sich aus seinen Makedoniern ein schlagfertiges Heer und erfand für dasselbe eine neue Schlachtordnung. Er stellte das schwerbewaffnete Fußvolk in einem länglichen Vierecke auf, 16 Glieder hintereinander, Mann an Mann dicht gedrängt. Als Hauptwaffe gab er ihm 16 Fuß lange Spieße, welche die fünf vordersten Glieder vorgestreckt hielten. Diese von Spießen starrende „Phalanx" war so furchtbar anzuschauen, daß später ein tapferer römischer Feldherr gestand, er habe davor gezittert. Sie bildete den festen Rückhalt für leichter bewaffnete Truppen und eine wohlgeschulte, zahlreiche Reiterei, die Philipp zum Angriff auf die Feinde einstürmen ließ. So gerüstet, bewältigte Philipp manche umliegende wilde Völkerschaft; doch ihn gelüstete nach Größerem. Er sah die Hellenen, von denen Makedonien noch eben abhängig gewesen war, unter sich zerrissen und verfeindet und baute darauf seinen Plan, sich der Herrschaft über sie zu bemächtigen.

2. Der neue athenische Bund. — Weder Theben noch Sparta hatte er dabei zu fürchten. Aus jenem schien mit dem Tod des Epameinondas alle Kraft gewichen; dieses war durch die Losreißung Messeniens und die Auflösung des peloponnesischen Bundes für immer gelähmt. Nur Athen besaß wieder eine Macht, die Philipp gefährlich werden konnte. Es hatte sich allmählich von seiner furchtbaren Niederlage erholt und während der Kämpfe zwischen Theben und Sparta wieder eine starke Flotte geschaffen. Tüchtige Staatsmänner und Feldherren standen an seiner Spitze, die es unternahmen, den alten Seebund zu erneuern. Sie schickten nach allen Inseln und Küstenstädten Gesandte und gewannen mehr als 70 Städte für den Bund, der auf gerechtester Grundlage ruhen sollte. Kaum hatte jedoch diese neue Eidgenossenschaft zwei Jahrzehnte bestanden, so fielen eine Reihe der wichtigsten Bundesglieder wieder ab. Die Athener waren aber nicht mehr die alten. Aus einem Volke von Helden waren sie ein solches von Gelehrten, Künstlern, Kaufleuten und Handwerkern geworden, die sich nur ungern durch den Krieg in ihrer friedlichen Beschäftigung stören ließen. Statt daher selber zu den Waffen zu greifen, ließen sie Söldner

für sich kämpfen. Aber obwohl die Reichen schwere Steuern bezahlten, brachten die Athener doch die Mittel nicht auf, die zum Unterhalt größerer Truppenmassen notwendig gewesen wären, da sie den größten Teil der Staatseinkünfte vergeudeten. Die Bürger ließen sich nicht nur für ihre Teilnahme an den fast jede Woche stattfindenden Volksversammlungen vom Staate Sold bezahlen, sie empfingen sogar bei den zahlreichen öffentlichen Festen Spenden aus der Staatskasse, um dieselben durch eine bessere Mahlzeit zu feiern. So verschmausten die Athener das Geld, dessen sie zu einer kräftigen Kriegsführung bedurft hätten, und diese Schwäche machte sich Philipp zunutze. Zunächst nahm er eine Reihe der an der makedonischen Küste befindlichen griechischen Kolonien weg. Obwohl sich darunter Bundesstädte der Athener befanden, schauten diese, von dem König teils durch Versprechungen betört, teils durch den Krieg gegen die abgefallenen Bundesgenossen gehemmt, lange untätig zu.

3. Der heilige Krieg gegen die Phokier. Demosthenes. — Allerorten arbeitete die Uneinigkeit der Griechen Philipp in die Hände. Die Thebaner hatten einen großen Haß auf ihre westlichen Nachbarn, die Phokier, geworfen, weil diese von ihrem Bunde abgefallen waren. Sie beschuldigten die Phokier, sie hätten ein dem Orakel zu Delphi gehöriges Feld weggenommen, und bewirkten, daß der Gotteshausbund sie zu einer schweren Geldbuße verurteilte. Statt zu zahlen, griffen die Phokier zu den Waffen, plünderten den reichen Tempelschatz des Orakels und warben damit Söldner an. So entbrannte ein „heiliger Krieg“, in welchem die „Tempelräuber“ sich mit Glück der Thebaner und andern Amphiktyonen erwehrten. Gleichzeitig befehdeten sich in Thessalien zwei Parteien mit wütendem Hasse. Die eine rief die Phokier, die andere Philipp von Makedonien zu Hilfe. So weit hatte es die Zwietracht der Hellenen gebracht, daß sie den Löwen selbst ins Gehege riefen. Es kam in Thessalien zu einer großen Schlacht, in welcher Philipp die Phokier völlig besiegte. Schon stand er im Begriffe, sie nach Mittelgriechenland hinein zu verfolgen, als ihm bei den Thermopylen eine athenische Armee und Flotte entgegentrat und ihn zur Umkehr nötigte. Längst war man in Athen über den gewalttätigen und wortbrüchigen König erbittert, und ein Mann lebte dort, der es sich

zur Lebensaufgabe machte, ihm entgegenzutreten, Demosthenes, der größte Redner des Altertums und letzte große Staatsmann der Hellenen. Sohn eines wohlhabenden Waffenfabrikanten, war er mit sieben Jahren Waise geworden und ungetreue Vormünder hatten ihm den größten Teil des väterlichen Erbgutes verschleudert. Die Mutter versäumte jedoch nichts in seiner Erziehung, und sobald er volljährig geworden war, zog er die treulosen Vormünder vor Gericht. In diesem Prozeß, der sechs Jahre dauerte, bildete er sich zum vollendeten Redner aus. Demosthenes hatte von der Natur einen scharfen Verstand und ein feuriges, für alles Edle und Hohe begeistertes Gemüt empfangen, aber es hing ihm eine gewisse Schüchternheit und Unbeholfenheit an. Es gebrach ihm an Kraft der Stimme, seine Brust war schwach, seine Aussprache unrein, seine Haltung ängstlich und linkisch. Daher hatte er bei seinem ersten Auftreten als Redner wenig Glück. Aber mit der ihm eigenen Willensstärke bekämpfte er diese Naturfehler, bis er sie besiegt hatte. Am Meeresgestade überschrie er die tosende Brandung der Wellen, damit er das Brausen der Volksversammlung mit seiner Stimme beherrschen lerne. Mit Kieselsteinchen im Munde suchte er deutlich zu sprechen, um des Stammelns Herr zu werden. Er ging steile Berge hinan und sagte dabei laute Reden her, um seinen Atem an längere Ausdauer zu gewöhnen. Unablässig übte er sich in würdiger Körperhaltung, angemessenem Geberdenspiel und richtiger Betonung. Ebenso unablässig war er aber auch bemüht, an den großen Schriftstellern seinen Geist zu bilden. Das Geschichtswerk des Thukydides soll er achtmal mit eigener Hand abgeschrieben haben. Endlich wagte er es, von feuriger Vaterlands- und Freiheitsliebe getrieben, in der Volksversammlung das Wort zu ergreifen, und die schmucklose Einfachheit, die eindringliche Kürze und ernste Gedankentiefe seiner Worte rissen die Athener, die ihn früher verlacht hatten, zur Bewunderung hin. Demosthenes erkannte beizeiten die Gefahr, welche der Freiheit Griechenlands von Philipp drohte, und sein ganzes Sinnen und Trachten ging dahin, die Athener und übrigen Hellenen über des Königs Pläne aufzuklären und sie zum Handeln zu bewegen, ehe es zu spät war. Freilich hatte er dabei nicht nur mit der Unlust der Bürgerschaft zu großen und kühnen Unternehmungen zu kämpfen, sondern auch mit erkauften Verrätern,

die ihre Beredsamkeit und ihren Einfluß auf die Menge ganz in den Dienst des verschlagenen Makedoniers stellten. — Philipp hatte sich inzwischen wieder nach Norden gewendet, um die letzten freien Griechenstädte an den Grenzen Makedoniens, diejenigen auf der Halbinsel Chalkidike, zu vernichten. Diese Städte bildeten einen Bund, dessen Haupt Olynth, die mächtigste und blühendste unter ihnen, war. Flehentlich baten die Olynthier Athen um Beistand. Bisher hatte zwischen den beiden Städten Feindschaft geherrscht; aber Demosthenes entfaltete in seinen „olynthischen" Reden eine solche überzeugende Kraft, daß die Athener beschlossen, den Bedrängten Unterstützung zu gewähren. Allein anfänglich war die Hilfe, die sie leisteten, zu gering, und als sie endlich mit voller Macht ausrückten, war es zu spät. „Entweder sie nicht in Olynth oder ich nicht in Makedonien," sagte Philipp, und eroberte die Stadt durch Verrat, ehe die athenische Flotte anlangte. Barbarisch hauste der Sieger. Mit kalter Grausamkeit ließ er die dreißig Städte der Chalkidike zerstören und die Bewohner in die Sklaverei verkaufen. Umsonst suchte Athen auf die Schreckenskunde die anderen Griechenstaaten zum Kampfe gegen den Zerstörer so vieler blühenden Hellenenstädte mit fortzureißen. Gerade in diesem Augenblick schloß Theben mit Philipp ein geheimes Bündnis gegen die Phokier. Und während der König die Athener durch Friedensunterhandlungen täuschte, drang er rasch durch die Thermopylen in Mittelgriechenland ein und zwang im Verein mit den Thebanern die Phokier, sich ihm auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Deren Städte wurden geschleift, der ganze Stamm aus dem Gotteshausbunde ausgestoßen und seine Stimme auf den König von Makedonien übertragen, dem jetzt als Beschirmer des delphischen Gotteshausbundes die höchsten Ehren erwiesen wurden.

4. **Die Schlacht bei Chäroneia** (338 v. Chr.). — Den Athenern blieb nichts übrig, als das, was sie nicht zu ändern vermochten, geschehen zu lassen. Demosthenes selbst riet zum Frieden, damit nicht Makedonien, Theben und andere Mitglieder des Gotteshausbundes vereint über Athen herfielen. Aber mit unermüdlicher Tatkraft suchte der große Mann, dessen Einfluß auf seine Mitbürger beständig im Wachsen war, die Vaterstadt zum entscheidenden Waffengange zu rüsten. Das Heer- und Seewesen wurde auf seinen Antrieb verbessert, nach

allen Seiten Bündnisse angeknüpft und Philipps Pläne überall durchkreuzt. Dieser hatte mittlerweile ganz Thrakien unterjocht und schickte sich an, auch Byzanz zu erobern, um die Meerstraße in seine Gewalt zu bringen. Die Athener erschienen jedoch mit solcher Macht am Bosporus, daß Philipp seine Belagerung aufgeben mußte. Da wollte es das Unglück Griechenlands, daß das Orakel in Delphi zu einem neuen „heiligen Kriege" gegen die Lokrer Anlaß gab, weil auch sie ein Stück gottgeweihtes Land in Besitz genommen hätten. Philipp erhielt von den verblendeten Amphiktyonen den Auftrag, die Lokrer zu züchtigen, und hatte so einen gesetzlichen Vorwand, um abermals mit Heeresmacht in Mittelgriechenland zu erscheinen. Noch waren die Athener unschlüssig, was sie tun sollten; da kam die Kunde, der König habe die phokische Ortschaft Elateia besetzt, wo alle großen Heerstraßen in Hellas sich kreuzten, und fange an, dieselbe zu befestigen. Jetzt gingen endlich jedermann über Philipps Absichten die Augen auf. Willig folgten die Athener den Vorschlägen des Demosthenes und riefen das ganze Bürgerheer unter die Waffen. Dann eilte der unermüdliche Staatsmann nach Theben und bewog durch seine gewaltige Rede die Stadt zum Abfall von Philipp und zum Bündnis mit Athen. So reichten sich die beiden griechischen Hauptstaaten, nachdem sie fast vierzig Jahre einander feind gewesen, zur Verteidigung der Freiheit von Hellas die Hand. Im Jahre 338 v. Chr. kam es bei Chäroneia in Böotien zur Entscheidungsschlacht. Lange schwankte der Sieg. Die Griechen fochten mit größter Tapferkeit; die Athener drängten sogar auf ihrem Flügel die Makedonier zurück. Aber die Thebaner, gegen welche Philipp den Hauptangriff richtete, erlagen zuletzt den Stößen der Phalanx und dem furchtbaren Ansturme der makedonischen Reiterei, die der achtzehnjährige Königssohn Alexander gegen sie führte; die Kämpfer ihrer heiligen Schar fielen einer an des andern Seite. In die Niederlage der Thebaner wurden auch die Athener verstrickt; ihrer tausend wurden getötet und zweitausend gefangen, die übrigen, unter ihnen Demosthenes, der als gemeiner Krieger in der Schlacht mitgekämpft hatte, retteten sich durch Flucht das Leben. Das war das Ende des freien Griechenland. Theben wurde völlig geknechtet und in seine Burg eine makedonische Besatzung gelegt. Besser ging es Athen,

das unter Demosthenes' Leitung sich zum äußersten Widerstand rüstete und dadurch wenigstens einen Frieden erlangte, der ihm noch einen Schein von Selbständigkeit ließ. Dann zog der siegreiche König in den Peloponnes. Hier berief er sämtliche Griechenstaaten zu einer Tagsatzung nach Korinth und ließ sich von ihnen gleichsam freiwillig zum unumschränkten Oberfeldherrn der Hellenen zu Wasser und zu Land ernennen; nur die Spartaner hatten gewagt, fern zu bleiben. Dadurch wurde Philipp tatsächlich zum Herrn über Griechenland, für dessen Gehorsam die Einsetzung makedonisch gesinnter Parteiregierungen und an wichtigen Punkten makedonische Besatzungen sorgten. Eben schickte er sich an, neue Eroberungen auf Kosten der Perser zu machen, da wurde er 336 v. Chr. auf dem Hochzeitsfeste seiner Tochter von einem Leibwächter ermordet, wie man sagte, auf Anstiften seiner Gemahlin Olympias, die er verstoßen hatte.

XVI. Alexander der Große. 336—323 v. Chr.

Droysen, Geschichte des Hellenismus, 3 Teile. Derselbe, Geschichte Alexanders des Großen. **Niese,** Geschichte der griechischen und makedonischen Staaten seit der Schlacht bei Chäroneia, 3 Bde. **Kaerst,** Geschichte des hellenistischen Zeitalters, 2 Bde.

1. Alexanders Jugend. — Philipp fand in Alexander, dem Sohne, den ihm Olympias geboren, einen Nachfolger, dessen Taten die Erfolge des Vaters, so glänzend sie auch waren, völlig verdunkeln sollten. Schon als Knabe hatte Alexander kriegerischen Sinn und unersättliche Ruhmbegierde an den Tag gelegt. In allen Leibes- und Kriegsübungen war er Meister. Keiner verstand es wie er, schnell zu laufen, die Waffen zu handhaben und wilde Pferde zu tummeln. Er schwelgte in den Erzählungen wilder, großartiger Kämpfe. Deswegen liebte er vor allem die Iliade; er wußte sie beinahe auswendig und hatte stets eine Abschrift davon unter seinem Kopfkissen liegen. Sein Vater gab ihm den großen Weisen Aristoteles zum Erzieher, der in ihm Sinn für griechische Kunst und Wissenschaft weckte. Unmutig rief er einmal aus, die Griechen schienen ihm unter den Makedoniern wie Halbgötter unter Tieren umherzuwandeln. Aber weder Solon noch Perikles, sondern der furchtbar wütende Achilles war sein Vorbild. Nur von Eroberungen und Krieg träumte er. So oft Nachricht von

einem neuen Siege Philipps kam, rief er schmerzlich aus: „Mein Vater wird mir nichts mehr zu tun übrig lassen."

2. Erste Herrschertaten. — Der junge Herrscher eröffnete seine Regierung, indem er die Verwandten, die ihm und seiner Mutter gefährlich schienen, darunter seinen unmündigen Stiefbruder, ermorden ließ. Dann eilte er nach Griechenland, das abzufallen drohte, und nahm in Korinth die Huldigung desselben entgegen. Alles drängte sich, ihn zu sehen, nur Diogenes nicht, ein merkwürdiger Sonderling, der des Sokrates Grundsatz, man müsse so wenig bedürfen als möglich, bis zum äußersten trieb. Er lebte wie ein Bettler; als Wohnung diente ihm ein leeres Faß. Sein Ruf war auch zu Alexander gedrungen; der König besuchte ihn, fand ihn vor seiner Tonne liegend und unterhielt sich lange mit ihm; dann fragte er ihn, ob er ihm eine Gunst erweisen könne. „Ja", sagte Diogenes, ohne aufzustehen, „geh mir ein wenig aus der Sonne." Da sagte der König: „Wenn ich nicht Alexander wäre, so möchte ich Diogenes sein." Aus Hellas eilte Alexander an die Donau, wo er wilde Völkerschaften bekriegte. Ein Gerücht kam nach Griechenland, er sei dort gefallen, und die Thebaner erhoben sich, in der Hoffnung, ganz Hellas werde ihrem Beispiel folgen. Aber während die Athener noch schwankten, erschien Alexander mit Blitzesschnelle vor Theben. Er bot der Stadt Gnade an, wenn ihm die Urheber des Abfalls ausgeliefert würden. Die Thebaner zogen es vor zu sterben; unter furchtbarem Blutbade wurde die Stadt erstürmt, dem Erdboden gleichgemacht und die Einwohner in die Sklaverei verkauft. Nur das Haus und die Nachkommen des großen thebanischen Dichters Pindar blieben verschont. Dieses erschütternde Strafgericht erstickte jeden Gedanken an eine Erhebung im übrigen Griechenland. Doch wagten die Athener, das Ansinnen Alexanders, ihm den Demosthenes und andere Gegner Makedoniens auszuliefern, abzuschlagen, worauf er sich mit der erneuten Anerkennung seiner Oberherrlichkeit begnügte.

3. Schlacht am Granikos (334 v. Chr.). — Jetzt machte sich Alexander ernstlich daran, den kühnen Plan seines Vaters auszuführen. Längst war Persien im Verfalle; blutige Familienzwiste und Palastrevolutionen hatten den Thron des Großkönigs unterwühlt. Zwar waren die Hilfsquellen und die Macht des Perserreiches noch immer

unermeßlich; aber Dareios III., der damalige König, dem es sonst an mancherlei Tugenden nicht fehlte, wußte sie nicht zu gebrauchen. Dennoch schien es eine Tollkühnheit, als Alexander im Jahre 334 v. Chr. mit einem Heere von bloß 30,000 Fußsoldaten und 5000 Reitern über den Hellespont setzte, das allerdings dann im Verlauf des Feldzuges wiederholt durch Nachschübe verstärkt wurde. Zuerst eilte er nach Ilion, dem Schauplatze der Taten, die ihm als Muster vorschwebten, und opferte den Helden, zumal dem Achilles, den er pries, im Leben einen Freund und im Sterben einen würdigen Herold (Homer) gefunden zu haben. An den Ufern eines Flüßchens, das ins Marmarameer fließt, am Granikos, traf er zum erstenmal auf ein Perserheer, das die Satrapen des Dareios gesammelt hatten, und errang nach erbittertem Kampfe einen glänzenden Sieg. Aber seine Kühnheit hätte ihm beinahe das Leben gekostet. Mitten im Handgemenge sprengten zwei persische Führer auf ihn los, schon hatte ihm der eine den Helm zerspalten und erhob der andere den Arm zum Todesstreich. Da eilte Kleitos, ein tapferer Offizier, herbei und schlug mit einem Streiche dem Perser Arm und Schwert zugleich ab; Alexander hatte indes den andern erlegt. Dieser Sieg gab ihm Kleinasien in die Hände. Die meisten Städte und Landschaften der Halbinsel ergaben sich ihm freiwillig, die wenigen, die Widerstand leisteten, wurden rasch bezwungen. Unaufhaltsam drang hierauf Alexander nach Osten. In Gordion, einer Stadt im Innern Kleinasiens, hörte er, daß sich auf der Burg ein uralter, aus Baumbast so künstlich geschlungener Knoten befinde, daß man weder dessen Anfang noch Ende bemerken könne; es gebe ein Orakel, daß, wer ihn löse, Asiens Herrschaft erhalten werde. Alexander ließ sich den Knoten zeigen und versuchte ihn zu lösen, aber vergeblich. Da zog er sein Schwert und löste den Knoten, indem er ihn durchhieb. In Tarsos, im Südosten der Halbinsel, ergriff ihn ein heftiges Fieber; sein Leben schwebte in Gefahr. Sein griechischer Leibarzt Philippos bereitete eben eine Arznei, als der König einen Brief empfing, worin stand, Philippos sei von Dareios bestochen und werde ihm Gift geben. Der Arzt kam mit dem Trank, Alexander nahm ihn ohne weiteres, und während er ihn verschlang, gab er dem Philippos den Brief zu lesen. Sein hochherziges Vertrauen wurde belohnt, er genas von der Krankheit.

4. Schlacht bei Issos (333 v. Chr.). Tyrus und Gaza. — Schon war Alexander um die Nordostecke des Mittelmeeres herumgezogen und stand im Begriffe, in Syrien einzufallen. Da erhielt er die Kunde, der Perserkönig sei vom Euphrat her an die Küste vorgedrungen und stehe mit einem Heere, das nach Hunderttausenden zähle, bei der Stadt Issos (am Golfe von Alexandrette) in seinem Rücken. Sofort kehrte er um und griff den Feind trotz seiner gewaltigen Übermacht an. Dareios hatte 30,000 Griechen in seinem Solde, die auf ihrem Flügel den Makedoniern den tapfersten Widerstand leisteten. Aber in der Mitte, wo der König stand, durchbrach Alexander mit seiner Reiterei die feindliche Linie. Dareios wandte selber, von Schrecken übermannt, seinen Schlachtwagen zur Flucht und riß alles mit sich fort. Die Verluste der Perser waren ungeheuer, dem Sieger fiel reiche Beute anheim, sogar das Zelt des geflohenen Königs samt dessen Mutter, Gemahlin und Töchtern. Alexander behandelte die hohen Gefangenen mit Achtung und Ehrerbietung. Dareios forderte ihn in einem Schreiben auf, ihm seine Familie zurückzugeben, er wolle dafür Friede und Freundschaft mit ihm schließen. Allein Alexander schrieb ihm zurück: „In gerechtem Kampfe Sieger zuerst über deine Feldherren und Satrapen und jetzt auch über dich, bin ich durch die Gnade der unsterblichen Götter des Landes Herr, das du dein nennest. Komme daher zu mir und bitte um die Rückgabe deiner Mutter, deiner Gemahlin und deiner Kinder, so wirst du geneigtes Gehör finden. Übrigens hast du, wenn du von neuem an mich schickst, an mich als den König von Asien zu senden, und nicht wie an deinesgleichen zu schreiben. Bist du aber anderer Meinung, so erwarte mich noch einmal zum Kampfe und fliehe nicht; ich für meinen Teil werde dich aufsuchen, wo du auch bist." — Statt indes den Dareios weiter zu verfolgen, wandte er sich gen Phönizien, und alle Städte ergaben sich ihm; nur Tyrus wagte es, die Bedingung zu stellen, daß kein makedonischer Soldat seinen Boden betreten dürfe. Darob ergrimmte Alexander und zog heran, die Stadt zu belagern. Die Bewohner der Altstadt flüchteten sich auf die Insel, Weiber und Kinder wurden nach Karthago gesandt. Sieben Monate lang trotzte Tyrus den Belagerungskünsten des Königs, obschon er einen großen Damm vom Festland auf das Eiland hinüber-

führte. Endlich bekam er eine mächtige Flotte, die ihm die andern phönizischen Städte und die Insel Cypern stellen mußten. Von allen Seiten wurde jetzt die Inselstadt umzingelt, gewaltige Sturmböcke und Wurfmaschinen aller Art zertrümmerten ihre Mauern, und unter furchtbarem Gemetzel wurde sie erstürmt. Zweitausend Gefangene ließ der erbarmungslose Sieger in seiner Wut ans Kreuz schlagen; was mit dem Leben davonkam, wurde in die Sklaverei verkauft. Von Phönizien schlug Alexander den Weg nach Aegypten ein, um dies wichtige Land in seine Gewalt zu bringen. Aber wiederum sah er sich am Saume der Wüste, die Syrien vom Nillande trennt, monatelang durch die Feste Gaza aufgehalten, bis er sie im vierten Sturme bezwang. Alle Männer wurden niedergemacht, Weiber und Kinder in die Sklaverei geschleppt.

5. Alexander in Aegypten. — In Aegypten, wo die persische Herrschaft längst aufs tiefste verhaßt war, wurde Alexander als Befreier empfangen. Ohne Hindernis zog er in Memphis ein, dann fuhr er den Nil hinunter bis ans Meer und legte dort westlich vom Delta auf der Nehrung eines Strandsees, wo die kleine Insel Pharos lag, den Grund zu einer großen Hafenstadt, Alexandrien, das bald zum Welthandelsplatz emporblühte, ein friedliches und dauerndes Denkmal des furchtbaren Eroberers. Von Alexandrien aus drang er, von wenigen Truppen begleitet, durch die Wüste nach der Oase Siwa, wo sich ein weithin berühmtes Orakel des ägyptischen Gottes Amon Re oder, wie die Griechen ihn nannten, des Zeus, befand. Beim Eintritt in den Tempel begrüßten ihn die Priester als Sohn des Zeus. Fortan wurde er unwillig, wenn man seine göttliche Abkunft in Zweifel zog, sei es, daß er wirklich daran glaubte, sei es, daß er es für notwendig hielt, den Völkern des Morgenlandes als ein Gott zu erscheinen.

6. Schlacht bei Gaugamela (331 v. Chr.). Tod des Dareios. — Nachdem sich Alexander der Mittelmeerküsten des persischen Reiches versichert, machte er sich endlich auf, um in das Innere desselben zu dringen. Wiederholt hatte ihm Dareios Friedensvorschläge gemacht. Er hatte ihm ein großes Lösegeld für seine Familie, die Hälfte seines Reiches bis an den Euphrat und die Hand seiner Tochter anerboten. Als Alexander seine Generäle versammelte und ihnen die

Anträge des Perserkönigs mitteilte, meinte Parmenio, der tüchtigste unter ihnen, er nähme sie an, wenn er Alexander wäre. „Ich auch", versetzte der König, „wenn ich Parmenio wäre". In seiner Seele stand fest, daß das ganze Morgenland sein werden müsse. Durch neue Truppen verstärkt, setzte er im Jahre 331 v. Chr. mit 40,000 Mann zu Fuß und 7000 Reitern ungehindert über den Euphrat und Tigris. Erst in der Nähe der Ruinen von Ninive, bei dem Städtchen Gaugamela, traf er auf Dareios, der ihn mit ungeheuren Heeresmassen, mit Sichelwagen und Elefanten erwartete. Aber die Makedonier warfen sich den Pferden an den Sichelwagen entgegen und stachen sie nieder oder öffneten rasch ihre Reihen, so daß die Wagen unschädlich hindurchjagten. Wiederum sprengte Alexander an der Spitze seiner Reitergeschwader auf die Mitte der feindlichen Aufstellung ein, wo der König stand; hinter ihm stürmten die spießstarrenden Phalangen auf die persischen Schlachthaufen. Schon sah Dareios sich im wildesten Getümmel, da wandte er seinen Wagen und gab abermals das Beispiel zur Flucht. Dann eilte Alexander dem Parmenio, der auf dem linken Flügel befehligte und schweren Stand hatte, zu Hilfe und vollendete den Sieg. Jetzt gehörte das Perserreich dem Makedonier. Ohne Schwertstreich hielt Alexander seinen Einzug in Babylon, noch immer der größten Stadt Vorderasiens, festlich empfangen von dem persischen Satrapen und der ganzen Bevölkerung. Von da ging er nach Susa, der Residenz, und nahm dort einen Teil der unermeßlichen Schätze in Empfang, welche die persischen Könige im Laufe der Zeiten aufgehäuft. Dann bezwang er die gefährlichen Pässe, die nach Iran hinaufführten, und gelangte nach der eigentlichen Hauptstadt, Persepolis. Hier fand er den letzten, aber glänzendsten Rest des persischen Staatsschatzes, 120,000 Talente nur an Gold und Silber; [1]) zum Transporte waren 10,000 Paar Maultiere und 3000 Kamele erforderlich.

---

[1]) 120,000 Talente zu etwa 5700 Franken machen rund 700 Millionen. Aber da man für dasselbe Geld damals mindestens sechsmal mehr kaufen konnte, als heute, so entspräche jener Summe in Wirklichkeit eine von 4—5 Milliarden. Der ganze Schatz, dessen sich Alexander bemächtigte, betrug 180,000 Talente, also nach heutigem Geldeswert etwa 6—7 Milliarden. Gewöhnlich nimmt man an, es seien attische Talente gemeint; nach persischen Talenten, die um 1/4 größer waren, gerechnet, müßten die Summen entsprechend erhöht werden.

Die Stadt selber überließ Alexander seinen Soldaten zur Plünderung. Die ganze männliche Bevölkerung ward erschlagen, die weibliche in die Sklaverei verkauft und endlich der prächtige Königspalast in Brand gesteckt. Das sollte angeblich die Rache sein für die Taten, die Xerxes vor 150 Jahren in Griechenland verübt. Aber noch gönnte sich Alexander keine Ruhe, rastlos folgte er dem flüchtigen Dareios. Er durchzog Medien, betrat Ekbatana und ließ hier die geraubten Schätze zurück, zu deren Hüter er den Parmenio bestellte. Immer weiter floh Dareios, gejagt und gehetzt von seinem unerbittlichen Verfolger. Endlich erreichte ihn dieser — als Leiche. Denn ein aufständischer Satrap, Bessos, hatte den Unglücklichen der Königswürde beraubt und gefangen mit sich geschleppt, dann in der Eile der Flucht niedergestoßen und tödlich verwundet zurückgelassen. Ein makedonischer Reiter fand den Sterbenden und soll noch den Dank von seinen Lippen gehört haben für die großmütige Behandlung, die sein Herr der gefangenen Königsfamilie angedeihen ließ. Der Sieger sorgte dafür, daß der letzte der Perserkönige würdig bestattet wurde.

7. Alexander wird zum Despoten. — Alexander betrachtete sich als den Erben des Dareios. Um die vielen Völker des Reiches zu schrecken, durchzog er Iran in allen Richtungen und legte eine Menge Festungen mit seinem Namen an, unter denen einige zu bedeutenden Städten geworden sind (Herat und Kandahar). Er drang sogar in Turan ein und nahm dort den Mörder des Dareios, den Bessos, gefangen, den er an Ohren und Nase verstümmeln und zuletzt ans Kreuz schlagen ließ. Erst am Jaxartes (Syr), an den Grenzen Sibiriens, kehrte er um, nachdem er, über den Widerstand, den er dort gefunden, erbittert, Hunderttausende von Männern, Frauen und Kindern hatte umbringen und eine Menge Städte und Dörfer niederbrennen lassen. Wieder hatte er seine außerordentliche Kühnheit und Ausdauer, seine erstaunliche Feldherrngabe aufs glänzendste bewiesen, zugleich aber Taten begangen, die sich eher von einem asiatischen Despoten, als von einem Schüler des Aristoteles erwarten ließen. Immer mehr beanspruchte er die kriechende Verehrung, mit der die Morgenländer zu ihren Herrschern aufsahen, und lebte und kleidete sich nach Perserart. Dies mißfiel den Makedoniern, ganz

besonders den älteren Offizieren, die Philipp mehr wie Kameraden als wie Untertanen behandelt hatte. Aber Alexander entledigte sich der Verdächtigen auf echt asiatische Weise. Den General Philotas, den Sohn des verdienten Parmenio, klagte er an, er habe um eine Verschwörung gewußt, ohne ihm davon Mitteilung zu machen, erpreßte ihm durch die Folter Geständnisse und ließ ihn hinrichten. Dann sandte er nach Ekbatana den Befehl, den Parmenio, der in der Treue gegen ihn und seinen Vater ergraut war, heimlich umzubringen. Niemand, der ihm nicht schmeichelte, war mehr seines Lebens sicher. Bei einem Schmause zu Samarkand stellten feile Schmeichler den König über den Herakles und sprachen sich über die Taten seines Vaters verächtlich aus. Das erbitterte Kleitos, seinen Lebensretter, der unter Philipp gedient hatte; vom Weine erhitzt rief er aus, Alexander verdanke seine Siege nicht sich allein, sondern den alten Soldaten, die ihm sein Vater herangebildet, und unter ihnen dem gemeuchelten Parmenio. Alexander, vor Wut außer sich, entriß einem Umstehenden die Lanze und stieß sie dem Kleitos in die Brust mit den Worten: „So gehe hin zu Philipp und Parmenio!" Was half es, daß ihn hernach die schmerzlichste Reue erfaßte! Ein paar Monate später verlangte seine Despotenlaune nach einem neuen Opfer. Auf einer Hochzeit, die Alexander mit einer Perserin feierte, machten die Gäste den Vorschlag, nach dem Vorbilde der Asiaten vor dem König als vor einem Gotte sich in den Staub zu werfen; da erhob sich der Philosoph Kallisthenes, ein Neffe des Aristoteles, und sprach freimütig dagegen. Kurz nachher ließ ihn Alexander unter dem Vorwande einer Verschwörung greifen, foltern und hängen.

8. Alexander in Indien (327 v. Chr.). — Iran war nicht das letzte Ziel des Eroberers. Ihm stand ja jetzt der Weg zu den fabelhaften Reichtümern des Wunderlandes Indien offen. Dem Kabultale entlang drang er 327 v. Chr. mit 120,000 Kriegern ins Fünfstromland und überschritt den Indus. Mancher indische Herrscher kam dem europäischen Kriegsfürsten auf reichgeschmückten Elefanten mit kostbaren Geschenken entgegen und brachte ihm seine Huldigung dar. Einer, namens Poros, stellte sich ihm jedoch hinter einem der Nebenflüsse des Indus mit vielen Streitwagen und 300 Elefanten

entgegen. Aber Alexander setzte heimlich über, besiegte ihn und nahm ihn selbst gefangen. Erstaunt über das edle, würdevolle Aussehen des Besiegten fragte er ihn: „Wie willst du behandelt werden?“ „Wie ein König,“ erwiderte Poros, und Alexander ließ ihn großmütig nicht nur im Besitze seines Landes, sondern gab ihm noch mehr dazu. Dafür schlachtete er freilich bald darauf in einer einzigen Stadt, die ihm Widerstand zu leisten wagte, 17,000 Einwohner hin. Schon wollte der ruhelose Eroberer in das Herz Indiens, nach der Gangesebene hinüberdringen, wo die größten und reichsten Städte seiner Herrschgier winkten. Aber die unablässigen Kämpfe, die ungeheuren Strapazen, die Leiden, die der ungewohnte tropische Himmel mit sich brachte, hatten den Mut seines tapfern Heeres gebrochen. Seit 70 Tagen waren die furchtbarsten Regengüsse unter Donner und Blitz herniedergeströmt, Menschen und Tiere gingen scharenweise in dem heißfeuchten Klima zugrunde. Da schwuren die Soldaten, dem König nicht weiter nach Osten zu folgen. Alles Zureden half nichts, und unwillig mußte er sich zur Rückkehr entschließen. Er ließ eine große Flotte bauen, auf welcher ein Teil des Heeres stromabwärts fuhr, während der andere am Ufer marschierte. Noch hatte er manche schweren Kämpfe mit den Völkerschaften am Indus zu bestehen; einer hätte ihm beinahe das Leben gekostet. Beim Sturm auf eine Stadt war er allein voran über die Mauer gedrungen, und da seine Gefährten nicht schnell genug folgten, schwer verwundet worden. Das Heer glaubte sogar, er sei tot; da zeigte er sich auf einem Schiffe, begrüßt von dem Freudengeschrei der neubelebten Krieger. So gelangte er den Indus abwärts bis ans Meer. Hier sandte er einen Teil des Heeres auf der Flotte unter der Führung des Griechen Nearchos der Küste entlang in den Persischen Golf, er selber zog zu Lande durch die brennenden Sandwüsten Gedrosiens (Beludschistans). Alle bisherigen Leiden waren gering gegen die, welche dieser Wüstengang mit sich brachte. Die Lasttiere stürzten, die Wagen blieben stecken, die Hälfte der Krieger verschmachtete aus Mangel an Wasser und Lebensmitteln. Alexander selbst litt heftigen Durst. Da brachten ihm Soldaten in einem Helm etwas Wasser, das sie mit Mühe gefunden. Er dankte ihnen und goß es auf die Erde. Dies Beispiel wirkte derart, daß es den Kriegern

schien, als hätten sie alle getrunken. Endlich gelangten sie in bewohnte Gegenden und wurden durch glänzende Feste und Belohnungen reichlich entschädigt.

9. Alexanders Ende (323 v. Chr.). — Alexander hatte mittlerweile immer größeren Gefallen an den orientalischen Gedanken, Bräuchen und Sitten gefunden. Er selbst vermählte sich auf persische Weise mit der älteren Tochter des Dareios und seinen Freund Hephästion mit der jüngeren. Wer von den Makedoniern eine persische Frau nahm, ward reich beschenkt. Ja, er umgab sich sogar mit einem Heere von Persern. Da erhoben sich die makedonischen Krieger, längst unwillig darüber, daß sie auf eine Stufe mit den Asiaten herabgedrückt werden sollten, und verlangten stürmisch ihre Entlassung. Der König überlieferte die lautesten Schreier dem Henker und ließ sich mehrere Tage gar nicht sehen, bis die Meuterer, bestürzt und hilflos, wie sie waren, ihn demütig um Verzeihung baten. Immer größere Pläne erwachten in Alexanders Seele. Von all seinen Untertanen, auch von den Griechen, verlangte er göttliche Ehren. Der Monarch sollte ein übermenschliches Wesen, die Untertanen durch eine unüberbrückbare Kluft von der Majestät des Herrschers getrennt sein. Von Babylon aus dachte er die ganze Welt zu erobern und zu beherrschen. Schon bewog die Furcht die fernsten Völker, an ihn Gesandte zu schicken. Die Bewohner Spaniens, Galliens und Italiens, die Karthager, Libyer, Aethiopier, Illyrier, die Skythen jenseits der Donau, alles beeilte sich, dem jugendlichen Eroberer zu huldigen. Da mahnte ihn ein trauriges Ereignis an die Vergänglichkeit des menschlichen Glanzes; eine Krankheit raffte seinen Freund Hephästion hinweg. Kaum hatte er diesen mit unerhörter Pracht durch das Feuer bestattet und ihn als Gott zu verehren geboten, so ergriff auch ihn infolge schwelgerischer Gelage ein heftiges Fieber und er starb, ohne seinen Nachfolger bestimmt zu haben, noch nicht dreiunddreißig Jahre alt (323 v. Chr.). Die Fülle seiner Taten, sein Glück und sein früher Tod bewegten die Einbildungskraft der Völker aufs tiefste, und sie haben ihm den Beinamen des Großen gegeben. Ein gewaltiger Krieger, ein unvergleichlicher Feldherr war Alexander gewiß, und wer in diesen Eigenschaften das Höchste findet, der wird ihn den größten Männern aller Zeiten beizählen müssen.

Aber das Riesenreich, zu dessen Aufrichtung er die Menschen zu Hunderttausenden geschlachtet und über Millionen unsägliches Elend gebracht hatte, stürzte schon mit seinem Tode wieder zusammen.

10. Die Diadochenreiche. — Da Alexander der Große nur unmündige Kinder hinterließ, suchten seine ehrgeizigen Generäle die Regierung an sich zu reißen. Einer sollte als Reichsverweser an der Spitze des Ganzen stehen, die andern als Satrapen in den Provinzen schalten. Aber bald gerieten diese Diadochen, d. i. Nachfolger Alexanders, unter sich in Streit, und es entbrannten zwischen ihnen jahrzehntelange greuelvolle Bürgerkriege, die Europa und Asien verheerten. Ursprünglich war die Meinung, daß ein Knäblein Alexanders nach erlangter Volljährigkeit den Thron besteigen sollte. Aber nur einer der Diadochen, der hochbegabte Grieche Eumenes, Alexanders Geheimschreiber, nahm sich aufrichtig der verwaisten Königsfamilie an. Nach mehreren Siegen wurde jedoch Eumenes von seinen Soldaten verraten, an seine Gegner ausgeliefert und umgebracht. Jetzt wurde nach und nach das ganze Geschlecht Alexanders von den selbstsüchtigen Feldherren ausgerottet; diese nahmen den Titel von Königen an, und zuletzt gingen nach endlosen Kämpfen aus dem makedonischen Weltreiche drei neue große Reiche hervor: 1. Makedonien, wo die Nachkommen des Feldherrn Antigonos herrschten; 2. das Reich des Seleukos, das Teile Kleinasiens, Syrien, Babylonien und Iran umfaßte, und 3. das des Ptolemäos in Aegypten und Palästina. Dazu kamen noch einige kleinere wie Pergamon, Bithynien und Pontos in Kleinasien, Epirus in Nordgriechenland.

11. Demosthenes' Ende (322 v. Chr.). — Die Kunde von Alexanders Tod hatte in Hellas die Hoffnung auf Befreiung wachgerufen. Die Athener erhoben sich im Bunde mit den Aetoliern, Thessaliern und andern und kämpften anfänglich gegen die makedonischen Heerführer nicht ohne Glück. Aber eine einzige Niederlage, welche die Griechen in Thessalien erlitten, genügte, um sie gänzlich zu entmutigen. Eine Völkerschaft um die andere beeilte sich, Friede mit den Siegern zu machen, und auch Athen, dessen Flotte in einer großen Seeschlacht der makedonischen unterlag, blieb nur die Unterwerfung übrig. Es mußte eine makedonische Besatzung aufnehmen; die Demokratie

wurde abgeschafft, die ärmern Bürger, mehr als die Hälfte von allen, des Bürgerrechtes beraubt und größtenteils nach Thrakien gebracht, die vornehmsten Gegner Makedoniens hingerichtet oder geächtet, unter diesen auch der greise Demosthenes. Er flüchtete sich in einen Tempel auf einem Felseneiland im Saronischen Golf. Als die makedonischen Schergen in das Heiligtum drangen, nahm er Gift, das er in seiner Schreibfeder mit sich trug, und sank vor den Augen seiner Verfolger am Altare zusammen. Bald wurde Hellas der Schauplatz unaufhörlicher Kämpfe zwischen den Diadochen, von denen namentlich die makedonischen Könige sich des wichtigen Landes zu bemächtigen suchten, während andere, wie die Ptolemäer, sich der hellenischen „Freiheit" annahmen. In diesem Gewirre machten einzelne Stämme bemerkenswerte Versuche, die Freiheit von Hellas wirklich herzustellen, indem sie republikanische Bundesstaaten gründeten, deren Glieder mit gleichen Rechten und gleichen Pflichten unter Leitung einer von allen gewählten Bundesbehörde lebten und stritten. So stifteten die Achäer einen Bund, der zuletzt den größten Teil des Peloponnes umfaßte und tüchtige Männer an seiner Spitze hatte. Aber auch ihre Anstrengungen scheiterten an der unheilbaren Zerrissenheit Griechenlands.

12. Das Hellenentum im Morgenlande. — In dem Augenblick aber, da die Griechen ihre Freiheit einbüßten, begannen sie, durch ihre Bildung in gewissem Sinne die Welt zu beherrschen. Alexanders Eroberungen hatten der hellenischen Gesittung das Morgenland erschlossen; die zu Königen gewordenen makedonischen Generäle setzten ihren Stolz darein, ihre Ausbreitung zu fördern. Griechen oder griechisch redende Makedonier waren ihre Höflinge, Beamten und Offiziere. Nach dem Vorbilde Alexanders gründeten sie zahlreiche neue Städte, bevölkerten diese mit griechischen Kaufleuten und Handwerkern und ließen sie durch griechische Künstler mit prächtigen Bauwerken schmücken. So schuf Seleukos um 300 v. Chr. die Stadt Antiochien in herrlicher Gegend am untern Orontes in Syrien, um von da aus sein gewaltiges Reich zu beherrschen. Bald wurde Antiochien an Volkszahl, Üppigkeit und Schönheit die erste Stadt des asiatischen Morgenlandes. Den größten Ruhm als Förderer hellenischer Kunst und Wissenschaft gewannen indes die Ptolemäer

in Aegypten. Sie gründeten in ihrer Residenz Alexandrien eine Bibliothek, die zuletzt 700,000 griechische Bücherrollen zählte und die größte der damaligen Welt war. Damit verbanden sie naturwissenschaftliche Sammlungen und eine Anstalt, Museion (Museum) genannt, wo große Gelehrte auf Kosten des Königs lebten und sich ganz ihren Studien hingeben konnten. So wurde Alexandrien auf Jahrhunderte hinaus die vornehmste Stätte der Gelehrsamkeit. Da lebte der Grieche Euklid, der Vater der Geometrie, da der Astronom Aristarch von Samos, der schon im 3. Jahrhundert v. Chr. lehrte, die Erde drehe sich um die Sonne; da studierte der erfinderische Mathematiker und Physiker Archimedes von Syrakus; da wirkten überhaupt die hervorragendsten Astronomen, Geographen, Natur- und Sprachforscher des Altertums. Von den Städten und Höfen aus verbreitete sich griechische Sprache, Bildung und Religion allmählich über das ganze Morgenland. Die Aegypter, Phönizier, Juden, Syrer und Kleinasiaten fingen an, ihre Sprachen zu verlernen und griechisch zu reden und zu schreiben. Bei alledem blieben diese „Hellenistenreiche" in Asien und Afrika in ihrem Wesen doch recht orientalisch, und die eingewanderten Griechen versanken nur zu bald in die Weichlichkeit und den Knechtsinn der übrigen Bevölkerung. Die Herrscher waren trotz ihrer griechischen Bildung Despoten, die ihre Untertanen aufs ärgste bedrückten und aussaugten und ihre Regierung mit Greueltaten aller Art befleckten. Da war es denn nicht zu verwundern, daß ihre Reiche zuletzt ebenso ruhmlos den Römern anheimfielen, wie das des Dareios den makedonischen Heerscharen.

C. Rom.

Niebuhr, Römische Geschichte, 3 Bde.; derselbe, Vorträge über römische Geschichte, 3 Bde. **Mommsen,** Römische Geschichte 1.—3. und 5. Bd. **Schwegler,** Römische Geschichte, fortgesetzt von **Clason,** 5 Bde. **Peter,** Geschichte Roms, 4 Bde. **Ihne,** Römische Geschichte, 8 Bde. **Ferrero,** Größe und Niedergang Roms, 6 Bde. **Duruy,** Histoire des Romains, 7 Bde. **Niese,** Grundriß der römischen Geschichte nebst Quellenkunde. **Pais,** Storia di Roma, 2 Bde. **Marquard** und **Mommsen,** Handbuch der römischen Altertümer, 7 Bde. **Nitzsch,** Geschichte der römischen Republik, 2 Bde.

I. Italien und seine Herrscherstadt.

1. Das Land. — Lange erschien Westeuropa als ein Land von Wilden, aus dem nur einzelne von Phöniziern und Hellenen angelegte

Pflanzstädte wie Oasen der Gesittung hervorragten. Allmählich wurde das anders. Ähnlich, wie einst die Griechen von den Morgenländern, empfingen die Bewohner der Halbinsel Italien wieder von den Griechen, die an ihrer Küste Handel trieben und sich niederließen, die Schrift und mannigfaltige Keime einer höhern Bildung. Und wenn sie in Kunst, Dichtung und Wissenschaft die Hellenen niemals erreichten, so überflügelten sie diese bei weitem an kriegerischer Tüchtigkeit, in der Kunst, Staaten zu bilden und zu beherrschen. Geführt von dem gewaltigen Rom, schufen sie ein Weltreich, das alle bisherigen in Schatten stellte, und breiteten mit ihren Gesetzen und Staatseinrichtungen ihre Sprache, Sitte und Bildung über das ganze Abendland aus. Italien, der neue Schauplatz der Weltgeschichte, wird gebildet durch das Apenninengebirge, das die Halbinsel der Länge nach durchzieht. Der Apennin steigt von keiner Seite steil empor; er ist ein breiter Bergrücken, der mit seinen Hochebenen, Terrassen und Tälern dem Menschen eine zur Ansiedlung wohl geeignete Stätte bietet. Nur in der Mitte, in der Bergfeste der Abruzzen, trägt ein Gipfel ein Firnfeld ewigen Schnees. Vom Ende der Alpen am Golf von Genua zieht der Apennin zunächst in einem Bogen ostwärts bis in die Nähe des Adriatischen Meeres und schließt so die fruchtbare Tiefebene des Po gegen Süden ab. Diese selber rechneten die Römer bis auf Cäsar nicht zu Italien, sondern sie nannten das Hauptstück derselben, weil von Galliern bewohnt, das diesseits der Alpen gelegene Gallien (Gallia cisalpina) im Gegensatz zum eigentlichen Gallien, dem heutigen Frankreich. Der Apennin bildete also die alte Nordgrenze Italiens. Am Adriatischen Meere angelangt, streicht er in seinem mittleren Teile der Ostküste entlang, bis er allmählich in das westliche Ende der Halbinsel übergeht und Raum läßt für eine einförmige Küstenebene im Südosten, Apulien. Der breite Raum zwischen dem mittleren Apennin und der Westküste ist bedeckt von einem fruchtbaren Hügellande, dem Subapennin. In diesem liegen zahlreiche rundliche Wasserbecken, wie der trasimenische See in Etrurien; manche sind nichts anderes als wassererfüllte Krater erloschener Vulkane. Schöne Flußtäler durchschneiden das Hügelland, wie die des Arno und des Tiber; größere Ebenen finden sich jedoch nur an der Mündung des letzteren, das alte

Latium und in der Nähe des Golfes von Neapel das vom Volturno durchströmte, üppig fruchtbare Kampanien. Ist in Griechenland die Ostseite mehr begünstigt, so ist es in Italien in jeder Beziehung die Westseite, die auch die besten Häfen hat. Mit jenem teilt die Apenninenhalbinsel den milden Himmel; wie jenes ist sie ein Land, das des Menschen Tätigkeit anstrengt, aber auch belohnt. Wenn sie weniger reich ist an Buchten und Häfen, an schönen Eilanden, die zur Seefahrt laden, so sind ihre herrlichen Täler und Ebenen, ihre kräuterreichen Gebirgsabhänge um so lohnender für Viehzucht und Ackerbau.

2. Die Etrusker. — Im Altertum war Italien von vielen einander mehr oder weniger nahe verwandten Völkerschaften bewohnt, die indes, wie die auf der Balkanhalbinsel, alle zum indogermanischen Sprachstamme gehörten. Nur eine machte davon eine Ausnahme, die Tusker oder Etrusker, von denen schon die Alten sagten, daß sie in Sprache und Sitte keinem andern bekannten Volke glichen. Die Etrusker wohnten im Norden des Tiber, hauptsächlich in dem Lande, das noch heute von ihnen den Namen Toskana trägt; vor dem Einbruch der Gallier erstreckten sie sich aber auch über die Poebene bis in die Alpentäler Graubündens und Tirols hinein. Früher als die übrigen Einwohner Italiens gelangten die Etrusker zu einer gewissen Blüte. Als die Griechen sie kennen lernten, waren sie das mächtigste Volk in Italien. Sie verbanden sich mit den Karthagern zur Abwehr der Hellenen und waren von diesen unter dem Namen „Tyrrhener" als wilde Seeräuber gefürchtet. Noch zeugt der Name „Tyrrhenisches Meer" von ihrer einstigen Seemacht. Früh waren sie auch in der Baukunst erfahren und wurden darin die Lehrer der Römer. Reiche und große Städte erfüllten ihr Land, wie Veji, Caere, Tarquinii, Clusium u. a. Die Etrusker scheinen jedoch früh entartet zu sein. Ihre Religion war finster, aberwitzig und grausam, ihr Reichtum verführte sie zu maßloser Üppigkeit, und es ist ein trauriges Zeichen für ihren Volkscharakter, daß bei ihnen die abscheuliche Lustbarkeit der Fechterspiele aufkam, in welchen eigens darauf eingeübte Sklaven (Gladiatoren) zum Ergötzen der Zuschauer im Kampfe mit ihresgleichen oder mit wilden Tieren ihr Blut vergießen mußten.

3. Die Umbrer und Sabiner. — Später entwickelt, aber begabter war der Stamm der eigentlichen Italiker, der sich allmählich fast über ganz Mittel- und Süditalien ausbreitete und in Sprache und Sitte von allen Nationen Europas den Griechen am nächsten stand. Die Italiker zerfielen selber wieder in eine Reihe von Völkerschaften und zählten, wie die Griechen, ursprünglich eine Menge Staaten. Die einen Stämme wohnten im Innern auf den Bergen; so die Umbrer links vom oberen und die Sabiner links vom mittleren Tiber. Bei den letzteren bestand die sonderbare Sitte des „heiligen Lenzes". In Zeiten schwerer Not weihten sie die Kinder und Tiere, die im nächsten Frühling geboren wurden, dem Gotte Mars. Das Vieh wurde geopfert; die Knaben und Mädchen aber mußten, sobald sie erwachsen waren, die Heimat verlassen und zusehen, wo sie eine neue fänden. Auf diese Weise waren viele Völker von den Sabinern ausgegangen, so die Marser in den Abruzzen und insbesondere die tapfern Samniten, welche landeinwärts von Kampanien in den Tälern des Apennin ihren Stammsitz hatten. Den Sabinern nahe verwandt waren auch die Volsker, welche in den Bergen hausten, die Latium von Kampanien scheiden.

4. Die Latiner. — Zu beiden Seiten des unteren Tiber erstreckte sich Latium, „die Ebene", auf drei Seiten vom Gebirge, an der vierten vom Meere umschlossen, ein Gebiet, nur wenig größer als der Kanton Zürich. Inselartig steigen einzelne Berge und Hügel darin auf, vor allem das Albanergebirge, ein erloschener Vulkan, dessen Krater zum Teil mit Seen erfüllt sind. Heute ist diese Ebene gefürchtet wegen der giftigen Fieberluft und deswegen von Menschen gemieden. Vor Alters aber war sie trefflich angebaut und dicht bevölkert. Hier wohnte nämlich der wichtigste Zweig der Italiker, der Stamm der Latiner. Auf den Anhöhen lagen ihre Städte, mindestens dreißig an der Zahl, indes die Ebene die Ackerfelder enthielt. Jede regierte ursprünglich sich selbst und hatte ihren eigenen König; doch bildeten sie eine lose Eidgenossenschaft, deren Vorort Alba Longa war, welches an einem der Kraterseen des nach ihm benannten Albaner-Gebirges lag. Indessen erhob sich früh eine Latinerstadt über alle andern, auch über Alba, nämlich Rom.

5. Rom. — Etwa drei Meilen von der Mündung des Tiber, eines wasserreichen, reißenden Stromes, erheben sich auf beiden Ufern Hügel von mäßiger Höhe, höhere auf dem rechten, niedrigere auf dem linken. Auf den letzteren lag das alte Rom, zumal auf sieben derselben. Einer ist in der Mitte, der Palatin oder das Palatium, der Sitz der ältesten Stadt; um ihn herum in einem Kranze von Süden nach Norden der Aventin, Cälius, Esquilin, Viminalis, Quirinalis und der Kapitolin. Um diese sieben Hügel zog sich die uralte Stadtmauer, aus mächtigen, viereckig behauenen Tuffblöcken geschichtet, ein gewaltiges Werk, von dem noch Reste vorhanden sind. Der Kapitolin war die Akropolis Roms, Burg und Göttersitz zugleich. Auf ihm stand das Capitolium, der weithin sichtbare Tempel der drei höchsten Gottheiten, des Jupiter, der Juno und der Minerva. Der Mittelpunkt der Stadt aber war der Markt, das Forum, in der Senkung zwischen Palatin, Kapitolin und Quirinal, der Versammlungsplatz der Römer, von wo aus sie die Welt regierten. Da erhob sich die mit erbeuteten Schiffsschnäbeln gezierte Rednerbühne (rostra), da auch die Richtbühne (tribunal); da stand das Rathaus (curia), wo sich der Senat versammelte. Von da führte endlich der Steig zum Kapitol, den die siegreichen Feldherren im Triumphzuge wandelten. Zahlreiche Tempel umgaben das Forum, später auch große öffentliche Säulenhallen, die dem kaufmännischen Verkehre und zu Gerichtsverhandlungen dienten, die „Basiliken", welche das Muster für die Kirchen der Christen wurden. Wie die Hellenen, verbanden die Römer mit ihren gottesdienstlichen Feiern Spiele, insbesondere Pferde- und Wagenrennen. Zu diesem Zwecke war das Tal zwischen Palatin und Aventin in eine Rennbahn umgewandelt worden, in den großen Zirkus (circus maximus). Die Abhänge, mit Stufen und Galerien versehen, dienten als Zuschauerraum und faßten 150,000, in späterer Zeit sogar 3—400,000 Menschen. Große Uferbauten schützten die Niederungen vor der Versumpfung durch den häufig austretenden Tiber, und gewaltige unterirdische Abzugskanäle, die Kloaken, die zum Teil jetzt noch im Gebrauche sind, leiteten das eingedrungene Wasser nebst dem Unrat fort. Es fehlte Rom an gutem Trinkwasser, daher führte man solches meilenweit in

künstlichen Wasserleitungen (Aquädukten) her, die, zuletzt vierzehn an der Zahl, meist hoch über der Erde auf riesigen Bogen einherzogen und ihren Inhalt ohne Druck den höchsten Punkten der Stadt spendeten. Die weite Ebene im Nordwesten des Kapitols, das Marsfeld, in dem der Kern der heutigen Stadt liegt, sowie die Hügel auf der rechten Seite des Flusses, der Vatikan und das Janiculum, gehörten nicht mehr zur eigentlichen Stadt; indessen war das letztere befestigt zum Schutze der hölzernen Pfahlbrücke (pons sublicius), die lange Zeit einzig die beiden Ufer verband. An der Mündung des Flusses lag Ostia, der Seehafen. Das war das Rom der späteren Königszeit und der Republik.

6. Das kaiserliche Rom. — Als es aber die Freiheit an die Cäsaren verlor, da begann erst recht sein äußerer Glanz. Das kaiserliche Rom wuchs an zur riesenhaften Weltstadt, es erfüllte sich mit Tempeln, Palästen, Säulenhallen, Bädern, Lustanlagen jeder Art und mit Bildsäulen in solcher Menge, daß es ein zweites Volk von Marmor in sich zu fassen schien. Das Palatium wurde jetzt zum Sitz der prachtvollen Kaiserburgen und lieh fortan seinen Namen den Wohnungen aller Herrscher.[1]) Das Forum, das politisch nichts mehr zu bedeuten hatte, wandelte sich um in einen Prunkplatz, und die Kaiser stellten ihm andere ebenso überschwänglich ausgestattete zur Seite. Das Forum des Trajan mit dem Denk- und Grabmal des Kaisers, der marmornen Trajanssäule, mit seinen Säulenhallen und andern Gebäuden, war ein Wunderwerk sondergleichen. Neue Rennbahnen, Theater und Amphitheater erhoben sich; so zwischen Palatin und Esquilin das Kolosseum, in dem die entarteten Römer sich weideten an den Qualen der gegeneinander gehetzten Menschen und Tiere. In einem Oval erhoben sich um den Kampfplatz die steinernen Sitzstufen auf säulengeschmückten Gewölben, drei Stockwerke hoch, 80,000 Zuschauer fassend, jetzt die erhabenste aller römischen Ruinen. Zu den großartigsten Luxusbauten gehörten die Bäder (Thermen), welche die Kaiser dem Volke erbauten. Da gab es neben den prächtigen Badesälen Hallen für Dichter, Redner und Gelehrte, Bibliotheken, Spielplätze, schöne Gärten mit Teichen und Springbrunnen und Tempel.

[1]) „Palast“, „Pfalz“ kommen von Palatium.

Einer dieser Bädertempel war das Pantheon, ein herrlicher Kuppelbau, der noch jetzt als Kirche eine der Hauptzierden Roms ist. Über den Straßen wölbten sich Triumphbogen, auf deren Höhe eherne Kaiserbilder zu Pferd oder zu Wagen glänzten. Selbst die Totenkammern der Kaiser wurden zu Riesenbauten, wie das runde, mit Marmorplatten bedeckte Grabgebäude des Hadrian jenseits des Tiber, dessen Kern später unter dem Namen „Engelsburg" den Päpsten als Festung diente. So war Rom „ein über alle Worte erhabenes Meer der Schönheit" geworden; in seinem Herzen starrte alles wie ein dicht gedrängter Wald von schön und reich gegliederten Tempeln, Palästen, Arkaden, Gerichtshallen, Triumphbogen, Ehrenbildern usw. Längst war der Kaiserstadt der alte Mauerring aus der Königszeit zu eng geworden; neue Hügel, neue Flächen waren in dem Häusermeer verschwunden, und als Rom beim Sinken seiner Macht wieder auf seinen eigenen Schutz bedacht sein mußte, da umgab es Kaiser Aurelian mit einer neuen, größeren Mauer, die vier deutsche Meilen im Umfange hatte und in deren sechzehn Tore die Straßen der Welt ausmündeten.

II. Religion und älteste Sage.

Preller, Römische Mythologie. **Wissowa**, Religion und Kultur der Römer.

1. Religion. — Wie die Griechen, verehrten auch die Italiker die Kräfte und Erscheinungen der Natur. Doch war ihre Einbildung weniger lebhaft, sie dachten sich ihre Götter geheimnisvoller, gespensterhafter, aber auch würdiger und feierlicher. Als jedoch hellenische Bildung zu ihnen drang, vermengte sich ihre Religion mit der griechischen. Teils nahmen sie die Gottheiten der Griechen unter die ihren auf, teils glaubten sie in diesen ähnliche griechische wieder zu erkennen und gaben ihnen auch das bei den Hellenen übliche Bild. So verschmolz sich Jupiter, der Vater des Himmels, mit Zeus, Mars, der hochgefeierte Gott des Krieges, von dessen Hauptfest der Monat März seinen Namen trägt, mit Ares, der Feuergott Vulkan mit Hephästos, Neptun, der Herr der Gewässer, mit Poseidon, und Merkur, der Schützer des Handels und Verkehrs, mit Hermes. Ähnlich erging es den Göttinnen. Juno, die Himmelskönigin, wurde zur Hera, Minerva, die Lehrerin aller Künste und Weisheit, zur Pallas Athene, Ceres,

die Spenderin der Feldfrüchte, zur Demeter, Diana, die Göttin des Mondes und der Jagd, zur Artemis, Venus, die anmutreiche, zur Aphrodite, und Vesta, die Schutzherrin des häuslichen Herdes, zur Hestia. Die anfänglich den Etruskern entlehnten rohen tönernen Götterbilder machten den herrlichen Erz- und Marmorgestalten Platz, wie sie die Bildhauer der Hellenen schufen, und alle Sagen, welche diese ihren Gottheiten angedichtet, gingen auch auf die italischen über, so daß man zuletzt, um eine derselben zu bezeichnen, ohne Unterschied sich des griechischen oder lateinischen Namens bediente. Doch gab es auch italische Götter, die ihresgleichen bei den Griechen nicht fanden, wie der doppelköpfige Janus, der Gott alles Anfangs, nach dem der Monat Januar benannt ist, und manche andere. Denn auch die Italiker verehrten neben den hohen Gottheiten eine Unmasse geringerer. In dem tückischen Zufall erblickten sie das Spiel der launischen Herrin des Glückes, der Fortuna; die Blumengöttin Flora und die Obstgöttin Pomona hatten in Rom eigene Priester. Jede Tugend hatte ihren Tempel, z. B. die „Eintracht", die „Kindesliebe", die „Treue"; selbst zum „Grenzstein", zum „Fieber", zur „bösen Luft" betete man als zu überirdischen Wesen. Fortwährend glaubte sich der Römer umgeben von guten und bösen Geistern, den Genien; sogar jedes Haus hatte seine besondern Schutzgötter, die Penaten und Laren, deren Bilder auf dem Herde standen und denen man Salz und Speise hinlegte. Auch die Verstorbenen dachte man sich als leiblose, ewig schweigsame Geister, die Manen, welche tief unter der Erde wohnten. Im ganzen hielt man die Götter für wohlwollend gegen die Menschen, solange diese ihre Satzungen genau beobachteten. Wenn aber schweres Unglück kam, so glaubte man, sie zürnten wegen irgend eines ungesühnten Frevels. Konnte der Schuldige nicht ausfindig gemacht werden, so geschah es zuweilen, daß sich ein edler Bürger für alle dem Tode weihte, um die Götter zu versöhnen, oder, wenn sich kein freiwilliges Opfer zeigte, so ergriff man etwa Ausländer, einen Mann und eine Frau, um sie lebendig zu begraben. Doch bildeten diese Menschenopfer Ausnahmen und hörten allmählich ganz auf.

2. Die Priester. — Sorgfältig beobachtete jeder Römer die religiösen Bräuche; für den eigentlichen Dienst der Götter aber waren

zahlreiche Priester bestellt. Der Vesta dienten sechs Jungfrauen, die Vestalinnen, welche darüber zu wachen hatten, daß das heilige Feuer im Tempel nie ausgehe, und welche in hohen Ehren standen. Auch in Rom pflegte man vor allen wichtigeren Handlungen den Willen der Götter zu erforschen. Dafür gab es besondere Gelehrte, die Augurn, die aus den Himmelserscheinungen, dem Fluge gewisser Vögel oder dem Fressen heiliger Hühner weissagten, ob die Götter einer Unternehmung günstig seien oder nicht; in schweren Unglücksfällen nahm man auch seine Zuflucht zu einem alten Zauberbuche griechischen Ursprungs, den im Kapitol niedergelegten „sibyllinischen Sprüchen". An der Spitze aller Priester stand ein Oberpriester (pontifex maximus), der die Aufsicht über den gesamten Gottesdienst führte.

3. Roms Gründung (753 v. Chr.). — Halbgötter und Heldensagen, wie die Hellenen, besaßen die Italiker, zumal die Römer, kaum. Doch haben sich diese über den Ursprung und die älteste Zeit ihrer Stadt, worüber sie nicht viel wußten, eine Menge von Erzählungen gebildet, die lange als wahre Geschichte galten, aber bei genauerem Zusehen sich als bloße Sagen, ja als absichtliche Erdichtungen herausstellten, um die Entstehung Roms mit der griechischen Heldensage in Verbindung zu bringen. Ein solches Märchen schildert uns Roms Gründung. Ein Trojanerheld, Aneas, der Sohn der Venus, der dem Gemetzel bei der Einnahme Ilions entronnen war, kam nach langen Irrfahrten an die Küste Latiums. Hier fand er gute Aufnahme, und sein Sohn Julus erbaute Alba Longa, wo seine Nachkommen als Könige herrschten. Einer derselben, Numitor, wurde von seinem jüngern Bruder Amulius vom Throne gestoßen, und als Numitors Tochter dem Kriegsgotte Mars Zwillinge gebar, ließ der Thronräuber die Mutter töten, die Kleinen aber in einer Wanne in den eben angeschwollenen Tiber werfen. Die Wanne blieb jedoch an den Wurzeln eines Feigenbaumes am Fuße des Palatiums hängen, eine Wölfin säugte die beiden Kinder, und zuletzt fand sie ein Hirte, der sie mitleidig seiner Frau brachte. Er gab ihnen die Namen Romulus und Remus und zog sie in seiner Hütte auf. Eines Tages geriet der junge Remus mit Hirten des Numitor in Streit, und diese führten ihn gefangen vor ihren Herrn. Der alte Hirte, fürchtend, es möchte

seinem Pflegesohn ein Leides geschehen, entdeckte alles, und Numitor war über seine rüstigen Enkel sehr erfreut. Diese griffen sofort den Amulius an, töteten ihn und setzten ihren Großvater wieder auf den Thron. Dafür schenkte er ihnen jene Hügel, an deren Fuß die Wölfin sie gesäugt, und sie beschlossen, daselbst eine neue Stadt zu gründen. Doch entstand bald zwischen den beiden Brüdern Streit, und Remus wurde erschlagen. So wurde Romulus der alleinige Gründer der neuen Stadt, die er auf dem Palatium anlegte und die von ihm den Namen Rom empfing. Um sie zu bevölkern errichtete er eine Freistatt für entlaufene Sklaven, Verbrecher und Flüchtlinge jeder Art, und viele Männer kamen, aber keine Frauen. Umsonst bat Romulus bei den umliegenden Städten um solche, überall wurde er abgewiesen. Da lud er die Nachbarn aus dem Sabinerlande zu einem Feste ein, und diese erschienen mit ihren Weibern und Töchtern. Plötzlich, mitten in der Feier, brachen die römischen Jünglinge hervor, jeder raubte sich eine Sabinerin als Gattin, und den bestürzten Gästen, die ohne Waffen gekommen waren, blieb nichts anderes übrig als heimzukehren. Bald jedoch rückten sie mit großer Macht unter einem ihrer Könige Titus Tatius heran und brachten die Römer in große Not. Sie eroberten das Kapitol, und schon sollte es zum Entscheidungskampfe kommen, da warfen sich die geraubten Sabinerinnen zwischen die rauhen Männer und brachten eine Versöhnung zustande. Ein Teil der Sabiner blieb in Rom, und Titus Tatius regierte mit Romulus gemeinschaftlich bis zu seinem Tode. Noch waltete der letztere lange mit Glück, bis er plötzlich während einer Sonnenfinsternis unter heftigem Ungewitter der Erde entrückt ward. Fortan verehrten ihn die Römer als einen Gott unter dem Namen Quirinus. Mit dem angeblichen Gründungsjahre der Stadt aber (753 v. Chr.) begann die römische Zeitrechnung.

4. Numa, Tullus Hostilius, Ancus Marcius. — Nach dem Verschwinden des Romulus, erzählt die Sage weiter, wählten die Römer den Sabiner Numa Pompilius zum König, seinen durch Weisheit und Frömmigkeit ausgezeichneten Mann, der eine Göttin zur Gemahlin hatte. Er gab treffliche Gesetze und lehrte die Römer die Götter ehren; er baute Tempel, setzte Priester und führte religiöse Feste ein, und Rom genoß unter ihm eine lange Zeit ununterbrochenen

Friedens und Glückes. Der Tempel des Janus, dessen Türen zur Kriegszeit geöffnet standen, war unter ihm stets verschlossen, ein Glück, das dem römischen Volke bis zur Kaiserzeit nur noch einmal zuteil ward. — Der dritte König war Tullus Hostilius, ein großer Kriegsheld. Unter ihm geriet Rom mit der Mutterstadt, mit Alba Longa, in Streit. Schon standen sich die Heere schlagfertig gegenüber, als man übereinkam, um unnützes Blutvergießen zu vermeiden, drei Männer von jeder Seite mit einander kämpfen zu lassen, unter der Bedingung, daß das Volk, dessen Streiter unterliegen würden, dem andern künftig gehorchen solle. Die Römer wählten Drillinge, die Horatier, und die Albaner ebenfalls drei Brüder, die Curiatier. Angesichts der beiden Heere begann der Kampf der Sechs. Zwei Horatier fielen, der dritte wandte sich zur Flucht, und die verwundeten Curiatier setzten ihm nach. Jetzt blickte der fliehende Römer hinter sich, sah, wie seine Verfolger weit auseinander waren, warf sich auf den ersten, zweiten und dritten und erlegte einen nach dem andern. So verwandelte sich der Albaner Jubel in herben Schmerz und sie mußten den Römern Treue schwören. Diese erwiesen dem Sieger die höchsten Ehren; nur seine Schwester wehklagte, denn sie war die Braut eines der Curiatier gewesen. Da erfaßte ihn wilder Grimm, und er stieß sie nieder mit den Worten: „So ergehe es jeder Römerin, die einen Feind betrauert!" Tiefes Entsetzen ergriff jedermann ob der grausen Tat, und der König verurteilte den Mörder ohne Rücksicht zum Tode. Als jedoch der greise Vater der Horatier für sein letztes Kind um Schonung flehte, da wies ihn der König ans Volk, und dieses übte Gnade. Als kurz darauf die Albaner meuterten, zerstörte Tullus ihre Stadt und verpflanzte die Einwohner nach Rom. Dem furchtbaren Krieger folgte wieder ein Mann des Friedens, Ancus Marcius, der die Hafenstadt Ostia anlegte. Übrigens mußte auch er das Schwert zu führen. Das mußten die latinischen Nachbarstädte empfinden, die mit ihm Krieg anfingen. Manche wurde bezwungen und ihr Gebiet zu dem der Überwinder geschlagen. So breitete sich sowohl die Feldmark der Römer zusehends aus, als auch ihre Stadt, die schon anfing, die Höhen zu bedecken, welche das Palatium umgaben.

5. Tarquinius der Ältere. Servius Tullius. — Nach Ancus Marcius wurde ein reicher Fremdling zum König gewählt, der aus Etrurien nach Rom gezogen und dort durch seine Klugheit der Ratgeber des Ancus geworden war, Tarquinius der Ältere. Alle seine Vorgänger übertraf er im Kriege sowohl als in den Werken des Friedens. Über die Latiner, Sabiner und Etrusker gewann er glänzende Siege. Alle großen Bauten des alten Rom knüpften ihre Entstehung an des Tarquinius Namen. Zum Kapitol legte er den Grund, er begann die große Mauer, entwässerte die Talsenken durch die Kloaken und richtete in jenen das Forum und den großen Zirkus her. In hohem Alter fand er seinen Tod durch Mörderhand, und es folgte ihm sein Schwiegersohn Servius Tullius, den eine Sklavin der Königin dem Hausgotte geboren. Servius Tullius vollendete die Ringmauer um die sieben Hügel und führte eine neue, weiter unten zu besprechende Einteilung der Stadt und der Bürgerschaft ein. Er war ein gerechter, wohlwollender Herrscher und auch in den Waffen wohlerfahren. Mit den Latinern machte er ein Bündnis, daß sie und die Römer Freundschaft halten sollten für ewige Zeiten. In all seinen Unternehmungen war er so glücklich, daß man von ihm sagte, er sei der Liebling der Fortuna. Aber zuletzt verließ ihn das Glück. Er hatte seine Tochter Tullia an den Sohn des vorigen Königs, den jüngern Tarquinius, vermählt. Beide Ehegatten waren grausamen und herrschsüchtigen Gemütes und konnten den Hinschied des alten Vaters nicht erwarten. Auf Anstiften der Tullia stürzte Tarquinius den Servius Tullius vom Throne und ließ ihn ermorden.

6. Vertreibung des Tarquinius Superbus (510 v. Chr.). — So maßte sich Tarquinius der Jüngere die königliche Gewalt an, ohne daß er sich durch das Volk wählen ließ, und seine Regierung entsprach ihrem Anfang. Zwar erwarb auch er sich hohen Kriegsruhm. Er brachte die Latiner in völlige Abhängigkeit und drang erobernd in das Land der Volsker ein. Aber zu Hause schaltete er mit empörender Tyrannei, so daß ihn die Römer Superbus, den „Übermütigen“, nannten. Um die von seinem Vater begonnenen Bauten zu vollenden, namentlich das Kapitol, drückte er das Volk durch schwere Fronden. Um den Senat, den Rat der Alten, den die früheren Könige in allen

wichtigeren Angelegenheiten befragt hatten, kümmerte er sich nicht und verbannte oder tötete die ihm gefährlich scheinenden Bürger nach Willkür. So glänzend daher auch seine Kriegstaten und Bauten waren, die Römer, vornehm und gering, beseelte alle gleiche Erbitterung gegen den Tyrannen und sein Geschlecht. Da geschah es, daß, als der König eine Stadt im Süden Latiums belagerte, sein Sohn Sextus gegen die Gemahlin des vornehmen Römers Tarquinius Collatinus, die edle Lucretia, schnöde Gewalttat verübte. Lucretia wollte den Schimpf nicht überleben und gab sich den Tod, nachdem sie ihren Gatten gebeten, sie zu rächen. Tarquinius Collatinus und sein Freund, Junius Brutus, ein Neffe des Königs, versammelten das Volk um die blutende Leiche der Lucretia auf dem Forum, erzählten ihm das Geschehene und bewogen es zu dem Beschlusse, daß Tarquinius Superbus und sein Geschlecht verbannt, das Königtum aber für alle Zeiten abgeschafft sein sollte. Da sich auch das Heer gegen den König erhob, blieb diesem nichts übrig, als mit seiner Familie in die Fremde zu fliehen. So wurde Rom zu einer Republik, angeblich in demselben Jahre, da in Athen die Pisistratiden vertrieben wurden (510 v. Chr.).

III. Geschichtliches aus der Königszeit.

1. Geschichte und Sage. — Das menschliche Gedächtnis allein ist nicht imstande, geschichtliche Tatsachen treu aufzubewahren. Die Erfahrung zeigt, daß jedes Ereignis, welches nicht sofort seinen Aufzeichner findet, in der bloß mündlichen Überlieferung mit oder ohne Absicht binnen kurzem so entstellt wird, daß von der ursprünglichen Begebenheit nicht mehr viel übrig bleibt. Indem es der eine dem andern erzählt, vergißt der eine dies, der andere jenes, und die Einbildungskraft ist stets bereit, Gedächtnislücken auszufüllen. Fremdartige Dinge, die in Raum und Zeit weit auseinander liegen, vermengen sich unwillkürlich, die Lust am Außerordentlichen und Wunderbaren tut ein übriges, und an die Stelle der schlichten, wahrheitsgetreuen Erzählung tritt die wunderstrotzende Sage, in der manchmal kaum noch die Namen der Wirklichkeit entsprechen, die uns aber wert ist, weil sich in

ihr das Denken und Fühlen der Völker, ihre Fehler und Tugenden widerspiegeln. So verhält es sich mit der ältesten Geschichte Roms, die jahrhundertelang nur von Mund zu Mund sich weiterpflanzte, bis endlich der Griffel der Schriftsteller die Überlieferung aufzeichnete. Die Unwahrscheinlichkeit dieser Geschichte mit ihren zahlreichen Wundern, Göttern und Göttinnen springt in die Augen. Die Erzählungen über die früheste Zeit, von Äneas, Romulus und Remus usw., müssen geradezu unter die reinen Erdichtungen verwiesen werden, wie es denn klar ist, daß nicht Rom von Romulus, sondern umgekehrt dieses Wort von jenem abgeleitet ist. Sehr unwahrscheinlich ist auch die Zeitrechnung der ganzen römischen Königsgeschichte. Danach hätten von den sieben Herrschern vier ungefähr vierzig und, abgesehen von dem vertriebenen Tarquinius, nur einer unter dreißig Jahren regiert, obschon sie alle als reife Männer auf den Thron kamen und bloß zwei im Besitze desselben eines natürlichen Todes starben. Man hat aber berechnet, daß bei den Dogen (Herzogen) von Venedig, deren Wahl auf ähnliche Weise stattfand, nur 12½ Jahre Regierungszeit durchschnittlich auf einen kamen. Tarquinius Superbus müßte, als er den Servius Tullius ermordete, ein siebzigjähriger Greis gewesen, im Alter von über neunzig Jahren vertrieben worden sein und im hundertachten noch in einer Schlacht rüstig mitgekämpft haben. Daß immerhin wenigstens den Sagen über die spätere Zeit ein geschichtlicher Kern zugrunde liegt, kann nicht bezweifelt werden. Einmal ist gewiß, daß Rom anfänglich von Königen regiert wurde. In dieser Königszeit ist schon durch Eroberung und Einverleibung benachbarter Latinerstädte, insbesondere Albas, der Grund zu Roms künftiger Größe gelegt worden und hat sich dieses an Albas Statt an die Spitze Latiums geschwungen. Aus der Königszeit stammt endlich auch die Ausdehnung der Stadt auf die sieben Hügel, die große Mauer, das Forum, das Kapitol, die Kloaken usw., und es ist kein Grund vorhanden, dem Geschlechte der Tarquinier den künstlerischen und kriegerischen Glanz zu rauben, den ihm selbst der Haß des republikanischen Rom gelassen hat. Aber alle Einzelheiten, alles Genauere gehört eben der Sage an, wo sich Wahres und Falsches zu eng verkettet haben, um mit einiger Sicherheit geschieden werden zu können.

2. Roms älteste Verfassung. — Mehr Gewißheit hat man über die inneren Zustände der Königszeit. Das römische Weltreich ist aus Anfängen entstanden, wie sie kaum kleiner gedacht werden können. Das älteste Rom, Stadt und Land, umfaßte ein Gebiet, welches das der kleinsten Schweizerkantone kaum übertraf, und doch war es wahrscheinlich schon aus der Verschmelzung dreier ursprünglich getrennter Gemeinden, der Ramnes, Tities und Luceres hervorgegangen, von welchen die erste dem Ganzen den Namen gab. [1]) Die Tities waren nach allen Überlieferungen eingewanderte oder eingedrungene Sabiner, die beiden andern aber latinischen Ursprungs. Noch lange bestanden die drei „Stämme" (tribus) als oberste Einteilung des römischen Volkes fort. Gemeinsam hatten sie ihre Stadt, d. h. ihre Burg, in welche im Notfalle die Habe vor dem Feinde geflüchtet werden konnte, auf dem Palatium. Aber früh wurde die palatinische Burg zur eigentlichen bevölkerten Stadt, die sich über die andern Latinerstädte erhob, weil sie ihrer Lage wegen sich besser als irgendeine andere zum Mittelpunkt des Handels eignete. An der hafenarmen Küste Latiums war die Tibermündung der natürliche Ankerplatz, und mäßige Schiffe konnten bis zu den römischen Hügeln gelangen. Hier kamen die Latiner, die Etrusker, deren Gebiet jenseits des Flusses begann, und die Völker am mittleren und obern Tiber, die Sabiner, Umbrer u. a. zusammen, um zu kaufen oder zu verkaufen. So siedelten sich in Rom früh neben den alteinheimischen Bewohnern auch Fremde als Kaufleute und Handwerker an, die mit den freigelassenen Sklaven oder Hörigen zusammen von den eigentlichen Bürgern verächtlich die Plebs, d. i. der Haufe, genannt wurden, während diese sich selbst den Namen „Patrizier" beilegten. [2]) Die Patrizier betrachteten sich ursprünglich allein als das römische Volk (populus Romanus). Nur sie hatten Zutritt zu den Staatsstellen und Priesterämtern und Anteil an der Nutzung des Gemeindelandes; dafür ruhte auch auf ihnen allein die Pflicht des Kriegsdienstes. Sie allein bildeten die Volksversammlung, die den König

---

[1]) Der Name Ramnes, eine uralte Form für „Romani", ist ein sprechendes Zeugnis für das hohe Alter der römischen Gemeinde.

[2]) Der Name Patrizier hängt zusammen mit „pater" (Vater) und wird erklärt als diejenigen, die allein einen rechten, d. i. bürgerlichen Vater haben.

wählte und welche dieser bei besonders wichtigen Angelegenheiten, bei Angriffskriegen, Bündnissen usw. befragte. Dabei stimmten sie aber nicht, wie es in Athen geschah und noch bei unsern Landsgemeinden geschieht, einfach nach Köpfen ab, sondern geteilt nach altherkömmlichen Genossenschaften, den Kurien. Was die Mehrheit jeder Kurie beschloß, galt als ihre Stimme. Es gab deren im ganzen 30, je 10 auf einen Stamm. Jede Kurie zerfiel wieder in Geschlechter (gentes); zu einem Geschlechte gehörten die Familien, welche einen gemeinsamen Ahnherrn verehrten, sich daher als blutsverwandt ansahen und den gleichen Geschlechtsnamen führten. In der Kurienversammlung (comitia curiata) wählten also die Patrizier den König. Wie der Vater bei den Römern unbedingt Herr war über seine Familie und Frau und Kinder ungestraft verkaufen, ja töten konnte, so besaß auch der König, wenn ihm einmal gehuldigt worden war, unumschränkte Gewalt über die Bürger. Zum Zeichen seiner Macht über aller Leib und Leben schritten ihm auf den Straßen die Liktoren, die Gerichtsdiener, mit Rutenbündeln und Beilen voran. Er selber fuhr gekleidet wie ein Gott, im Purpurmantel, einen goldenen Eichenkranz ums Haupt, den Herrscherstab, das Zepter in der Hand, auf einem elfenbeinernen Throne (sella curulis) sitzend zu Wagen, während den Bürgern das Fahren in der Stadt verboten war. Er war der oberste Priester und Richter, der Anführer im Kriege und im Frieden, und seine Befehle waren unwiderruflich. Doch wollte es die Sitte, daß er vor allen wichtigeren Handlungen den Senat, d. h. den Rat der Alten, um seine Meinung befragte. Der Senat bestand aus 300 Mitgliedern, die der König selber berief, womöglich eines aus jedem Geschlechte, und die sich von den gewöhnlichen Bürgern dadurch unterschieden, daß ihr Gewand einen Purpursaum hatte, während sonst der Reiche wie der Arme nur in dem gleichen einfachen Umwurf (toga) von weißem Wollenstoff öffentlich erscheinen durfte.

3. Die Zenturien des Servius Tullius. — Wohl bekam hie und da ein vornehmes Geschlecht aus der Fremde das Bürgerrecht in Rom, im ganzen aber schmolz die Zahl der Patrizier eher zusammen, als daß sie sich vermehrte. Immer mächtiger schwoll dagegen die Masse der Plebs an. Zu den freiwilligen Ansiedlern und den freigelassenen

Sklaven kamen die zahlreichen Latiner, deren Selbständigkeit vernichtet und deren Gebiet dem römischen Staate einverleibt wurde, ohne daß sie ausgerottet oder als Sklaven verkauft worden wären. Diese hatten nun kein anderes Vaterland mehr als Rom; aber sie galten nicht als Bürger, sondern nur als „Ansässen", als ein Teil der rechtlosen Plebs. Schon bildete diese die große Mehrzahl der Einwohner des römischen Staates, und doch lastete der Kriegsdienst noch immer ausschließlich auf den Patriziern. Da war es nach der Sage der König Servius Tullius, der den ersten Schritt tat, um den Unterschied zwischen Bürgern und bloßen Ansässen aufzuheben. Er teilte die Stadt zum Zweck der Aushebung in vier Bezirke, welche an die Stelle der alten Stämme traten und daher auch tribus genannt wurden. Jeder dieser vier Aushebungsbezirke hatte den vierten Teil der Mannschaft zu stellen und jeder Grundbesitzer, gleichviel ob Patrizier oder Plebejer, wurde als Angehöriger einer dieser vier Tribus eingeschrieben und verpflichtet, vom 17. bis zum 60. Altersjahre im Heere zu dienen und sich je nach Vermögen mehr oder weniger vollständig zu bewaffnen. Nach der Größe des Besitzes sonderte der König die kriegspflichtige Mannschaft in fünf Klassen. Diejenigen, die ein Bauerngut zu etwa zwanzig Morgen oder in Geld ausgedrückt, wie es später geschah, ein Vermögen von mindestens 100,000 Assen[1]) besaßen, mußten sich in vollständiger Ausrüstung als schwerbewaffnete Fußsoldaten stellen. Wer einen Besitz von 15 Morgen oder 75,000 As aufwies, diente ebenfalls als Schwerbewaffneter, aber ohne Panzer; die mit 10 Morgen oder 50,000 As führten noch Helm und Schild, die mit 5 Morgen oder 25,000 As bloß Lanze und Wurfspieß und die mit $2^1/_2$ Morgen oder 11,000 As nichts als Schleudern. Wer weniger oder gar nichts besaß, war militärfrei. Die Reichsten der ersten Klasse aber hatten Pferde zu rüsten und den Reiterdienst zu versehen. Auf diese Weise bekam

---

[1]) Das As war eine römische Kupfermünze, die nach und nach immer kleiner wurde. Von den oben gemeinten Assen gehen 10 auf einen Denar, die römische Silbermünze, die in älterer Zeit etwas mehr, in späterer etwas weniger wog als 1 Fr. Also sind die obigen Summen etwa gleich 10,000, 7500, 5000, 2500, 1100 Fr. Der römische Morgen beträgt $^1/_4$ Hektar, also etwa $^3/_4$ der schweizerischen Juchart.

Servius Tullius eine wehrpflichtige Mannschaft von nahezu 20,000 Köpfen, welche er in 193 Zenturien oder „Hundertschaften" teilte. Davon fielen 80 auf die erste, je 20 auf die drei folgenden und 30 auf die fünfte Klasse; dazu kamen 5 Zenturien Ersatzmänner, Werk- und Spielleute und endlich 18 Ritterzenturien. Um jeden in die Klasse und Zenturie zu weisen, die ihm gebührte, wurde alle vier Jahre eine Vermögensschatzung (census) angeordnet und eine feierliche Musterung auf dem Marsfelde über das neu eingeteilte Kriegsvolk gehalten. Ein großes Sühnopfer (lustrum) beschloß die Feier. Fortan durften sich die Plebejer so gut als römische Bürger betrachten wie die Patrizier, und wenn sie auch noch lange nicht alle Rechte derselben erhielten, so konnten sie jetzt doch Offiziere im Heere werden und nahmen an den Volksversammlungen teil, wo über kriegerische Angelegenheiten verhandelt wurde. Da stimmten alle Wehrpflichtigen nach ihrer militärischen Einteilung, nach den Zenturien. So gab es jetzt neben der alten Kurienversammlung (comitia curiata), an der bloß die Patrizier teilnahmen, eine neue, die Zenturienversammlung (comitia centuriata), an welcher jeder Waffenfähige, Patrizier oder Plebejer, seine Stimme einlegen durfte. Der Anfang zur Ausgleichung der beiden bisher getrennten Bestandteile des römischen Volkes war gemacht, und es ließ sich voraussehen, daß die ihrer Zahl und Macht bewußten Neubürger oder Plebejer, die ihre Staatslasten nun so gut wie die stolzen Altbürger, die Patrizier, trugen, nicht ruhen würden, bis sie auch gleiche Rechte errungen hätten.

IV. Ausgleichung der Stände.

1. Rom eine Republik. — Wie in Griechenland, so verschwand auch in Italien die Königsherrschaft nach und nach überall, und Republiken traten an ihre Stelle. Die Art, wie diese Umwälzung stattfand, war in den verschiedenen Staaten verschieden. Daß sie in Rom die Folge eines Volksaufstandes gegen die von allen gleich bitter empfundene Tyrannei des Tarquinius Superbus war, daß dieser mit seinem Geschlechte vertrieben wurde, daran läßt sich nicht zweifeln, mag auch das Ereignis durch die Sage vielfache Ausschmückungen erfahren haben. Man hat das Grab der verbannten Königsfamilie in der Etruskerstadt

Caere gefunden. Nichts war fortan in Rom verhaßter als der königliche Name; die bloße Beschuldigung, es strebe ein Bürger nach der Krone, genügte, um ihn ins Verderben zu stürzen. Die Regierung wurde jetzt zwei Konsuln übertragen, die, wie die Könige, zugleich die obersten Verwalter, Richter und Feldherren waren, aber nur auf ein Jahr gewählt wurden. Auch besaßen die Konsuln, außer im Kriege, nicht mehr die volle Gewalt über Leben und Tod der Bürger; denn jeder zur Hinrichtung oder zu Rutenstreichen Verurteilte konnte sich auf die Volksversammlung berufen, der es freistand, ihn zu begnadigen. Zum Zeichen dessen wurden aus den Rutenbündeln der Liktoren die Beile entfernt, solange die Konsuln in der Stadt weilten. Zuweilen, besonders in schweren Kriegen, schien es jedoch nötig, daß der Staat wieder ein einziges allmächtiges Haupt habe. Da ernannte denn auf den Wunsch des Senates einer der Konsuln einen Diktator, der wieder die volle königliche Gewalt besaß, dem jedermann unbedingt zu gehorchen hatte, der aber nie länger als sechs Monate im Amte bleiben durfte. Patrizier und Plebejer waren einträchtig zusammengestanden, um den Tyrannen zu verjagen, Patrizier und Plebejer wählten daher auch vereint die Vorsteher der Republik in der Zenturienversammlung, vor welcher die alte Kurienversammlung in den Hintergrund trat. Aber die Patrizier hatten es doch durchgesetzt, daß nur sie zu den Ämtern gewählt werden konnten; noch fast anderthalb Jahrhunderte blieben die Plebejer davon ausgeschlossen. Vor allem gewann jetzt der Senat an Macht; denn kein Beschluß, keine Wahl der Gemeinde war gültig, wenn er sie nicht bestätigte, und noch weniger als die Könige unternahmen die Konsuln etwas, ohne seinen Beirat vorher eingeholt zu haben. Allein auch im Senate herrschten die Patrizier unbedingt. Wohl waren ihm eine Anzahl Plebejer als „Zugeschriebene" beigegeben worden, daher die Anrede an den Rat „Väter und Zugeschriebene" (patres [et] conscripti); aber diese letzteren galten nicht als eigentliche Senatoren und durften nur mitstimmen, nicht mitsprechen. So bildeten die Patrizier einen bevorrechteten Adelsstand, und Rom war im Grunde eine Adelsrepublik geworden.

2. Krieg mit den Etruskern und Latinern. — Die Umwälzung hatte zunächst arge Zerrüttung im Innern und Schwäche

nach außen zur Folge. Das zeigte sich in einem Kriege gegen die Etrusker, denen die Römer sonst kräftig widerstanden hatten. Porsenna, der mächtige König der Etruskerstadt Clusium, zog jetzt mit zahlreichen Scharen heran und Rom mußte sich ihm ergeben, alle Waffen ausliefern und versprechen, fortan das Eisen bloß noch als Pflugschar zu gebrauchen. Nicht Rom rettete Latium vor der Unterjochung durch die Etrusker, sondern eine andere Latinerstadt, Aricia, vor deren Mauern Porsenna eine große Niederlage erlitt, die ihn zur Rückkehr zwang. Nicht lange, so schüttelten auch die Römer das fremde Joch wieder ab. Das ist der wahre Hergang des Krieges mit Porsenna. Aber die späteren Römer waren zu stolz und zu eitel, um sich diese Niederlage einzugestehen, und sie verstanden es, im Laufe der Zeit daraus einen der ruhmreichsten Abschnitte ihrer Geschichte zu machen. Die ersten Konsuln, erzählten sie, waren Brutus und Collatinus. Der vertriebene Tarquinius aber suchte mit allen Mitteln sich wieder in Besitz des Thrones zu setzen. Zuerst stiftete er eine Verschwörung an unter der vornehmen römischen Jugend, die jedoch entdeckt wurde. Auch die zwei Söhne des Brutus waren darein verwickelt, und der Konsul gab ein leuchtendes Beispiel strenger Gerechtigkeit, indem er sie wie die übrigen Verschwornen zum Tode verurteilte und vor seinen Augen hinrichten ließ. Hierauf wandte sich Tarquinius an die Etrusker und gewann den Porsenna für sich. Im Jahre 507 erschien dieser plötzlich, bemächtigte sich des Janiculums und wäre über die Pfahlbrücke in die Stadt gedrungen ohne die übermenschliche Tapferkeit eines Römers, des Horatius Cocles, der die Feinde zurückhielt, bis die Brücke hinter ihm abgebrochen war, sich hierauf in voller Rüstung in die Flut warf und glücklich an das andere Ufer hinüberschwamm. Aber nun schloß Porsenna Rom von allen Seiten ein und brachte es in die größte Bedrängnis. Da schlich sich Mucius, ein edler römischer Jüngling, durch das Lager der Etrusker bis zum Zelte des Königs, und als er hier einen vornehm gekleideten Mann erblickte, stieß er ihn nieder, im Glauben, es sei Porsenna. Allein es war nur dessen Schreiber gewesen. Mucius wurde ergriffen und vor den König geführt, der ihm durch furchtbare Drohungen nähere Angaben über sein Vorhaben abzwingen wollte. Da hielt der Römer seine Rechte über ein in der Nähe brennendes

Feuer und ließ sie ohne ein Zeichen des Schmerzes von den Flammen verzehren, zum Beweis, daß ihn keine Drohung erschrecke. Porsenna, von Bewunderung ergriffen, schenkte ihm Leben und Freiheit, und als Mucius, der fortan den Beinahmen Scävola, d. i. Linkhand, erhielt, ihm nun eröffnete, daß er nur einer von Dreihunderten sei, die sich gegen sein Leben verschworen, beeilte er sich, mit den Römern Frieden zu schließen. Doch mußten diese ihm edle Jünglinge und Jungfrauen als Geiseln stellen. Eine der letzteren, Clölia, entfloh mit ihren Gespielinnen, indem sie sich des Nachts in den Tiber stürzte und nach der Stadt hinüberschwamm. Die Römer schickten sie zurück, aber Porsenna, ihren Mut bewundernd, ließ sie frei. Bald gab er auch die übrigen Geiseln zurück, verwies den Tarquinius aus seiner Umgebung und hielt Friede und Freundschaft mit Rom. Auch die Latiner wollten die Schwäche Roms benutzen, um dessen Vormundschaft abzuschütteln. Sie erhoben sich, wie die Sage erzählt, ebenfalls auf Anstiften des Tarquinius. Am See Regillus, am Nordfuß des Albaner Gebirges, kam es zur Schlacht, in der die Römer mit Hilfe zweier Halbgötter, des Castor und Pollux, den glänzendsten Sieg errangen. Hierauf wurde das alte Bündnis zwischen Rom und Latium wieder hergestellt.

3. Auszug auf den heiligen Berg (494 v. Chr.). — Wie einst in Athen, so brachte auch in Rom die Abschaffung des Königtums zunächst eher eine Verschlechterung der Lage des Volkes mit sich. Nicht zufrieden damit, alle Ämter inne zu haben, rissen die Patrizier, die meist schon große Güter besaßen, auch noch die ausgedehnten Staatsländereien an sich, schalteten damit wie mit ihrem Eigentum und bereicherten sich so auf Kosten des Staates. Die Plebejer dagegen, größtenteils kleine Bauern, gingen reißend schnell der Verarmung entgegen. Über den fortwährenden Kriegen mußten sie ihre Felder vernachlässigen, ihre Häuser wurden von den Feinden niedergebrannt, ihre Äcker verwüstet, und suchten sie sich aufzuhelfen, indem sie bei ihren patrizischen Nachbarn Geld borgten, so verloren sie infolge der Wucherzinse und der furchtbar harten Schuldgesetze erst recht alles, was sie hatten, selbst ihr Leben und ihre Freiheit. Denn nach römischem Rechte verfiel der zahlungsunfähige Schuldner dem Gläubiger mit Leib und Leben, dieser konnte ihn töten oder als Sklaven verkaufen. Tiefe Erbitterung herrschte

deshalb im Volke. Als es im Jahre 494 v. Chr. zum Kriege gegen die Volsker gehen sollte, erschien auf dem Markte ein Alter in Lumpen, mit bleichem, abgezehrtem Antlitz. Die Menge erkannte in ihm einen ehemaligen tapferen Hauptmann. Er erzählte, der Krieg habe ihn in Schulden und Knechtschaft gestürzt und er sei soeben — hierbei wies er auf die Spuren der Geißelhiebe auf seinem Rücken — seinem unmenschlichen Herrn entflohen. Sofort durchtobte der Aufruhr die Stadt, und das Volk weigerte sich, ins Feld zu ziehen. Da beruhigten es die Feldherren durch Versprechungen. Allein nach vollbrachtem Kriegszuge weigerte sich der Senat hartnäckig, irgendwelche Erleichterung eintreten zu lassen. Jetzt zog die aufgebrachte Menge in kriegerischer Ordnung auf einen unweit Rom gelegenen Hügel, der von da an „heiliger Berg" genannt wurde, und drohte, dort eine eigene, selbständige Stadt zu gründen. Nun erst gab der Senat nach; der härtesten Schuldennot wurde abgeholfen und gegen das Versprechen, daß eine besondere Behörde zum Schutze der Plebs errichtet werden solle, kehrte diese zum Gehorsam zurück.

4. Die Volkstribunen. — Diese Behörde waren die Volkstribunen, anfänglich 2, später 10 Männer, die von der Plebs und aus ihr je auf ein Jahr gewählt wurden. Ihre Aufgabe war, jedem ungerecht Verfolgten Schutz zu gewähren. Daher durften sie sich nicht von Rom entfernen und ihr Haus mußte Tag und Nacht offen stehen. Sie hatten das Recht, die Vollziehung der Befehle der Konsuln und aller andern Behörden zu hindern durch das Wort „Veto", d. h. ich verbiete, und Zuwiderhandelnde zur Strafe zu ziehen. Sie konnten durch ihr Einschreiten (intercessio) sogar Senatsbeschlüsse ungültig machen. Sie selbst waren unverletzlich. Wer sich an ihnen vergriff oder sie an der Ausübung ihres Amtes hinderte, verfiel dem Fluche der Götter und sollte ungestraft von jedem getötet werden können. Ihre Wahl fand statt in einer besonderen Versammlung der Plebs, in der (seit 471) nach Tribus, d. h. nach Bezirken, deren es jetzt 21, 4 städtische und 17 ländliche, gab,[1]) abgestimmt wurde. So entstand eine dritte Art Volksgemeinde, die Tributkomitien (comitia tributa).

[1]) Später wurde die Zahl allmählich auf 35 erhöht, wobei sie stehen blieb.

5. Coriolan und Spurius Cassius. — Die Patrizier waren äußerst erbittert über diese mächtigen Volksvorsteher. Davon zeugt folgender, freilich ebenfalls sagenhaft gefärbter Vorfall. Es entstand eine große Teuerung in Rom, und der Staat kaufte Getreide ein, um es billig ans Volk ablassen zu können. Ein kriegsberühmter Senator, Marcius, der von einer volskischen Stadt, Corioli, die er erobert, den Beinamen Coriolan erhalten hatte, machte nun den Vorschlag, das Getreide nur unter der Bedingung dem Volke zu verkaufen, daß es auf seine Tribunen verzichte. Kaum vernahmen es diese, so forderten sie den stolzen Patrizier vor Gericht. Coriolan floh jedoch zu seinen alten Feinden, den Volskern, und führte sie rachedürstend gegen die Vaterstadt. Schon war diese in großer Not; da zogen die römischen Frauen, Coriolans Mutter und Gemahlin voran, hinaus vor das Lager der Feinde. Der Feldherr wollte seine Mutter umarmen; doch diese wies ihn zurück, bis sie wisse, ob sie ihren Sohn oder einen Feind des Vaterlandes vor sich sehe. Erschüttert durch die Worte der Mutter, führte Coriolan die Volsker von Rom weg und wurde dafür von diesen umgebracht. — Anderseits gab es auch Patrizier, die auf seiten des Volkes standen. Der hochangesehene Spurius Cassius, der wiederholt Konsul gewesen war und zweimal wegen seiner Siege trumphiert hatte, stellte den Antrag, einen Teil des Gemeindelandes unter die bedürftigen Plebejer zu verteilen. Der Adel erhob sich wie ein Mann dagegen, beschuldigte ihn, er strebe nach der Königswürde, und die Erinnerung an das verhaßte Wort genügte, um die Menge, deren Wohl Cassius wollte, dahin zu bringen, daß sie ihn dem Henker überlieferte.

6. Die Zehnmänner (451—449 v. Chr.). — Noch immer hatten die Plebejer viel von der Willkür der patrizischen Beamten zu leiden; denn ein geschriebenes Gesetz gab es nicht und die Konsuln richteten nach ihrem Belieben. Daher machte ein Volkstribun den Vorschlag, eine Anzahl Männer mit dem Auftrage zu wählen, geschriebene Gesetze zu erlassen. Der Adel erblickte auch darin einen Angriff auf seine Rechte, und erst nach zehnjährigem erbittertem Streiten gab der Senat, ohne dessen Zustimmung damals noch kein Volksbeschluß gültig war, nach. Zuerst ging eine Gesandtschaft in die griechischen Kolonien Unteritaliens, sowie nach Athen, um die dortigen Einrichtungen kennen

zu lernen. Dann wurde (451 v. Chr.) bestimmt, daß das Volk einen Ausschuß von zehn Männern (decemviri) auf ein Jahr wählen solle, die zugleich die Gesetze abzufassen und den Staat zu regieren hätten. Während dieser Zeit sollte es weder Konsuln noch Volkstribunen geben, dafür durften aber auch Plebejer in die neue Behörde gewählt werden. Die Zehnmänner stellten zehn kupferne Gesetzestafeln öffentlich an der Rednerbühne auf, damit jedermann sie lesen könne. Da indes damit die Gesetzgebung noch nicht vollendet war, wurden Dezemvirn auch für das folgende Jahr gewählt. Als diese zwei weitere Tafeln hinzugefügt hatten und ihre Aufgabe beendigt war, begannen sie, so wurde wenigstens später erzählt, auf Anstiften ihres Hauptes, des hochmütigen Patriziers Appius Claudius, eine tyrannische Gewaltherrschaft auszuüben, und weigerten sich nach Ablauf ihres Amtsjahres, ihre Würde niederzulegen. Anfangs fügte sich das Volk und zog selbst zum Kriege aus; als jedoch ein tapferer Offizier, der durch seine freimütigen Reden den Zorn der Machthaber erregt hatte, auf ihr Anstiften ermordet wurde, geriet das Heer in dumpfe Gärung. Bald kam die Nachricht von einer noch viel empörenderen Gewalttat. Appius Claudius hatte die Tochter eines angesehenen Plebejers, die schöne Virginia, auf offener Straße ergreifen und auf den Markt vor seinen Richterstuhl schleppen lassen, um sie in seine Gewalt zu bringen. Ein Elender, den er dazu angestellt hatte, behauptete, das Mädchen sei ein Sklavenkind und ihm gestohlen worden, und Appius sprach sie ihm ohne weiteres als Eigentum zu. Als der bestürzte Vater sein Kind nicht aus der Gewalt des schrecklichen Mannes befreien konnte, wollte er sie lieber tot sehen als entehrt und stieß ihr ein Messer in die Brust. Dann eilte er mit dem Bräutigam des Mädchens ins Lager, wo sofort der Aufruhr ausbrach. Als selbst jetzt noch die Dezemvirn nicht nachgeben wollten, zogen die Plebejer in kriegerischer Ordnung auf den heiligen Berg, von da auf den Aventin. Da zwang der Senat die Machthaber zur Abdankung; zwei bei der Menge angesehene Patrizier, Valerius und Horatius, vermittelten einen Vergleich, wonach die frühere Verfassung mit einigen Änderungen wieder hergestellt wurde. Appius Claudius und einer seiner Genossen entleibten sich selbst im Gefängnis, während die acht andern in die Verbannung gingen.

7. *Das Gesetz des Canulejus* (445 v. Chr.). — Bald erlangte die Plebs einen neuen, großen Sieg. Noch im Zwölftafelgesetze waren Ehen zwischen Patriziern und Plebejern untersagt worden; jetzt stellte der Volkstribun *Canulejus* (445 v. Chr.) den Antrag, jenes Gesetz, das die Bürgerschaft in zwei Kasten schied, aufzuheben, und verlangte zugleich, daß den Plebejern auch Zutritt zum Konsulate gestattet werde. Wieder leistete der Adel hartnäckigen Widerstand. Zuletzt gab er nach in bezug auf den ersten Antrag und auf den zweiten insofern, als man übereinkam, in Zukunft dürften statt der Konsuln außerordentliche Beamte, *Kriegsoberste mit konsularischer Gewalt*, auch aus dem Plebejerstande gewählt werden. Jährlich erneuerte sich nun der Kampf, ob patrizische Konsuln oder ausnahmsweise Kriegsoberste aus beiden Ständen ernannt werden sollten. Freilich wußte der Adel, auch wann das letztere beschlossen wurde, durch alle möglichen Ränke die Wahl von Plebejern fast immer zu hintertreiben. Für alle Fälle aber schwächten die Patrizier das höchste Amt, indem sie die Schatzung und Einteilung der Bürger einer neuen Behörde übertrugen, den *zwei Zensoren*, die nur aus ihrer Mitte genommen werden durften.

8. *Camillus erobert Veji* (406—396 v. Chr.). — Während der inneren Kämpfe ruhten die äußeren nicht. Fortwährend hatten die Römer und Latiner mit den umgebenden Völkerschaften Krieg zu führen, und es war ihnen gelungen, allmählich die Kraft derjenigen im Süden und Osten, der *Volsker*, *Sabiner* u. a. zu brechen. Weit gefährlicher waren aber die Feinde im Norden, die *Etrusker*. Insbesondere mit dem volkreichen *Veji*, der etruskischen Nachbarstadt, hatte Rom schon eine Reihe der schwersten Kämpfe bestanden. Da entschloß es sich zur äußersten Anstrengung, um die Todfeindin zu vernichten. Bisher war das Heer nur im Sommer ausgezogen, und die Bürger hatten ohne Sold gedient. Jetzt aber galt es, eine feste Stadt durch regelmäßige Belagerung zu bezwingen, d. h. im Sommer und Winter, jahraus jahrein im Felde zu liegen, und es war nur billig, daß der Senat beschloß, die Krieger mit Sold zu entschädigen. Aber schon standen die Römer im zehnten Jahre umsonst vor der feindlichen Stadt, wie einst die Griechen vor Troja. Da wurde der kriegstüchtige *Furius Camillus* zum Diktator ernannt. Heimlich ließ er einen unterirdischen

Gang in die Stadt hineingraben, und während die Vejenter dem Angriff auf die Mauern wehrten, brachen plötzlich Bewaffnete in ihrem Rücken aus der Erde hervor und öffneten die Tore. So wurde Veji erobert. Die Einwohner wurden zu Sklaven gemacht, ihr Land unter die römischen Bürger verteilt und die Stadt zur Zerstörung bestimmt. Noch mußte sich eine Reihe von Städten im südlichen Etrurien vor der Tapferkeit des Camillus beugen.

9. Die Gallier in Rom (390 v. Chr.). — Während die Römer im Begriffe standen, sich die Etrusker zu unterwerfen, wälzte ein neues Volk sich einer Lawine gleich heran, das Römer und Etrusker zugleich zu zermalmen drohte. Den wilden Galliern oder Kelten, die jenseits der Alpen, zwischen Rhein und Atlantischem Ozean, im heutigen Frankreich wohnten, war ihre Heimat zu eng geworden. Große Schwärme waren gegen Ende des 5. Jahrhunderts teils über den Rhein gedrungen, hatten Süddeutschland und die Donaulande eingenommen, teils das Gebirge überstiegen und sich in die fruchtbare Poebene ergossen, wo sie die reichen Städte der Etrusker eroberten und ein neues Gallien „diesseits der Alpen" (Gallia Cisalpina) gründeten. Schon drangen sie über die Päſſe des Apennin ins eigentliche Etrurien und brachten die Heimat des Porsenna, die Stadt Clusium, in solche Not, daß sie die Hilfe der Römer anrief. Statt Soldaten erschienen jedoch bloß Gesandte, welche durch ihr hochmütiges Benehmen den Zorn der Gallier erregten, so daß diese von der Belagerung Clusiums abließen und 390 v. Chr. auf Rom los zogen. Siegesgewiß marschierten ihnen die Römer entgegen, denn seit dem Falle Vejis hielten sie sich für unüberwindlich. Als sie aber am Bache Allia, der einige Meilen oberhalb Roms in den Tiber floß, auf die nordischen Barbaren stießen, ergriff sie ein jäher Schrecken ob dem Anblicke der riesenhaften Feinde, die mit entsetzlichem Kampfgeschrei und unwiderstehlichem Ungestüm auf sie losstürzten. In einem Augenblicke waren die römischen Heerhaufen in wilde Flucht aufgelöst. Die meisten retteten sich über den Tiber in die Gegend von Veji und gaben die Hauptstadt dem Feinde preis. Glücklicherweise ließ dieser den wenigen Kriegern in Rom Zeit, die Burg auf dem Kapitol zu besetzen und sie mit Lebensmitteln zu versehen. Die übrige Bevölkerung floh, und als die Barbaren am dritten

Tage nach der Schlacht einzogen, fanden sie alles leer. Nur hie und da saßen in den Hallen ihrer Häuser auf elfenbeinernen Stühlen, regungslos wie Bildsäulen, ehrwürdige Greise, achtzig Senatoren mit den Abzeichen ihrer Würde. Zu stolz zur Flucht, wollten diese den Untergang der Heimat nicht überleben und fanden den erwünschten Tod unter den Streichen der Gallier. Die Stadt wurde geplündert und vollständig in Asche gelegt. Aber das Kapitol hielt stand. Einmal versuchten die Gallier in der Nacht den Burgfelsen zu erklimmen. Schon war einer oben und die Wache schlief. Da weckten die heiligen Gänse der Juno durch ihr Geschnatter einen heldenmütigen Patrizier, Manlius Capitolinus, der hinauseilte und den oben stehenden Feind samt den nachkletternden in die Tiefe stürzte. Mittlerweile kamen des Manlius Kameraden herbei und der Angriff wurde gänzlich vereitelt. Nach sieben Monaten wurden die Gallier der Belagerung müde und gegen tausend Pfund Gold erklärten sie sich zum Abzuge bereit. Als das Gold gewogen wurde, warf ihr Anführer Brennus noch sein Schwert zu den Gewichtsteinen mit den Worten: „Wehe den Besiegten!" Hierauf zogen sie mit ihren Reichtümern von dannen. Den späteren Herren der Welt behagte der Schimpf dieses Loskaufs wenig. Daher ersannen sie eine Fabel, wonach Camillus plötzlich mit seinem Heere erschienen sei, die Gallier bis auf einen völlig vernichtet und ihnen das Gold wieder abgenommen habe. Ein wirkliches Verdienst aber erwarb sich Camillus um seine Vaterstadt, indem er die Bürger, die kleinmütig nach dem leeren Veji, dessen Mauern und Häuser noch standen, übersiedeln wollten, davon abhielt und sie ermunterte, die zerstörte Heimat wieder aufzubauen. Das geschah in solcher Eilfertigkeit, daß das neue Rom mit seinen engen und krummen Gassen eine sehr häßliche Stadt wurde.

10. Tod des Manlius. — Schwer hatte unter diesem Unglück das Volk zu leiden. Viele Plebejer waren gänzlich verarmt und mußten sich über und über verschulden, um nur ihre Häuser wieder aufzubauen und Vieh und Ackergeräte neu anzuschaffen. Die Schuldgesetze aber waren um nichts milder als zuvor, und mancher Bürger fiel der Knechtschaft anheim. Das schnitt dem Retter des Kapitols, dem Manlius Capitolinus, ins Herz, und wenn er einen seiner tapfern

Kriegskameraden ins Schuldgefängnis abführen sah, so trat er für ihn ein, löste ihn mit seinem eigenen Gelde aus und geißelte in lauten Worten solche Schmach. Da erhoben die Patrizier gegen ihn die Anklage, er buhle um die Gunst der Menge, um sich zum Tyrannen aufzuwerfen. Ein erstes Mal sprach das Volk ihn frei, da Manlius statt aller Verteidigung auf das von ihm gerettete Kapitol hinzeigen konnte. Als es aber an einem Orte versammelt wurde, wo die Burg nicht zu erblicken war, hatte die Beschuldigung den gewünschten Erfolg. Manlius erlitt die Strafe der Hochverräter, indem er von einem Felsen am Kapitol hinuntergestürzt wurde.

11. Die Gesetze des Licinius und Sextius (367 v. Chr.). — Allein wenige Jahre nach der Hinrichtung des Manlius fand die Plebs zwei ausgezeichnete Führer, die entschlossen waren, nicht zu ruhen, bis der Not der Armen abgeholfen und die Allmacht der Patrizier gebrochen sei. Es waren dies die beiden Volkstribunen Gaius Licinius und Lucius Sextius, welche 376 v. Chr. drei Anträge stellten: 1. daß von den Schulden die bereits bezahlten Zinse in Abzug gebracht, der Rest aber binnen drei Jahren zurückbezahlt werden solle; 2. daß kein Bürger mehr als 500 Morgen Gemeindeland in Besitz nehmen und keiner mehr als 100 Stück großes und 500 Stück kleines Vieh auf die öffentlichen Weiden treiben dürfe, womit den Patriziern unmöglich gemacht werden sollte, die Staatsländereien für sich allein in Beschlag zu nehmen; 3. daß in Zukunft immer Konsuln gewählt werden sollten, von denen aber einer ein Plebejer sein müsse, in dem Sinn, daß der andere ein Patrizier sein solle. Die Patrizier stellten sich unter der Führung des Kriegshelden Camillus mit gewohnter Hartnäckigkeit diesen Neuerungen entgegen. Immer wieder wählte das Volk dieselben Männer zu Tribunen und immer wieder verwarf der Senat ihre Anträge. Erst nach zehn Jahren schweren Parteihaders gab der Adel endlich nach, und Lucius Sextius wurde der erste plebejische Konsul. Camillus aber, jetzt ein achtzigjähriger Greis, stiftete am Abhange des Kapitols gegen das Forum hin der „Eintracht" einen prächtigen Tempel. Er durfte das, denn die Schranken, die seit anderthalb Jahrhunderten die römische Bürgerschaft in zwei feindliche Völker geschieden hatten, waren jetzt im ganzen und großen gebrochen.

12. Appius Claudius (312 v. Chr.). — Zwar suchten sich die Patrizier für den verlorenen Alleinbesitz des Konsulats zu trösten, indem sie, wie früher die Zensur, so jetzt das Richteramt davon abtrennten und es besonderen patrizischen Beamten, den Prätoren, übertrugen, sowie ein anderes von ihnen ausschließlich zu besetzendes Amt, das der kurulischen Ädilen, schufen. Allein in den nächsten vierzig Jahren eroberte sich die Plebs den Zugang zu all diesen Würden, sowie zur Diktatur, und im Jahre 300 wurden ihr selbst die Priestertümer eröffnet. Auch wurde dem Senate das Recht, einen Volksbeschluß umzustoßen, genommen, und einen Unterschied zwischen patrizischen und plebejischen Senatoren gab es jetzt nicht mehr. Selbst ein Mann aus dem Geschlechte, das sonst als das stolzeste und härteste galt, Appius Claudius, trug dazu bei, die Gleichheit der Bürger vor dem Gesetze zu fördern. Als er 312 v. Chr. Zensor war, verlieh er, ohne den Senat oder das Volk zu fragen, auch den nicht grundbesitzenden Einwohnern Roms, die bisher vom Kriegsdienst und Stimmrecht ausgeschlossen gewesen, das volle Bürgerrecht und reihte sie in die Tribus und Zenturien ein. So war das römische Volk in sich eins geworden und mit unwiderstehlicher Kraft betrat es nun die Heldenlaufbahn, die es zunächst zur Eroberung Italiens und dann zur Gewinnung der Weltherrschaft führen sollte.

V. Einigung Italiens unter Rom.

1. Der erste Samnitenkrieg (343—341 v. Chr.). — Schon hatten die Römer ihre Nachbarvölker, die Sabiner, Volsker, die südlichen Etrusker u. a., sich unterworfen. Die Gallier brachen zwar noch mehrere Male in Latium ein, wurden aber zuletzt so nachdrücklich geschlagen, daß sie es vorzogen, sich fortan in Norditalien ruhig zu verhalten. Dafür gerieten die Römer 343 v. Chr. mit den Samniten, die seit der Unterjochung der Volsker ihre östlichen Nachbarn geworden waren, in einen gewaltigen Krieg, der erst mit der Unterwerfung Italiens sein Ende nahm. Die Samniten waren nämlich ein abgehärtetes, freiheitsliebendes Bergvolk, das dem römischen an kriegerischer Tüchtigkeit nichts nachgab und es an Zahl und Gebiet übertraf. Aber es fehlte ihnen die feste Einheit des römischen Staates; sie

zerfielen in eine Menge kleiner, von einander unabhängiger Kantone, die sich nicht immer gehörig unterstützten. Eine gemeinsame, kräftige Regierung gab es bei ihnen nicht und darum gingen sie trotz aller Tapferkeit zugrunde. Die beiden Völker hatten vor nicht langer Zeit ein Freundschaftsbündnis miteinander geschlossen, als die beiderseitige Ländergier sie zu bittern Feinden machte. Die Samniten belagerten das reiche Kapua in Kampanien. Als diese Stadt die Römer zu Hilfe rief und ihnen ihre Unterwerfung anbot, konnten sie der lockenden Aufforderung nicht widerstehen. Sie schickten ein Heer nach Kampanien, das nach der römischen Sage glänzende Siege über die Samniten erfochten haben soll. Tatsache ist, daß schon nach zwei Jahren ein Friedens- und Freundschaftsvertrag geschlossen wurde, wonach die Römer Kapua behielten, den Samniten aber dafür andere Kampanerstädte preisgaben.

2. Der Aufstand der Latiner. Manlius Torquatus (340 v. Chr.). — Seit Jahrhunderten waren die Latiner an der Seite der Römer gegen die gemeinsamen Feinde gezogen, aber nur selten war ihnen etwas von der Beute und dem Ländergewinn zuteil geworden. Längst war die ursprüngliche Gleichheit zwischen Rom und den übrigen Latinerstädten verschwunden, jenes war aus der Führerin die Herrin des Bundes geworden und beutete seine Stellung mit Härte aus. Unmittelbar nach dem Samnitenkriege kam die unter den Latinern gärende Unzufriedenheit zum Ausbruch; trotzig verlangten sie, daß sie sämtlich das römische Bürgerrecht bekommen und daß die Hälfte des Senats, sowie ein Konsul aus ihnen genommen werden sollten. So gerecht diese Forderung war, die Römer wiesen sie mit Entrüstung zurück und griffen zu den Waffen. Aber die Latiner waren kriegstüchtig wie sie; die Volsker, sowie die ihrer Untertänigkeit schon überdrüssigen Kampaner schlossen sich ihnen an, und es brauchte von seiten der Römer die größte Umsicht, um den Sieg zu gewinnen. Ihr Feldherr, Titus Manlius Torquatus, war der rechte Mann dazu. Mit eiserner Strenge hielt er Mannszucht im Heere; den eigenen Sohn, der sich gegen seinen Befehl mit dem Feinde in ein Gefecht einließ, ließ er, obwohl er dasselbe siegreich bestanden hatte, ohne Gnade unter dem Beile sterben. „Manlische Strenge“ war seitdem

sprichwörtlich bei den Römern. Die Entscheidungsschlacht fand 340 v. Chr. statt bei Trifanum, nördlich von der Mündung des Volturno, wo Manlius über die vereinten Latiner und Kampaner einen vollständigen Sieg erfocht. Der latinische Bund wurde aufgelöst und jede Stadt in ein besonderes Abhängigkeitsverhältnis zu Rom gebracht. Auch wurden den Besiegten große Strecken Landes weggenommen und römische Bürger darauf angesiedelt. Als ein Denkmal an diesen Krieg schmückten die Schiffsschnäbel (rostra), welche die Römer den Galeeren der Seestadt Antium, der bedeutendsten Feste der Volsker, abgenommen, fortan die Rednerbühne auf dem Forum.

3. Der zweite Samnitenkrieg. Papirius Cursor und Fabius Rullianus (326—304 v. Chr.). — Im Latinerkriege hatten die Samniten den Römern als Verbündete Beistand geleistet, zu ihrem eigenen Unheil. Denn kaum fünfzehn Jahre nach dem Frieden erklärten ihnen diese wegen der Besitznahme von Neapel wiederum den Krieg. Die Römer stellten den Papirius Cursor als Diktator an ihre Spitze, einen ausgezeichneten, aber harten und strengen Feldherrn. Sein Unterfeldherr oder „Reiterführer" (magister equitum) war der Patrizier Fabius Rullianus, ebenfalls ein begabter Führer. Schon war das römische Heer in Samnium eingedrungen, als Papirius sich genötigt sah, nach Rom zurückzueilen. Aufs strengste verbot er dem Fabius, während seiner Abwesenheit sich in eine Schlacht einzulassen. Allein die Samniten reizten diesen so lange, bis er den Kampf begann. Fabius erfocht einen glänzenden Sieg; aber das erste, was Papirius nach seiner Rückkunft tat, war, daß er über seinen Untergebenen wegen Ungehorsams das Todesurteil fällte. Umsonst murrte das Heer und baten die Offiziere; der Diktator beharrte auf der Vollstreckung des Urteils. Fabius floh nach Rom, doch Papirius eilte ihm auch dorthin nach und ließ sich weder durch die Bitten des Senats noch durch die Einsprache der Volkstribunen von seinem Vorsatze abbringen. Da sank der Verurteilte und mit ihm sein Vater vor dem harten Manne auf die Knie und flehte um Gnade. Jetzt, nachdem so die Heiligkeit der militärischen Disziplin gesiegt hatte, schenkte der Diktator dem Fabius das Leben, entsetzte ihn aber seines Amtes und ernannte einen andern Reiterführer. Papirius schlug hierauf die

Samniten ebenfalls, so daß sie um Friede baten. Da sie in Rom kein Gehör fanden, rüsteten sie sich zu verzweifelter Gegenwehr, und als 321 v. Chr. ein römisches Heer unter Anführung der beiden Konsuln des Jahres von Kampanien her durch die kaudinischen Engpässe wieder in ihr Land eindringen wollte, gelang es ihrem trefflichen Anführer, Gavius Pontius, es in ungünstiger Lage völlig einzuschließen. In der Hand der Samniten lag es, vier römische Legionen samt den beiden Konsuln zu vernichten. Gavius Pontius zog es vor, mit den gefangenen Konsuln einen für beide Teile billigen Frieden zu schließen, worauf er dem gefangenen Heere den Abzug erlaubte; doch mußten die Römer vorerst ihre Waffen ausliefern und unter dem Jochgalgen durchkriechen, zum Zeichen, daß sie besiegt seien. Aber die Großmut des Gavius Pontius wurde übel belohnt. Ohne sich um den Eid der Konsuln und Offiziere zu kümmern, stieß der Senat in Rom den Vertrag unter allerlei Vorwänden um und glaubte sich reinzuwaschen, wenn er die Führer, die ihn abgeschlossen, den Samniten ausliefere. Diese waren hochherzig genug, an den Unglücklichen keine Rache zu nehmen und bereiteten sich zu neuen Kämpfen. — Fünfzehn Jahre schon dauerte der Krieg mit wechselndem Glücke, als sich die Etrusker mit den Samniten verbündeten und Rom dadurch in große Gefahr geriet. Da erwählte das Volk den Fabius Rullianus zum Konsul. Er selbst gedachte gegen die Etrusker zu ziehen, gegen die Samniten aber ernannte er auf den Wunsch des Senates seinen Todfeind Papirius zum Diktator und gab damit ein erhebendes Beispiel, wie man persönliche Rücksichten dem Wohle des Landes nachsetzen soll. Tief in Etrurien drang Fabius ein und schlug die tapfer fechtenden Feinde in einer großen Schlacht am Vadimonischen See, rechts vom mittleren Tiber (310 v. Chr.), so daß sie bald die Waffen niederlegten. Inzwischen errang der greise Papirius ebenso entscheidende Siege über die Samniten. Zu spät erkannten jetzt die übrigen Stämme in Mittelitalien, die Umbrer, Marser u. a., daß mit dem Untergang des tapferen Volkes es auch um ihre Freiheit geschehen sei, und erhoben sich verzweiflungsvoll. Sie alle wurden besiegt, und als die Hauptfeste der Samniten, Bovianum, erstürmt war, mußten sich diese zu einem Frieden bequemen, wie er den Römern gefiel.

4. Der dritte Samnitenkrieg. Decius Mus (298 bis 290 v. Chr.). — Der Friede war jedoch nur ein Waffenstillstand, während dessen beide Teile nach Kräften zum letzten, entscheidenden Waffengange rüsteten. Schon nach sechs Jahren erhoben sich die Samniten aufs neue, ihnen schlossen sich die Umbrer, Etrusker und selbst die Gallier im Norden des Apennin an. Im Jahre 295 gelang es den vier Völkern, sich zu einem furchtbaren Heerhaufen zu vereinigen. Nicht mehr bloß Roms Oberherrlichkeit, seine Existenz stand auf dem Spiele. Daher machte es die höchsten Anstrengungen. Wer irgend Waffen tragen konnte, mußte zum Heere. Zu Konsuln wurden der hochbejahrte Etruskersieger Fabius und ein anderer erprobter Feldherr, der Plebejer Decius Mus, gewählt. Diese zogen gegen die in Umbrien vereinten Gallier und Samniten, und bei Sentinum, einer Stadt auf dem Ostabhange des Apennin, kam es zur entscheidenden Schlacht. Von beiden Seiten wurde mit dem Mute der Verzweiflung gestritten. Schon brachten die gallischen Streitwagen den linken Flügel, wo Decius Mus befehligte, in Verwirrung. Da rief Decius den Oberpriester herbei und ließ durch diesen sein eigenes Haupt samt dem Heer der Feinde den Göttern der Unterwelt weihen. Dann stürzte er sich ins dichteste Gewühl und fand den gesuchten Tod. Mit wilder Begeisterung drangen die Römer dem heldenmütigen Führer nach, die Gallier flohen, und nun wichen auch die Samniten, die lange dem rechten Flügel unter Fabius stand gehalten. Die Römer zählten 9000 Tote; aber der Sieg war gewonnen und brachte ihnen die Herrschaft über Italien. Alles stand ab vom ungleichen Kampfe, nur die Samniten nicht. Aber was half ihre verzweifelte Tapferkeit, die Römer erstürmten ihre Festungen eine um die andere. Noch erfocht Gavius Pontius, vielleicht der Sohn des Siegers von Caudium, einen letzten Sieg, den die Römer niedrig genug an dem Edeln rächten, indem sie ihn, als er später in ihre Hände geriet, im Triumph aufführen und hierauf im Kerker hinrichten ließen. Nach siebenunddreißigjährigem furchtbarem Ringen unterwarf sich endlich das zum Tode erschöpfte Heldenvolk.

5. Krieg mit Tarent und Pyrrhus (281—272 v. Chr.). — In den nächsten Jahren beugten sich die Völker Süditaliens samt

den griechischen Kolonien freiwillig oder gezwungen unter Roms Oberherrlichkeit. Nur Tarent, die größte und reichste Griechenstadt der Halbinsel, rühmte sich noch seiner Unabhängigkeit. Wie alle Hellenen, waren auch die Tarentiner stolz auf ihre demokratische Freiheit, aber sie fanden es lästig, das Nötige zu deren Verteidigung zu tun. Sehnsüchtig hatten die Samniten auf Hilfe von ihrer Seite gehofft; aber die Tarentiner hatten es bei bloßen Worten bewenden lassen. Desto größer war jetzt ihr Haß gegen das siegreiche Rom. Ein alter Vertrag untersagte römischen Flotten, in den Golf von Tarent einzulaufen. Als trotzdem 282 v. Chr. zehn römische Kriegsschiffe ohne feindliche Absichten im Hafen der Stadt erschienen, fielen die Tarentiner über sie her, bohrten fünf in den Grund, metzelten ihre Mannschaft nieder und zwangen die übrigen zur Flucht. Eine römische Gesandtschaft, die Genugtuung verlangte, wurde schnöde beschimpft und abgewiesen. Da erklärten die Römer Tarent den Krieg, und da die Stadt sich allein zu schwach fühlte, rief sie den König Pyrrhus von Epirus in Griechenland herbei. Ursprünglich ein vertriebener Fürstensohn, aber hochbegabt, hatte Pyrrhus im Gefolge der makedonischen Generale sich in den Diadochenkriegen zum ausgezeichneten Feldherrn herangebildet, sein väterliches Reich zurückgewonnen und erweitert. Jetzt ergriff er begierig die Gelegenheit, für den Westen das zu werden, was Alexander der Große für den Osten geworden. Er setzte mit 25000 Mann zu Roß und zu Fuß und 20 Elefanten nach Tarent über und hielt strenge Zucht in der üppigen Stadt, die bald fühlte, daß sie einen Meister bekommen. Dann rückte er den Römern entgegen und lieferte ihnen eine Schlacht bei Herakleia, etwas südwestlich von Tarent. Zum ersten Male maß sich die makedonisch-griechische Kriegskunst mit der römischen und noch trug jene den Sieg davon. Hauptsächlich durch die ihnen ganz unbekannten Elefanten erlitten die Römer trotz aller Tapferkeit eine furchtbare Niederlage (280 v. Chr.). Aber die vielen Krieger, die der Sieg den Pyrrhus gekostet hatte, belehrten ihn, daß hier keine leichten Lorbeeren zu holen waren. Er sandte daher seinen Vertrauten Kineas nach Rom und bot der Stadt den Frieden an unter der Bedingung, daß sie auf die Herrschaft über Unteritalien und die Samniten, die im Vertrauen auf seine Hilfe die römische Herrschaft

wieder abgeschüttelt hatten, Verzicht leisten solle. Der eindringlichen Beredsamkeit seines geschickten Gesandten gelang es, den Senat ins Schwanken zu bringen. Da ließ sich der alte erblindete Appius Claudius, der Zensor des Jahres 312 v. Chr., der sich sonst längst von den Staatsgeschäften zurückgezogen hatte, in seiner Sänfte in den Rat tragen. Mit zürnenden Worten beschämte der Greis das jüngere Geschlecht wegen seines Kleinmutes, und nun erhielt der König die stolze Antwort, daß Rom mit dem Feinde nicht unterhandle, solange er auf italischem Boden stehe. Kineas aber sagte bei seiner Rückkehr, der Senat sei ihm erschienen wie eine Versammlung von Königen. Auch ein Marsch des Pyrrhus bis in die Nähe von Rom vermochte die Römer nicht zu schrecken; sie stellten sich ihm in solcher Stärke entgegen, daß er für gut fand umzukehren. Noch einmal hoffte der König auf Frieden, denn es kam eine römische Gesandtschaft in sein Lager, an ihrer Spitze der arme, aber hochangesehene Plebejer Gajus Fabricius. Doch dieser wollte nur wegen Auswechslung der Gefangenen unterhandeln, und als Pyrrhus ihn zu bestechen versuchte, wies er sein Gold mit Entrüstung zurück, was die entarteten Römer der späteren Zeit als etwas Außerordentliches priesen. Im nächsten Frühjahre entbrannte also der Krieg aufs neue, und bei Auskulum in Apulien errang Pyrrhus einen zweiten Sieg, wiederum vorzüglich mit Hilfe der Elefanten. Aber das verschanzte Lager barg das römische Heer vor weiterer Verfolgung, und so groß war auch der Verlust des Königs, daß er ausgerufen haben soll: „Noch ein solcher Sieg und ich bin verloren!" So stand er vorläufig vom Kampfe mit den Römern ab. Ja, als Fabricius, der inzwischen zum Konsul gewählt worden war, dem König dessen Leibarzt auslieferte, der sich anerboten hatte, ihn gegen gute Bezahlung zu vergiften, ließ er, um diesen Edelmut zu erwidern, alle römischen Kriegsgefangenen ohne Lösegeld frei und folgte einer Einladung der sizilischen Griechen, ihnen gegen die Karthager zu helfen. Aber auch in Sizilien hatte er kein Glück, indem die Griechen bald seiner Soldatenherrschaft überdrüssig wurden und sich mit ihren früheren Feinden gegen ihn verbanden. Daher kehrte er nach dem Festlande zurück und eilte den Samniten, die von den Römern aufs schwerste bedrängt wurden, zu Hilfe. An

der Spitze des römischen Heeres stand der Konsul Manius Curius, der, wie Fabricius ein einfacher Plebejer, durch seine Tüchtigkeit und Uneigennützigkeit die Hochachtung seiner Mitbürger gewonnen hatte. Als einst sabinische Gesandte zu ihm gekommen waren, hatten sie ihn in bäuerlichem Gewande in seiner Hütte getroffen, wie er seine aus Rüben bestehende Mahlzeit von einem hölzernen Teller verzehrte. Dieser Bauer brachte dem stolzen König bei der Samnitenstadt Benevent eine vernichtende Niederlage bei. Auch hier entschieden die Elefanten, aber diesmal für die Römer, da sie sich, durch Brandpfeile scheu gemacht, auf die eigenen Leute warfen (275 v. Chr.). Jetzt kehrte Pyrrhus entmutigt nach Griechenland zurück, wo er drei Jahre später bei der Erstürmung der Stadt Argos ein elendes Ende fand, indem eine Frau vom Dache ihres Hauses einen Stein auf ihn schleuderte. Auf die Kunde von seinem Tode übergab die tapfere Besatzung, die er in Tarent zurückgelassen hatte, gegen freien Abzug die Stadt an die Römer, während die Bürger im Begriffe standen, sie an die Karthager auszuliefern, deren Flotte im Hafen eingelaufen war (272 v. Chr.). Das ganze italische Festland befand sich nunmehr in römischen Händen; Rom war eine der Großmächte am Mittelmeer geworden.

VI. Die römische Republik zur Zeit ihrer inneren Blüte.

1. Bürgerschaft und Senat. — Italien bildete jetzt der Form nach eine große Eidgenossenschaft. Aber nicht durch freiwillige Einigung, sondern durch Eroberung war diese entstanden; daher gab es in ihr ein herrschendes Glied, Rom, von dem alle übrigen mehr oder weniger abhängig waren. Die römische Bürgerschaft war indes längst nicht mehr auf das enge ehemalige Gebiet beschränkt; viele Latiner und Volsker, sowie sämtliche Sabiner hatten das römische Bürgerrecht erhalten. Dazu kamen noch die in ganz Italien zerstreuten Bürgerkolonien. Allein nur wer mehr oder weniger nahe der Hauptstadt wohnte, konnte sein Bürgerrecht ausüben. Denn noch ruhte die höchste Gewalt bei der Volksversammlung. Sie wählte die Beamten, sie wurde bei den wichtigsten Staatsangelegenheiten befragt und entschied über Annahme oder Verwerfung von Gesetzen. Wie schon erwähnt, gab es drei Arten der Volksversammlung. Die älteste,

die Kurienversammlung (comitia curiata), diente indes bloß noch zur Erfüllung gewisser Förmlichkeiten. Wichtiger war dagegen die Zenturienversammlung (comitia centuriata), in welcher die höheren Beamten, die Zensoren, Konsuln und Prätoren, gewählt wurden. Da an der alten Einteilung des Volkes in 193 Zenturien festgehalten wurde und man ohne Rücksicht auf die Kopfzahl immer noch aus denen, welche 100,000 Asse oder darüber besaßen, die 98 Zenturien der Ritter und der ersten Klasse bildete, aus allen weniger Vermögenden dagegen bloß 95, so gaben bei der Abstimmung nach Zenturien die Reichen und Wohlhabenden den Ausschlag. Daher war dem Volke die Bezirks- oder Tribusversammlung (comitia tributa) lieber, weil in dieser nach Bezirken und innerhalb der Bezirke nach Köpfen abgestimmt wurde, ohne Unterschied zwischen reich und arm. Da wurden die Führer der Plebs, die Volkstribunen, gewählt, wobei die Patrizier nicht mitstimmen durften, sowie die niedrigern Beamten, die Ädilen und Quästoren, und fand endlich beinahe immer die Entscheidung über Gesetzesvorschläge statt. — Indessen kümmerte sich das römische Volk nicht in dem Maße um alles und jedes, was im Staate vorging, wie die Athener, sondern es überließ im ganzen die Regierung vertrauensvoll seinem Rate, dem Senat. Dieser beriet über alle Gesetzesvorschläge, bevor sie vor das Volk kamen, beschloß Steuern und beaufsichtigte die Beamten. Er entschied gewöhnlich über Krieg und Frieden, über Bündnisse, über Aussendung von Kolonien, ernannte Feldherren, wenn die Konsuln nicht ausreichten, bestimmte die Größe der Heere, wies die Kriegsschauplätze an (provinciae), entschied über das Los der Unterworfenen und verhandelte mit den fremden Mächten. So war er die Seele des römischen Staates; wenn dieser amtlich bezeichnet wurde, so geschah es mit den Worten: „Der Senat und das Volk von Rom" (Senatus Populusque Romanus). Die Wahl des Senates stand den Zensoren zu. Doch war es Gesetz, daß sie die gewesenen Senatoren wieder wählen mußten, soweit sie sich nicht unehrenhafte Handlungen hatten zuschulden kommen lassen. Bei der Ausfüllung der Lücken, die der Tod in die hohe Körperschaft riß, hatten sie in erster Linie die gewesenen Würdenträger der Republik, die Konsuln, Prätoren, Ädilen, Tribunen und Quästoren, zu berücksichtigen, und erst, nachdem diese

ihre Stelle im Senat gefunden, durften sie auch dann noch bleibende Lücken nach freiem Ermessen besetzen. So war es im Grunde die Bürgerschaft, die sich ihren Rat aus den von ihr mit den höchsten Ämtern betrauten Männern bestellte, nachdem sie in denselben die Erfahrungen gesammelt, die zur Lenkung des Staates nötig waren. Wohl war der römische Senat eine königliche Versammlung von in Amt und Ehren ergrauten Bürgern, die das römische Volk, solange es selbst sittlich tüchtig blieb, mit unvergleichlicher Festigkeit und Weisheit durch die schwierigsten Stürme hindurch zu leiten verstand.

2. Die Beamten. — Die Macht des Volkes und des Senates war gestiegen, die der Konsuln dagegen sehr gesunken. Befugnis um Befugnis hatte man ihnen entzogen und besonderen Behörden anvertraut. So gab es jetzt neben ihnen noch eine Reihe von hohen Beamten an der Spitze des Staates. Die Konsuln galten sogar nicht einmal mehr als die ersten; denn über ihnen standen dem Range nach die Zensoren oder Schätzer. Diese hatten alle fünf Jahre die Schatzung vorzunehmen und die Bürger in die ihnen zukommende Klasse und Tribus zu weisen. Dabei besaßen sie das Recht, nicht nur auf das Vermögen, sondern auch auf das sittliche Verhalten zu sehen; sie durften über jedermann, über vornehm und gering öffentliche Rügen wegen übermäßigen Aufwandes, schimpflicher Handlungen usw. aussprechen und Fehlbare in eine niedrigere Klasse, als ihnen nach dem Vermögen gebührte, versetzen. Wie sie die Lücken im Senate ergänzten, so durften sie auch Unwürdige aus ihm ausstoßen. Daneben hatten sie noch für allerlei zu sorgen, insbesondere waren sie die Bauherren Roms. Der berühmte Appius Claudius begann, als er 312 v. Chr. die Zensur bekleidete, die Staatsgelder auf großartige Nutzbauten zu verwenden, in welchen die Römer von da an Gewaltigeres geleistet haben als irgend ein Volk der Erde. Er erbaute die erste Wasserleitung, um die Stadt mit gutem Trinkwasser zu versehen, er legte die nach ihm benannte „Appische Straße“ von Rom nach Kapua an, die erste jener unzerstörbaren römischen Heerstraßen, mit denen die unserigen gar keinen Vergleich aushalten, da sie ganz aus einem festen Steingefüge bestanden. Zu diesem so wichtigen Amte wurden gewöhnlich „Konsularen“, d. h. gewesene Konsuln, gewählt und zwar alle fünf Jahre; doch blieben sie

nicht länger als 18 Monate im Amte. — Die Konsuln waren daher noch immer die höchsten ständigen Beamten Roms, die regelmäßigen Bürgermeister und Feldherren. Sie leiteten gewöhnlich die Volksversammlungen, beriefen den Senat zusammen und führten dessen Beschlüsse aus. Der Senat konnte sogar ihrer Gewalt eine außerordentliche Furchtbarkeit verleihen, indem er erklärte: „Die Konsuln mögen vorsehen, daß der Staat keinen Schaden erleide" (videant consules ne quid respublica detrimenti capiat), wofern er es nicht vorzog, sie einzuladen, einen Diktator zu ernennen. Den Konsuln zunächst standen die Prätoren, die Oberrichter. Ursprünglich gab es nur einen, später zwei, von denen der eine (praetor urbanus) in Prozessen zwischen Bürgern, der andere (praetor peregrinus) in solchen zwischen Nichtbürgern sowie zwischen Bürgern und Nichtbürgern Recht sprach. Als die Römer Provinzen erwarben, wurden die Prätoren auch als Statthalter verwendet und ihre Zahl daher nach und nach vermehrt. Dann kamen die Ädilen, zwei plebejische und zwei ursprünglich patrizische oder „kurulische" Ädilen. Sie hatten die Polizei in der Stadt unter sich, die Straßen und Plätze zu überwachen, die öffentlichen Gebäude in gutem Stande zu halten und dafür zu sorgen, daß gute Ware auf dem Markt und in den Läden verkauft und beim Verkehre richtiges Maß und Gewicht gehandhabt werde. Ihnen lag auch die Veranstaltung der großen Spiele ob, und es wurde Sitte, daß sie dabei aus ihrer eigenen Tasche zulegten, um durch den Glanz des Festes des Volkes Gunst zu gewinnen. Die letzten der römischen Würdenträger waren die Quästoren. Die zwei „Stadtquästoren" waren die Verwalter des Staatsschatzes, welche über Einnahmen und Ausgaben des Staates Rechnung führten und die Schlüssel zu seiner Kasse verwahrten. Andere Quästoren begleiteten als Verwalter der Kriegskasse und Gehilfen die Konsuln in den Krieg und später auch die Statthalter in die Provinzen. Eine ganz besondere Stellung nahmen die Volkstribunen ein. Noch immer konnten diese durch ihre Dazwischenkunft die Beschlüsse aller übrigen Behörden, selbst die des Senates unwirksam machen, jeden Bürger, auch den Konsul, vor ihr Gericht ziehen und verurteilen, nach Belieben den Senat einberufen, das Volk versammeln und Gesetze vorschlagen. So waren sie in gewissem Sinne

mächtiger als selbst die Konsuln, und es war kein Wunder, daß sie zuzeiten als die eigentliche Regierung erschienen. — Alle dieser Ämter waren unbesoldet, die Ehre allein sollte für die aufgewendete Mühe entschädigen. Die Zensoren, Konsuln, Prätoren und patrizischen Ädilen galten als höhere, kurulische Obrigkeiten, d. h. sie genossen gewisser Ehrenzeichen, des elfenbeinernen Stuhles (sella curulis) und der mit Purpursaum versehenen Toga (toga praetexta), deren die Tribunen, Volksädilen und Quästoren entbehrten. Es war Sitte und wurde schließlich sogar Gesetz, daß diese Ehrenämter nur in einer gewissen Reihenfolge und nicht vor einem bestimmten Alter bekleidet werden konnten. Niemand durfte sich darum bewerben, der nicht zehn Jahre Militärdienst hinter sich, also das 27. Altersjahr zurückgelegt hatte. Wer Prätor werden wollte, mußte zuvor Quästor, wer Konsul, zuerst Prätor gewesen sein. Zwischen der Quästur und der Prätur bekleidete man gewöhnlich das Amt eines Ädilen; doch war das nicht gesetzlich notwendig. Hatte man eine Würde ein Jahr lang inne gehabt, so durfte man erst nach zwei Jahren zu einer höhern gewählt werden. Später war es Regel, daß man sich im 30. Lebensjahre um die Quästur, im 37. um die Ädilität, im 40. um die Prätur und im 43. um das Konsulat bewerben durfte. Die Bewerber schrieben ihren Namen in eine öffentliche Liste ein, zogen die Aufmerksamkeit auf sich, indem sie auf dem Forum in einem glänzend weißen Gewande erschienen (toga candida, daher Kandidat), und baten die Bürger um ihre Stimme, indem sie bei ihnen herumgingen und jedem einzelnen die Hand drückten.

3. Kriegswesen. — Die Römer verdankten die wunderbare Ausbreitung ihrer Macht zum großen Teile ihrem eigenartigen Kriegswesen, das sie in ihren unaufhörlichen Kämpfen von einfachen Anfängen nach und nach zu hoher Vollendung ausbildeten. Ihr gesamtes Heer teilte sich in Legionen, 4—6000 Mann starke Truppenkörper, an deren Spitze je sechs Tribunen oder Obersten standen. In der Schlacht stellte sich das schwer bewaffnete Fußvolk der Legion nicht in einer geschlossenen Phalanx auf wie die Makedonier, sondern es zerfiel der Tiefe nach in drei hintereinander stehende, je vier Glieder starke Treffen und jedes Treffen wieder in zehn von einander merklich geschiedene Haufen oder Manipeln. Die Manipeln des hintern Treffens

standen jeweilen hinter den Lücken des vordern, so daß die ganze Aufstellung schachbrettförmig war. Zuvorderst befanden sich die Jüngern, die Hastaten, d. i. Speerträger. Diese eröffneten die Schlacht, indem sie das Pilum, den schweren Wurfspeer, eine mörderische Waffe, auf den Feind schleuderten. Dann warfen sie sich mit dem Schwerte auf ihn und begannen das Handgemenge. Vermochten sie des Feindes nicht Herr zu werden, so zogen sie sich durch die Lücken des zweiten Treffens, in dem die Truppen mittleren Alters, die Prinzipes, standen, zurück, und diese setzten das Gefecht fort. Wenn es auch den Prinzipes nicht gelang, den Feind zu werfen, so rückten die Soldaten des dritten Treffens, die Triarier, die ältesten und erfahrensten, in den Kampf. Sie nahmen die Hastaten und Prinzipes in die Zwischenräume ihrer Manipeln auf, stürzten mit ihnen zu einer geschlossenen Schlachtlinie vereint auf den Feind und entschieden gewöhnlich durch den wuchtigen Angriff mit ihren langen Stoßlanzen die Schlacht. Eine Nebenrolle spielten die Berittenen und die Leichtbewaffneten, die keine Panzer hatten und nur mit leichten Wurfspießen, mit Schwert und Schild ausgerüstet waren. Dazu kamen noch die Truppen der Bundesgenossen, die zu jedem Heere mindestens ebensoviel Mannschaft stellen mußten wie die Römer; sie wurden aber nicht in die Legionen eingereiht, sondern kämpften in besondern Abteilungen (Kohorten) auf den Flügeln. — Mit der Tapferkeit verbanden die Römer die größte Vorsicht im Kriege. Wo das Heer im Felde das Lager nahm, sei es auch nur für eine einzige Nacht, wurde dieses regelmäßig mit Wall und Graben befestigt, so daß die Römer ihre Festungen gleichsam mit sich trugen und nach Belieben dem Feinde die Schlacht liefern, oder innerhalb ihrer Verschanzungen geborgen, versagen konnten. Daher mußte der römische Soldat auf dem Marsche außer seiner Bewaffnung noch Schanzpfähle, Spaten, Beile, Sägen usw., im ganzen mit den Lebensmitteln ein Gepäck von 60 Pfund, mit sich schleppen. Die strengste Disziplin herrschte im Heere; jeder Ungehorsam wurde mit dem Tode bestraft, ja bei größeren Meutereien konnte der Feldherr die Truppe „dezimieren", d. h. je den zehnten Mann zur Hinrichtung auslosen lassen. Besondere Tapferkeit wurde mit Auszeichnungen belohnt, so die Rettung eines Bürgers in der Schlacht mit der „Bürgerkrone" von

Eichenlaub, die Erstürmung einer Mauer mit der goldenen „Mauerkrone". Hatte ein Konsul, Diktator oder sonstiger Feldherr einen wichtigen Sieg davongetragen, so wurde ihm vom Senate der Triumph zuerkannt, d. h. es wurde ihm erlaubt, im königlichen Prachtgewande auf einem mit weißen Pferden bespannten Wagen seinen feierlichen Einzug in Rom zu halten. Vor ihm her gingen die Gefangenen und wurde die Beute getragen, hinter ihm folgte das siegreiche Heer. Der ganze Senat zog ihm entgegen und geleitete ihn unter dem Jauchzen des Volkes über das Forum nach dem Kapitol, wo er den Göttern das Dankopfer darbrachte.

4. Die Untertanen. — Die Römer verstanden aber nicht nur zu erobern, sondern auch das Eroberte zu sichern. Zu diesem Zwecke trug der Senat Sorge, die unterworfenen Gebiete sofort durch treffliche Heerstraßen mit der Hauptstadt zu verbinden. Dann wurden wohlgelegene Städte den Bewohnern ganz oder teilweise entrissen und mit ärmeren römischen Bürgern oder auch mit Latinern bevölkert. So spannte sich über ganz Italien ein Netz von römischen oder latinischen Kolonien, deren Einwohner gleichsam stehende Besatzungen zur immerwährenden Überwachung der Untertanen bildeten. Klugerweise hütete sich aber der Senat, alle Unterworfenen auf gleiche Weise zu behandeln. „Trenne und herrsche" (divide et impera) war römischer Staatsgrundsatz. Jede Landschaft, ja jede Stadt hatte ihre besonderen Verträge mit Rom, die eine bessere, die andere schlechtere, je nach den Umständen. Abgesehen von denjenigen, die, gleich den Sabinern, das volle römische Bürgerrecht erhalten hatten, waren die latinischen Städte und Kolonien am besten dran, indem sie nach innen beinahe völlige Selbständigkeit besaßen. Latiner, die in ihrer Stadt Ämter bekleideten, erlangten dadurch das volle römische Bürgerrecht. Niedriger standen die Gemeinden, welche „das römische Bürgerrecht ohne Stimmrecht" (sine suffragio) bekommen hatten, wie Cäre in Etrurien, Kapua u. a. Ihre Einwohner mußten alle Pflichten und Lasten der römischen Bürger mittragen, ohne doch deren Rechte zu genießen. Auch die übrigen italischen Untertanen waren sehr verschieden gestellt; am schwersten lastete wohl die römische Herrschaft auf den unglücklichen Samniten. Doch so hart auch die Römer im Kriege auftraten, so

unerbittlich sie jeden Versuch, ihre Oberherrlichkeit abzuschütteln, bestraften, so besaßen sie doch die Weisheit, einzusehen, daß das einzige Mittel, der Gewaltherrschaft Dauer zu verleihen, die eigene Mäßigung war. Daher nannten sie die Untertanen nicht mit diesem Namen, sondern „Bürger ohne Stimmrecht“ oder „Bundesgenossen“. Das Recht, nach freiem Ermessen Krieg zu führen, Bündnisse zu schließen, Münzen zu schlagen, nahmen sie allen; aber sie ließen selbst den gedrücktesten wenigstens einen Schein von Selbständigkeit. Wohl mußten die Bundesgenossen im Kriegsfalle dem Herrscherstaate unentgeltlich Zuzug leisten und die Seestädte Kriegsschiffe stellen, aber eine regelmäßige Steuer hatten sie ihm nicht zu entrichten. So beherrschte Rom seine Bundesgenossen, aber es beutete sie nicht aus, und wenn einzelne, wie die freiheitsliebenden Samniten, den Verlust der Unabhängigkeit nicht verschmerzen konnten, so empfanden es doch die meisten als eine Wohltat, daß die zahllosen Fehden, die früher die Halbinsel durchtobt hatten, ein Ende nahmen, daß innerer Friede und staatliche Ordnung nunmehr durch ganz Italien walteten. Das war es, was dem römischen Reiche eine Festigkeit verlieh, die sich in den kommenden Stürmen glänzend bewährte.

VII. Kampf mit Karthago.

1. Rom und Karthago. — Kaum acht Jahre nach dem Falle Tarents stürzte sich Rom, ohne die Folgen zu ahnen, in einen Riesenkampf, nach dessen Beendigung es als die Herrscherin der Welt dastand. Der einzige Staat im Westen, der sich mit ihm messen konnte, war Karthago. Auch dieses hatte sich ein weites Untertanengebiet erobert; 20 Völkerschaften und 300 Städte in Nordafrika zahlten ihm Tribut. Seine Besitzungen in Tripolis und Tunis, damals herrlich angebaute Länder, die Küsten von Algier und Marokko, der Westen von Sizilien, Sardinien, Malta, die Balearen und die Südküste von Spanien bildeten zusammen ein Reich, das dem römischen an Umfang nicht nachstand. Die Staatskassen waren wohlgefüllt, die Stadtmauern gewaltig, die Zeughäuser reich versehen und die Kriegsflotte an Zahl und Größe der Schiffe die erste der Welt. Aber den Karthagern fehlte die Weisheit Roms gegenüber den Untertanen; sie behandelten diese

mit grausamer Härte und sogen sie auf eine Weise aus, daß sie, von glühendem Hasse erfüllt, immer bereit waren, mit dem einbrechenden Feinde gemeinsame Sache zu machen. Ihnen fehlte auch der ausdauernde Bürgersinn, der jenes unbesieglich machte; während die Römer für ihre Heimat selber zu Felde zogen, ließen die Karthager ihre Kriege durch gezwungene Untertanen und bezahlte Söldner führen und stellten nur die Offiziere zu ihren Heeren und Flotten. Und wenn ein hervorragender Mann die Menge zu großen Taten zu entflammen im Begriffe stand, so hemmte ihn der Argwohn der Vornehmen, in deren Händen die Regierung lag und die fürchteten, sie möchte ihnen entrissen werden. So konnte der letzte Ausgang eines Kampfes zwischen den beiden Mächten kaum zweifelhaft sein. Wenn die phönizische Stadt nicht ruhmlos unterlag, wenn Rom selbst dabei bis in seine Grundfesten erschüttert wurde, so war das weniger das Verdienst der karthagischen Bürgerschaft oder ihrer Regierung, als das eines einzigen Heldengeschlechtes, das allerdings zu den gewaltigsten Erscheinungen der Geschichte gehört.

2. **Beginn des ersten punischen**[1]) **Krieges** (264—241 v. Chr.). — Auf der Insel **Sizilien** herrschte wilde Unordnung. Eine kampanische Söldnerschar, die in syrakusanischen Diensten gestanden hatte, war auf dem Heimwege in der griechischen Stadt **Messana** (Messina) eingekehrt und freundlich bewirtet worden. Zum Danke fielen die Söldner über die Bürger von Messana her, metzelten sie nieder und setzten sich in Besitz der Stadt, von wo aus sie das ganze Eiland durch freche Raubzüge beunruhigten. Da zog der tüchtige **Hiero**, den die Syrakusaner freiwillig zu ihrem König erwählten, gegen sie, schlug sie und schloß sie in Messana ein. Die Räuber, die keinen Ausweg mehr sahen, sandten nach Rom, boten ihre Unterwerfung an und baten um Hilfe. Es war nicht sehr ehrenvoll, einer solchen Bande beizustehen; doch die Aussicht, festen Fuß auf der schönen Insel zu fassen, überwog alle Bedenken, und das römische Volk, vom Senate angefragt, beschloß, dem Verlangen zu willfahren. Als aber die Vorhut des Hilfsheeres unter dem Obersten **Gaius Claudius** an

---

[1]) Der römische Name für Phönizier war „**Punier**“, daher die Kriege Roms mit Karthago die punischen genannt werden.

der Meerenge von Messana erschien, vernahm dieser, die Karthager seien ihm zuvorgekommen, hätten die Söldner veranlaßt, sich in ihren Schutz zu begeben, und ihre Flotte liege schon im Hafen der Stadt. Schnell besonnen fuhr der Römer gleichwohl nach Messana hinüber, lud den karthagischen Admiral Hanno zu einer Besprechung ein, ließ ihn plötzlich ergreifen und erwirkte durch seine Drohungen, daß derselbe seiner Mannschaft den Befehl gab, die Stadt zu räumen. So hatte der verwegene Claudius Messana für Rom gerettet. Die Karthager aber ließen den Admiral für seine Feigheit hinrichten, verbanden sich mit Hiero von Syrakus und erklärten gemeinschaftlich mit ihm den Römern den Krieg.

3. Seeschlacht bei Mylä (260 v. Chr.). — In dem Kampfe, der nun erfolgte, waren die Römer den Karthagern zu Lande ebensosehr überlegen, als diese ihnen zur See. Unwiderstehlich drangen sie auf Sizilien vor, so daß Hiero es für klüger hielt, die Rolle zu wechseln und sich auf die römische Seite zu schlagen. Bald war die ganze Insel bis auf wenige feste Städte am Meere in ihren Händen. Dagegen durften sich die Karthager rühmen, ohne ihre Einwilligung wasche kein Römer auch nur die Hände im Meere; mit ihren Flotten verheerten sie die Küsten Italiens und vernichteten dessen Handel. Ohne Seemacht konnten die Römer auf keinen endgültigen Erfolg hoffen. Wohl besaßen sie Kriegsschiffe, aber keine, die sich mit den gewaltigen, fünf Stockwerke hohen karthagischen messen konnten. Da bauten sie mit der ihnen eigenen Tatkraft nach dem Muster eines gestrandeten feindlichen Fünfdeckers eine Flotte von 120 Segeln und fügten zugleich eine höchst wichtige Erfindung hinzu. Bis dahin war es in Seeschlachten wesentlich darauf angekommen, womöglich dem feindlichen Schiffe das mit schweren Eisenschnäbeln bewehrte Vorderteil in die Seite zu rennen und es zu versenken. Dabei gab nicht sowohl die kriegerische Tapferkeit, als die Geschicklichkeit der Steuerleute und Ruderer im Drehen und Wenden des Fahrzeuges den Ausschlag. Weil die Römer nicht hoffen konnten, es darin den geübten Feinden gleich zu tun, gerieten sie auf den Einfall, an ihren Schiffen bewegliche Enterbrücken anzubringen. Kam ein feindliches Fahrzeug in die Nähe, so flog die Brücke auf das Verdeck desselben nieder, heftete sich mittelst eines eisernen

Stachels darin fest, und nun drangen die römischen Soldaten auf das feindliche Schiff hinüber, wo, wie in der Landschlacht, ein Handgemenge entstand, in dem die Tüchtigkeit jedes einzelnen entschied. Unweit Messana, bei der Landspitze von Mylä, traf die neue Flotte 260 v. Chr. unter dem Konsul Gaius Duilius auf die Karthager. Leichte Beute für sich erhoffend, stürzten sich diese auf die unbeholfenen römischen Schiffe. Aber die Enterbrücken taten ihre Schuldigkeit, und Duilius erfocht den glänzendsten Sieg; fast die Hälfte der feindlichen Fahrzeuge wurde genommen oder versenkt. Mit einem Schlage hatte sich Rom zur furchtbaren Seemacht erhoben.

4. Regulus in Afrika. Hamilkar. Seeschlacht bei den ägatischen Inseln (242 v. Chr.). — Neue Siege ermunterten die Römer zu dem kühnen Entschlusse, den Feind in seiner Heimat aufzusuchen und der Konsul Regulus setzte sich mit gewaltiger Flotte und Heeresmacht von Sizilien aus in Bewegung. Umsonst stellten sich die Karthager seiner Überfahrt entgegen; sie erlitten abermals eine große Niederlage, und Regulus konnte ungehindert seine Truppen in Afrika ausschiffen. Sofort erhoben sich auch die Untertanen Karthagos, und der römische Feldherr war des Sieges so gewiß, daß er die Hälfte seines Heeres in die Heimat zurückkehren ließ. Den Karthagern, die demütig um Frieden baten, stellte er Bedingungen, die sie zu römischen Untertanen gemacht hätten. Aber unversehens wandte sich das Geschick. Während Regulus bei Tunes (Tunis) überwinterte, rüsteten die Karthager nach Kräften, und ihr Gold lockte Scharen von Söldnern herbei, darunter einen Spartaner Xanthippos, der ein ausgezeichnetes Führertalent bewies. Im Frühjahr griff Xanthippos das römische Heer bei Tunes an und vernichtete es. Regulus selbst wurde gefangen und starb später in Karthago. — Das Glück schien die Römer gänzlich verlassen zu wollen. Vier große Flotten verloren sie hintereinander teils durch den Feind, teils durch Stürme, so daß sie sich entschlossen, den Kampf auf dem Meere aufzugeben. Sie begnügten sich damit, einige Seefestungen, die Karthago noch im äußersten Westen Siziliens behauptet hatte, von der Landseite her zu belagern. Da erschien ein junger karthagischer Feldherr, Hamilkar, zubenannt Barkas, d. i. der Blitz, in Sizilien, der ihnen durch seinen erfinderischen Geist bald

aufs schwerste zu schaffen machte. Mit den geringen Streitkräften, die ihm seine erschöpfte Vaterstadt zur Verfügung stellte, bemächtigte sich Hamilkar eines Berges in der Nähe von Palermo und fügte von dort aus den Feinden allen möglichen Schaden zu. Bald beunruhigte er sie durch tägliche Angriffe, bald schnitt er ihnen den Proviant ab, bald machte er verwegene Streifzüge durch die ganze Insel oder stieg am Fuße seines Felsens zu Schiff und suchte die Küsten Italiens mit Raub und Verwüstung heim. Alle Versuche, dem kühnen Karthager beizukommen, scheiterten. Ganz Italien litt aufs schwerste unter diesem nun schon über zwanzig Jahre andauernden Kriege, und noch war kein Ende desselben abzusehen, es sei denn, daß Rom sich aufraffte und den Karthagern auch wieder zur See entgegentrat. So dachte eine Anzahl hochherziger, vermögender Römer, welche, da der Staat außerstande war, die nötigen Rüstungen von sich aus zu betreiben, aus ihrem Gelde eine Flotte von 200 großen Kriegsschiffen bauen ließen und sie dem Konsul Lutatius Catulus zur Verfügung stellten (242 v. Chr.). Wie waren die Karthager bestürzt, als sie plötzlich vernahmen, vor ihren sizilischen Festungen sei eine mächtige römische Flotte erschienen, während sie den Bau von Kriegsschiffen aus Sparsamkeitsgründen längst als unnötig eingestellt hatten! In aller Eile rafften sie eine Flotte zusammen, so gut es ging, und sandten sie zum Entsatze Hamilkars nach Sizilien. Aber Catulus verlegte ihr bei den ägatischen Inseln den Weg und erlangte über die schlecht und schwach bemannten karthagischen Schiffe den vollständigsten Sieg; fünfzig wurden versenkt und siebzig erobert. Jetzt bekam Hamilkar den Auftrag, Frieden zu schließen, und es gelang ihm, leidliche Bedingungen zu erhalten. Karthago mußte den Römern Sizilien abtreten und eine Kriegsentschädigung von 3200 Talenten (20 Millionen Franken) bezahlen. Für sich erhielt er ehrenvollen Abzug und so stieg der „unbesiegte Feldherr einer überwundenen Nation“ endlich herunter von seinen lange verteidigten Felsenburgen (241 v. Chr.).

5. Die ersten Provinzen. Das diesseitige Gallien erobert (225—222 v. Chr.). — Die Frucht des Sieges für die Römer war Sizilien, mit Ausnahme von Syrakus, dem in Anerkennung für die geleisteten Dienste die Selbständigkeit gelassen wurde.

Aber die Insel erhielt eine andere Stellung als die Gebiete des italischen Festlandes. Sie wurde zur „Provinz" gemacht, d. h. zu einem besondern Amtsbezirk mit einem römischen Vogt an der Spitze, der wie ein König allmächtig schaltete und waltete. Auch mußte sie schwere Steuern bezahlen, den Zehntel der Feldfrüchte und den Zwanzigstel aller ein- und ausgeführten Waren. Da fing das römische Volk an zu kosten, wie herrlich es sei, über ausländische Nationen zu herrschen, und doch wurde Sizilien verhältnismäßig milde behandelt gegenüber den später eroberten Provinzen, die von den Römern als förmliches Eigentum angesehen und rücksichtslos ausgebeutet wurden. Bald bot sich ihnen Gelegenheit zu neuen Erwerbungen. Da Karthago nach dem Kriege außerstande war, seine Söldner sofort zu bezahlen, erhoben diese im Bunde mit den erbitterten Untertanen einen furchtbaren Aufstand, den zu bändigen es des ganzen Talentes des trefflichen Hamilkars bedurfte. In dieser Not entrissen die Römer der unglücklichen Stadt unter nichtigen Vorwänden Sardinien, und als sie die Rückgabe der Insel forderte, bekam sie die Kriegserklärung als Antwort. Um nur Friede zu erhalten, mußte sie in die Abtretung Sardiniens einwilligen und obendrein noch 1200 Talente (7½ Millionen Franken) bezahlen. — Zum Glück für die Karthager hatten die Römer sich in der nächsten Zeit anderwärts zu beschäftigen. Sie machten dem Seeraub der Illyrier auf dem adriatischen Meer ein Ende, bemächtigten sich Korkyräs und anderer Punkte an der Ostküste des Meeres. Dann machten ihnen die Kelten in Oberitalien zu schaffen. Diese machten im Jahre 225 v. Chr., verstärkt durch zahlreiche Söldner, die ihnen aus der heutigen Schweiz über die Alpen zugeströmt waren, die sogen. Gäsaten, wieder einen räuberischen Einfall in Etrurien und wollten eben ihre reiche Beute in Sicherheit bringen, als sie von den römischen Konsuln überrascht wurden und eine vernichtende Niederlage erlitten. Jetzt rückten die Römer ihrerseits in die Poebene ein. In mehreren großen Schlachten blieben sie Sieger. Zuletzt erstürmte der Konsul Gnäus Scipio die wichtigste Stadt der Gallier, Mediolanium (Mailand), und damit war das „diesseitige" Gallien vollständig in den Händen der Römer (222 v. Chr.). Ihr Gebiet reichte jetzt im Norden bis an die Alpen, und sie waren eben damit beschäftigt,

durch Straßenanlagen und Koloniengründungen sich die neue Erwerbung zu sichern, als ein einziger Mann ihre ganze Macht wieder in Frage stellte.

6. Die Barkiden in Spanien (238—218 v. Chr.). — Der Krieg mit Rom und der Söldneraufstand hatten Karthago an den Rand des Verderbens gebracht; sein Dasein hing ganz ab vom guten Willen der Sieger. Dieser Gedanke war dem Heldengeiste des Hamilkar Barkas unerträglich, und er sann auf Mittel und Wege, um seine Vaterstadt wieder aus ihrer Erniedrigung zu erheben. Die Mehrheit des regierenden Adels haßte und fürchtete ihn; seine Anhänger setzten es jedoch mit Hilfe des Volkes durch, daß ihm nach Beendigung des Söldnerkrieges das Amt eines Oberfeldherrn ohne einen bestimmten Auftrag gelassen wurde. Niemand ahnte, was für Entwürfe er in seinem Busen hegte; aber bevor er von Karthago aufbrach, führte er sein neunjähriges Söhnlein Hannibal vor den Altar des höchsten Gottes, ließ ihn hier ewigen Haß gegen das wortbrüchige Rom schwören und nahm seine „Löwenbrut“, wie er ihn und seine zwei Brüder nannte, mit ins Feld. Plötzlich setzte er nach Spanien über. Diese große Halbinsel war von zahlreichen wilden und kriegerischen Stämmen bewohnt; aber Hamilkar wußte es dahin zu bringen, daß die meisten sich gezwungen oder freiwillig ihm unterwarfen. Cato, der Todfeind der Karthager, der später als Statthalter in Spanien noch die Spuren seines Wirkens sah, erklärte, es sei kein König wert, neben Hamilkar genannt zu werden. Als der große Mann nach neun Jahren im blühendsten Alter in einer Schlacht fiel, folgte ihm sein Schwiegersohn Hasdrubal. Dieser führte mit großer Klugheit das begonnene Werk fort und gab dem neuen Reiche eine Hauptstadt, indem er am besten Hafen der Südküste Neukarthago (Carthagena) anlegte. Binnen weniger Jahre hatten Hamilkar und Hasdrubal ohne Unterstützung von seiten der karthagischen Regierung ihrer Vaterstadt in Spanien ein großes Reich gewonnen. Stattliche Einnahmen flossen aus den Bergwerken der metallreichen Halbinsel und aus den Zinsen der unterworfenen Häuptlinge. Zugleich aber hatten sie ein ausgezeichnetes Söldnerheer herangebildet, bei dem die Anhänglichkeit an die trefflichen Führer die Liebe zum Vaterlande ersetzte. Die Römer hatten

keine Ahnung von der Gefahr, die ihnen drohte; indes mußte Hasdrubal ihnen in einem Vertrage versprechen, seine Eroberungen nicht über den Ebro auszudehnen. Auch schlossen sie mit Sagunt, einer spanischen Stadt an der Ostküste (jetzt Murviedro bei Valencia), ein Bündnis und dachten von da aus sich in Spanien festzusetzen. Als Hasdrubal 221 v. Chr. durch Mörderhand fiel, wählte das Heer an seine Stelle Hamilkars Sohn, den erst 26jährigen Hannibal, der unter seinem Vater den Krieg gelernt und sich unter seinem Schwager als glänzender Reitergeneral ausgezeichnet hatte. Hannibal war der würdige Erbe seines Vaters. In ihm vereinten sich alle Eigenschaften des Feldherrn in unvergleichlicher Weise. Keine Anstrengung ermüdete seine stählerne Natur, Mangel an Speise und Trank, Versagen des Schlafes griff ihn nicht an. Besonnen und kühn zugleich, ebenso vorsichtig als tatkräftig wußte er stets den Feind im rechten Augenblicke zu überraschen und, unerschöpflich an Kriegslisten, sich aus den bedrohtesten Lagen herauszufinden. Trotz seiner im Lager verflossenen Jugend besaß er höhere Bildung als irgend einer seiner Landsleute; er schrieb und sprach geläufig griechisch. Welche Macht er auf die Menschen ausübte, zeigte sein bunt gemischtes, vielsprachiges Heer, dessen Abgott er wurde und das in den schlimmsten Zeiten nie gegen ihn meuterte. Ein ebenso klug berechnender als kühner Staatsmann, hielt er nun die Zeit für gekommen, um mit Rom abzurechnen und den Entscheidungskampf aufzunehmen. Zunächst suchte er dem Erbfeinde jeden Stützpunkt in Spanien zu entreißen, indem er, ohne sich um die Warnungen der Römer zu kümmern, Sagunt angriff und zerstörte. Die Römer sandten nach Karthago, um die Auslieferung des dreisten Feldherrn zu verlangen. Als der karthagische Senat Umschweife machte, schlug der Gesandte, Fabius Maximus, seine Toga zu einem Bausche zusammen und sagte: „Hier habe ich Krieg oder Frieden, wählet!“ „Gib, was du willst,“ lautete die Antwort, worauf er erklärte: „So sei es denn Krieg!“ (Frühling 218 v. Chr.).

7. Hannibals Alpenübergang, Schlachten am Ticinus und an der Trebbia (218 v. Chr.). — Die Römer gedachten ein Heer nach Spanien und ein anderes nach Afrika zu schicken. Aber der geniale Karthager kam ihnen zuvor; auch er wollte den Feind im

eigenen Lande aufsuchen, denn wie Karthago nur in Afrika, so konnte Rom nur in Italien besiegt werden. Der Plan Hannibals schien tollkühn, die Römer zählten damals mit ihren Bundesgenossen an 700,000 Waffenfähige, und er wurde noch abenteuerlicher dadurch, daß die Feinde das Meer beherrschten und der Landweg durch ganz unbekannte Gebiete führte. Aber seine Willenskraft schreckte vor nichts zurück. Die Verteidigung Spaniens überließ er seinem Bruder Hasdrubal; dann bahnte er sich mit den Waffen einen Weg durch die unbezwungenen Völkerschaften nördlich vom Ebro und überschritt mit 50,000 Mann zu Fuß, 9000 Reitern und 37 Elefanten die Pyrenäen. An der Rhone stellten sich ihm große Haufen Gallier entgegen, aber er erzwang sich den Übergang und langte im Oktober endlich im Tale der Isere am Fuße der Alpen an. Mühsam und unter beständigen Gefechten mit den wilden Bergbewohnern erklomm das Heer den Kamm des Hochgebirges, ob den Kleinen St. Bernhard oder einen andern in der Nähe befindlichen Paß, darüber lassen uns die Angaben der Alten im Zweifel. Oben auf der eisigen Höhe gönnte der Feldherr seinen erschöpften Afrikanern und Spaniern einige Tage Rast und sprach ihnen Mut ein, indem er sie auf die vor ihnen liegenden reichen Gefilde Italiens hinwies. Aber noch viel schwieriger war der Abstieg. Auf dem frisch gefallenen Schnee glitten Menschen und Tiere in die Abgründe, Lawinen donnerten auf Strecken fortwährend nieder, und nur unter den furchtbarsten Anstrengungen konnte für Elefanten und Pferde Bahn durch Schnee und Eis gebrochen werden. Endlich kam man ins Tal, nachdem der ganze Übergang 14 Tage gedauert. Mehr als die Hälfte des Heeres war den Gefechten, der Kälte, den Gefahren des Weges erlegen, und nur die unermüdliche Umsicht Hannibals hatte es vor gänzlicher Vernichtung gerettet. Aber er hatte auf die geknechteten Gallier in der Poebene gerechnet und täuschte sich nicht, wenn auch vorerst die meisten aus Furcht vor den Römern noch nicht offen zu ihm abzufallen wagten. — Zum Glück für Hannibal hatten diese seinen Plan erst erkannt, als er schon an der Rhone stand. Der Konsul Publius Scipio, der auf dem Wege nach Spanien schon bis Marseille gekommen war, schickte hierauf seinen Bruder Gnäus mit dem größern Teile seines Heeres vorwärts, er selber ging nach Oberitalien

und raffte zusammen, was dort an Truppen stand. Dann eilte er mit seiner ganzen Reiterei dem Feinde entgegen, um dessen Stärke auszukundschaften. Unweit der Mündung des Tessin stieß er auf den Punier, der gleichfalls mit seinen Reitern auf Kundschaft ausgezogen war, und es entspann sich zwischen ihnen ein Gefecht, in welchem die Römer den Kürzern zogen. Publius Scipio wurde selbst schwer verwundet und war nahe daran, gefangen zu werden, als ihn sein erst 17jähriger Sohn, gleichen Namens, glücklich aus den Feinden heraushieb. Während Hannibal hierauf über den Po setzte, kam der andere Konsul Sempronius mit den ursprünglich nach Afrika bestimmten Truppen nach Oberitalien und vereinte sich mit Scipio, der in der Nähe der Feste Placentia (Piacenza), hinter der von Süden her in den Po sich ergießenden Trebbia, ein festes Lager bezogen hatte. Hannibal mußte den kampfbegierigen Sempronius durch einen Scheinangriff über die hochangeschwollene Trebbia zu locken und brachte ihm eine schreckliche Niederlage bei. Von 40,000 Römern schlug sich kaum die Hälfte mit den beiden Konsuln nach Placentia durch, dessen Mauern sie vor gänzlicher Vernichtung retteten. So hatte der gewaltige Afrikaner in einem Zuge Ebro, Pyrenäen, Rhone, Alpen und Po überschritten, zwei römische Heere zerschmettert, und die Gallier in Oberitalien erhoben sich jetzt in Masse für ihn und füllten die Lücken seines Heeres.

8. Die Schlacht am Trasimenischen See (217 v. Chr.). — Sobald im nächsten Jahre (217) es der Anbruch des Frühlings erlaubte, ging Hannibal über den Apennin an einer ganz andern Stelle, als ihn die Römer erwarteten, und gelangte ins Arnotal. Dieses war infolge der Schneeschmelze so überschwemmt, daß ein Teil der Truppen vier Tage lang im Wasser marschieren mußte unter unsäglichen Leiden; Hannibal selber verlor dabei infolge einer Entzündung ein Auge. Dafür stand er jetzt im Herzen des römischen Reiches, alles brandschatzend und verheerend. Der Konsul Gajus Flaminius, ein Mann, der sich durch heftiges Tadeln des Senates und der bisherigen Führer die Volksgunst erworben hatte, wollte dem nicht länger zusehen; er rückte heran und ließ sich von Hannibal in eine rings von Bergen umschlossene Ebene am Trasimenischen See (unweit Perugia)

locken, wo sein ganzes, 30,000 Mann starkes Heer, wie in einer Falle niedergemacht oder gefangen wurde und er selber seine Unbesonnenheit mit dem Tode büßte. Nach der Schlacht fielen noch 4000 Reiter, die der andere Konsul dem Flaminius zu Hülfe geschickt hatte, den Karthagern in die Hände. In Rom herrschte ungeheure Bestürzung; man fürchtete, der schreckliche Punier werde gegen die Stadt marschieren, brach die Tiberbrücken ab und ernannte einen Diktator. Allein Hannibal wußte wohl, daß bei den damaligen Mitteln die Belagerung einer so festen Stadt, wie Rom, seine Kräfte weit überstieg. Zuerst wollte er den festen Bau des römischen Staates brechen und die Bundesgenossen zum Abfalle bringen. Ohne Lösegeld ließ er daher, während er die römischen Kriegsgefangenen in Fesseln schlug, die italischen nach Hause gehen, mit der Versicherung, er sei gekommen, Italien vom Joche der Römer zu befreien. Kühn marschierte er hierauf durch Umbrien nach Apulien und von da über den Apennin nach Kampanien. Aber weder seine Verheißungen, noch der Schrecken seiner Verheerungen und Brandschatzungen vermochten die Italiener in ihrer Treue gegen Rom wankend zu machen. Keine Stadt öffnete ihm freiwillig die Tore. — Inzwischen war ihm der von den Römern ernannte Diktator, Fabius Maximus, ein hochbejahrter, bedächtiger Mann, auf all seinen Zügen gefolgt, ohne sich mit ihm in eine Schlacht einzulassen. Erst als der Karthager den Rückmarsch aus Kampanien antrat, sperrte ihm Fabius den Weg in einem engen Paß am Volturno, nachdem er seine Truppen sehr günstig aufgestellt hatte. Allein Hannibal ließ in der Nacht einige hundert Ochsen mit brennenden Reisbündeln an den Hörnern in einer andern Richtung jagen. Die Römer glaubten, er ziehe dorthin ab, und gaben den Paß frei, so daß er glücklich hindurch kam und sich in dem sonnigen Apulien zum Überwintern festsetzen konnte. In Rom fing man an, laut über die Kriegsweise des „Zauderers", wie man den Fabius nannte, zu murren. Wie lange durfte man noch auf die Anhänglichkeit und Treue der Bundesgenossen zählen, wenn man sie schutzlos dem furchtbaren Feinde preis gab und seinen Verheerungen untätig zusah? So sprechend, setzte Terentius Varro, ein bei der Menge sehr beliebter Mann, in der Volksversammlung den sonderbaren Beschluß durch, dem Unterfeldherrn des Fabius ebenfalls

diktatorische Gewalt zu verleihen. Derselbe griff den Hannibal an und wäre richtig vernichtet worden, wenn nicht Fabius durch rechtzeitiges Erscheinen größeres Unglück abgewandt hätte.

9. Schlacht bei Cannä (216 v. Chr.). — Immerhin war auch der Senat der Ansicht, daß eine Entscheidung versucht werden müsse. Er stellte im folgenden Jahre 216 v. Chr. ein außergewöhnlich starkes Heer auf, 80,000 Mann zu Fuß und 6000 Reiter, während Hannibal bloß 40,000 Mann Fußvolk und 10,000 Reiter zählte. Aber das Volk wählte jenen Terentius Varro, einen Fleischerssohn, zum Konsul, dessen ganzes Verdienst darin bestand, die Kriegsleitung des Senates und Diktators aufs heftigste angegriffen zu haben; doch wurde ihm Aemilius Paullus, ein verständiger, erprobter Feldherr als Mitkonsul an die Seite gesetzt. Bald lagerten die feindlichen Heere einander gegenüber in der apulischen Ebene bei Cannä. Umsonst erklärte Paullus, daß die weite Fläche für Hannibals überlegene Reiterei zu günstig sei und man ein anderes Schlachtfeld wählen müsse. Sobald der Oberbefehl nach der törichten Sitte, daß er zwischen den Konsuln jeden Tag wechselte, an Varro kam, gab dieser das Zeichen zum Angriffe. Hannibal hatte sein Heer so aufgestellt, daß er die Mitte, die aus seinen schlechtern Truppen bestand, vorschob, die Flügel dagegen, welche die beste Mannschaft enthielten, zurückzog. Bald wich die Mitte dem Ansturme der römischen Legionen, diese drängten hitzig nach und sahen sich plötzlich zwischen den beiden feindlichen Flügeln, die ihnen in die Seite fielen. Zugleich griff Hannibals Reiterei sie im Rücken an, und nun waren sie in einer solchen Enge, daß die Karthager nur zu morden brauchten. 70,000 Römer bedeckten das Schlachtfeld, darunter Aemilius Paullus mit 21 Obersten und 80 Senatoren; 10,000 wurden gefangen, während Hannibal kaum 6000 Mann verlor. Nie hatten die Römer eine solche Niederlage erlitten, und schwer waren auch die Folgen. Jetzt schien der Plan des großen Karthagers in Erfüllung zu gehen; die meisten Städte der Samniten und anderer süditalischen Stämme fielen jetzt zu ihm ab, vornehmlich Kapua, an Größe und Reichtum die zweite Stadt der Halbinsel. Selbst Syrakus, wo Hiero gestorben war, schloß mit Karthago ein Bündnis.

10. Marcellus (216—208 v. Chr.). — Aber nun zeigte sich der römische Staat in seiner ganzen Größe. Jeder Hader zwischen Rat und Bürgerschaft verstummte. Als Terentius Varro, den sein rasches Pferd rechtzeitig gerettet hatte, nach Rom kam, ging ihm der Senat entgegen und dankte ihm, daß er an der Rettung des Vaterlandes nicht verzweifelt habe. Unter der stillschweigenden Zustimmung des Volkes traf der Rat mit Entschlossenheit die Vorkehrungen zum äußersten Kampfe. Jeden Gedanken an ein Nachgeben wies er zurück, ein karthagischer Friedensunterhändler wurde nicht einmal in die Stadt gelassen. Alle Kräfte wurden angespannt, selbst Sklaven und Unmündige unter die Waffen gerufen und fortan nur wirklich kriegstüchtige Führer an die Spitze der römischen Heere gestellt. Im offenen Felde sich gegen Hannibal zu stellen, wagte man nicht mehr; Stadt um Stadt gegen ihn zu verteidigen und so seine Kräfte zu erschöpfen, sollte die neue Kriegsweise sein, deren Seele Marcellus wurde, ein bewährter Feldherr, der sich schon im Kampfe gegen Hamilkar, dann wiederum gegen die Kelten ausgezeichnet hatte. So ungeheuer auch Hannibals Erfolge waren, er war doch noch lange nicht so weit, als Regulus in Afrika gewesen. Ganz Mittelitalien, die griechischen Kolonien und eine Menge anderer Städte in Unteritalien hielten noch immer treu zu Rom. Selbst vor kleinen Festungen erfuhr er einen zähen Widerstand, der ihm zeigte, was ihn vollends vor den Mauern der Hauptstadt erwarten werde. Als er die kampanische Stadt Nola belagerte, brachte ihm Marcellus durch einen Ausfall einen namhaften Verlust bei, der erste Sonnenstrahl für die Römer nach so viel Elend. Mit den Kräften, die ihm zu Gebote standen, konnte Hannibal nicht hoffen, den so oft geschlagenen und doch nie besiegten Feind zu überwinden. Aus Spanien konnte er keine Hilfe erwarten, weil dort die Römer im Vorteil waren. Dringend ließ er daher durch seinen Bruder Mago in der Vaterstadt um Verstärkungen bitten; allein die zahlreichen Gegner, die er in der Heimat hatte, sagten, wofern er wirklich Sieger sei, brauche er ja keine, und hintertrieben jede tatkräftige Unterstützung. Da setzte er seine Hoffnung auf König Philipp V. von Makedonien, der mit ihm ein Bündnis schloß und in Italien zu landen versprach. Allein auch dieser ließ es bei leeren Worten bewenden. So kam der Krieg in

Italien ins Stocken. — Ja, die unermüdlichen Römer, die noch immer eine Streitmacht von über 200,000 Mann ins Feld stellen konnten, gingen von der Verteidigung schon wieder zum Angriffe über. Marcellus eilte nach Syrakus und belagerte es. Aber die Stadt wurde verteidigt von dem großen Mathematiker Archimedes, der durch eine Menge der sinnreichsten und künstlichsten Erfindungen alle Stürme der Römer vereitelte. Marcellus mußte sich mit der bloßen Einschließung begnügen. Erst nach zwei Jahren gelang es ihm, während eines Festes die Mauern zu ersteigen und Syrakus zu erobern. Er brach die Blüte der Stadt, der schönsten der Zeit, indem er sie seinen Soldaten zur Plünderung überließ, wobei auch Archimedes den Tod fand (212 v. Chr.). Zugleich machten sich die Römer an die Wiedergewinnung Kapuas. Umsonst versuchte Hannibal die Stadt zu entsetzen, er konnte den viermal so starken Römern in ihren verschanzten Lagern nichts anhaben. Da entschloß er sich zu einem Scheinangriffe auf Rom und kam plündernd und verheerend bis vor die Mauern der Stadt. Der Schrecken in Rom war so groß, daß der Ruf: „Hannibal ist vor den Toren" (Hannibal ad portas) sprichwörtlich wurde, um die höchste Gefahr zu bezeichnen. Allein der Senat durchschaute ihn, die Hauptstadt war hinlänglich geschützt, und er rief das Heer vor Kapua nicht zurück. Hannibal mußte umkehren und konnte den Fall der Stadt nicht hindern. Ihre Mauer wurde geschleift und die Bürgerschaft teils hingerichtet, teils in die Sklaverei verkauft. Ähnlich erging es Tarent, das ebenfalls abgefallen war und von dem alten Fabius erobert wurde. Jetzt waren die Römer wieder die Stärkeren in Italien und viele abgefallene Gemeinden kehrten freiwillig zum Gehorsam zurück, um sich dadurch Verzeihung zu erkaufen. Was half es, daß der punische Feldherr mit wunderbarer Schnelligkeit bald dahin, bald dorthin eilte und bald diese, bald jene Stadt entsetzte? Wohl brachte er mit seinem zusammengeschmolzenen Heere den Römern noch manche Schläge bei, wohl fiel auch in einem Hinterhalte sein zäher Gegner Marcellus, dessen Leiche er ehrenvoll bestatten ließ. Aber ohne baldige Hilfe war sein Lebenswerk gescheitert, und da weder die Mutterstadt noch Makedonien bereit waren, ihm jene zu gewähren, so blieb ihm nur eine Hoffnung, nämlich die auf seine Brüder in Spanien.

11. Die Schlacht bei Sena Gallica (207 v. Chr.). — Trotz der Not zu Hause hatten die Römer den Kampf in Spanien begonnen, und es hatte dieser gerade den umgekehrten Verlauf wie in Italien genommen. Gnäus Scipio und sein Bruder Publius, der ihm nach Verlauf seines Konsulats nachgefolgt war, hatten zur Zeit der Schlacht von Cannä durch glänzende Erfolge die Karthager fast aus der ganzen Halbinsel verdrängt. Plötzlich, als die Römer durch den Sturz Kapuas in Italien wieder die Oberhand gewannen, schlug das Glück um in Spanien; die beiden Scipionen verloren gegen Hasdrubal, Hannibals Bruder, Schlacht und Leben, und wiederum herrschten die Karthager bis zum Ebro. Doch in Rom wollte man jetzt Spanien nicht mehr aufgeben. Am ehesten schien der junge Publius Scipio, der Sohn des Gefallenen, geeignet, den gefährlichen Posten zu übernehmen; aber der Senat wagte ihn wegen seiner Jugend nicht von sich aus zu ernennen und überließ die Wahl dem Volke. Der Jüngling gewann sich durch seine bescheidene Rede und liebenswürdige Anmut alle Herzen; er empfing das wichtige Amt und rechtfertigte das Vertrauen seiner Mitbürger in glänzender Weise. Während die karthagischen Generale im Norden am Ebro standen, erschien er plötzlich mit seiner Flotte vor Neukarthago und bemächtigte sich der reichen Hauptstadt samt ihren Schiffen, Waffen und Geldern. Doch konnte Scipio es nicht hindern, daß endlich Hasdrubal den dringenden Hilferufen seines Bruders folgte. Mit einem mächtigen Heere zog der Punier über die Alpen, weit leichter und schneller als einst Hannibal, weil sich die Gallier diesmal nicht widersetzten. Die Entscheidung nahte. Ganz Italien lag im fürchterlichsten Elend; die römischen Bundesgenossen, selbst die Latiner fingen an, kleinmütig zu werden. Gelang es den beiden Söhnen Hamilkars, sich zu vereinen, so war Rom verloren. Daher raffte sich dieses zur höchsten Anstrengung auf; 23 Legionen stellte der Senat den Konsuln Claudius Nero und Marcus Livius, zwei kriegserfahrenen Männern, zur Verfügung. Livius rückte dem Hasdrubal entgegen, der schon in Oberitalien stand. Nero eilte nach Apulien, um Hannibal den Weg nach Norden zu sperren, und lagerte sich ihm gegenüber. Er war so glücklich, alle karthagischen Boten an seinen Gegner abzufangen, so daß dieser vergeblich auf Nachricht von

seinem Bruder wartete. Schon rückte Hasdrubal der Ostküste Italiens entlang nach Süden. Da unternahm Nero ein kühnes Wagestück. Ohne daß Hannibal es merkte, verließ er sein Lager mit 8000 Mann auserlesenen Truppen und eilte seinem Amtsgenossen Livius zu Hilfe. Unweit Sena Gallica (Sinigaglia) trafen die beiden auf Hasdrubal. Neros Ankunft erweckte in diesem die Befürchtung, Hannibal sei geschlagen. Er trat deshalb in der Nacht den Rückzug an, verirrte sich aber infolge der Treulosigkeit seiner Führer und wurde am Morgen von den Römern angegriffen, als er gerade im Begriffe stand, über den Fluß Metaurus zu setzen. Rasch hatte er indes sein Heer in Schlachtordnung gestellt und schon brachte er die römische Hauptarmee unter Livius zum Wanken, als Nero ihn mit seiner Schar von der Seite angriff. Dies gab den Ausschlag. Hasdrubal selber fand tapfer kämpfend den Tod, sein Heer wurde völlig vernichtet. Jetzt eilte Nero in sein Lager zurück und ließ das Haupt des gefallenen Feindes den Vorposten Hannibals zuschleudern, der auf diese Weise die erste Kunde von dem Lose seines Bruders erhielt. „Nun erkenne ich Karthagos Geschick", soll der große Mann schmerzerfüllt ausgerufen haben. Wohl behauptete er sich gegen die römische Übermacht noch vier Jahre im äußersten Süden, aber umsonst rechnete er auf eine Landung Philipps von Makedonien. Zuletzt zwang ihn die Not der eigenen Vaterstadt, Italien zu verlassen.

12. Schlacht bei Zama (202 v. Chr.). Hannibals Flucht. — Nach dem Abzuge Hasdrubals hatte Scipio die Karthager genötigt, Spanien völlig zu räumen, so daß er nun daran denken konnte, der feindlichen Stadt das Schicksal zu bereiten, das Hannibal Rom hatte antun wollen. Er kehrte nach Italien zurück, traf umfassende Vorbereitungen und landete in Afrika, wo er mit Hilfe Masinissas, eines Königs in Numidien (dem heutigen Algerien), rasche Fortschritte machte. Wohl war Hamilkars dritter Sohn, Mago, der würdige Genosse Hannibals und Hasdrubals, mit einer Flotte vor Genua erschienen und hatte sich der Stadt bemächtigt; aber er war zu schwach, um seinem Bruder kräftige Hilfe zu leisten, und jetzt rief die bedrohte Heimat sie beide zurück. Mago starb an einer Wunde auf der Überfahrt. Mit welchen Gefühlen aber mochte Hannibal Italien

verlassen, das er vor 16 Jahren betreten und in einem Siegeslaufe sondergleichen von Nord nach Süd durchstürmt hatte, um am Ende die geliebte Vaterstadt am Rande des Abgrundes zu sehen! In Afrika angelangt, suchte er durch eine Zusammenkunft mit Scipio Friedensunterhandlungen anzuknüpfen, allein die römischen Bedingungen waren so hart, daß er es vorzog, noch einmal das Schlachtenglück zu erproben. Im Innern des Landes, in der Nähe von Zama, kam es zum letzten Kampfe. Hannibal tat, was in seinen Kräften stand; aber in seinem Heere war nur noch ein kleines Häuflein der Tapfern, die er nach Italien geführt, auf die übrigen war kein Verlaß, und die 80 Elefanten, auf die er seine Hoffnung gesetzt hatte, ließen sich durch das Schlachtgetöse der Römer derart erschrecken, daß sie sich gegen die eigenen Leute wandten. So wurde Hannibal trotz aller Feldherrnkunst von Scipio gänzlich geschlagen und riet jetzt selbst zum Frieden, so hart er auch war. Karthago mußte seine Kriegsflotte ausliefern, fünfzig Jahre lang jährlich 200 Talente (1¼ Mill. Franken) bezahlen, alle Besitzungen außerhalb Afrikas abtreten und sich verpflichten, keinen Krieg ohne Erlaubnis der Römer zu beginnen, d. h. es war zur zinspflichtigen Untertanenstadt Roms herabgesunken. So war der furchtbare Ringkampf gänzlich zugunsten Roms beendigt: als erste Macht der Welt ging es daraus hervor, vergrößert durch den Besitz Spaniens und des ganzen westlichen Mittelmeeres. Doch schien ihm alles nicht sicher, solange der Mann lebte, der einst vor seinen Toren erschienen war, und nicht mit Unrecht. Das karthagische Volk hatte das Vertrauen auf seinen großen Führer nicht verloren und ihm nach Beendigung des Krieges die Leitung des Staates übertragen. Hannibal zeigte sich ebenso groß im Frieden als im Kriege, und wunderbar schnell erholte sich Karthago unter seiner Leitung. Mit Besorgnis sah man dies in Rom, und obschon Scipio sich edelmütig dagegen erhob, schickte der Senat eine Gesandtschaft nach Karthago mit dem geheimen Befehle, die Auslieferung des gefürchteten Mannes zu verlangen. Hannibal ersparte seiner Vaterstadt die drohende Schande, er erriet die Absicht der Römer und rettete sich durch rasche, besonnene Flucht. Über Tyrus ging er zu König Antiochus in Syrien, der eben damals im Begriffe stand, mit Rom Krieg zu beginnen.

VIII. Unterwerfung des Ostens und Vernichtung Karthagos.

1. Makedonien bei Kynoskephalä besiegt (197 v. Chr.). — Karthago war jetzt eine wehrlose Kaufstadt, dagegen standen im Osten noch die stolzen Diadochenreiche, von denen Makedonien noch immer die größte kriegerische Kraft besaß. Zum Glück für die Römer hatte Philipp V., der es zur Zeit Hannibals beherrschte, die versprochene Landung nicht ausgeführt; aber jene vergaßen ihm die Feindseligkeit nicht. Als er im Bunde mit Antiochus von Syrien die schwächeren Nachbarstaaten, insbesondere Ägypten und Pergamon, angriff und diese in Rom um Hilfe baten, erklärte ihm der Senat den Krieg. Der Macht, die einen Hannibal besiegt, konnte Philipp noch viel weniger widerstehen. In Thessalien, bei Kynoskephalä, maßen sich die römischen Legionen unter dem tüchtigen Konsul Titus Quinctius Flamininus mit der makedonischen Phalanx und überwanden sie vollständig. Der Staat Alexanders des Großen lag Rom zu Füßen. Noch war es diesem jedoch nicht um die Erwerbung neuer Provinzen zu tun. Philipp erhielt den Frieden unter ähnlichen Bedingungen wie Karthago und wurde auf das eigentliche Makedonien beschränkt. Die Griechen aber, die jetzt ihres alten Drängers ledig waren, erklärte Flamininus auf den Isthmischen Spielen für „frei" und wurde von ihnen aus Dankbarkeit fast erdrückt.

2. Krieg gegen Antiochus von Syrien (192—190 v. Chr.). Tod Hannibals (183 v. Chr.). — Um diese Zeit herrschte im Seleukidenreiche Antiochus, der einiger glücklichen Kriege wegen von seinen Höflingen „der Große" genannt wurde. Von den Römern anfänglich mit Rücksicht behandelt, hatte er die Niederlage seines Verbündeten ruhig mitangesehen. Als dagegen ein Teil der Griechen, die bald fühlten, daß sie im Grunde nur die makedonische Herrschaft mit der härtern römischen vertauscht hatten, ihn um Schutz anrief, scheute er sich nicht, ihrer Einladung Folge zu leisten und den Römern den Krieg zu erklären. Wohl hätte diesen der Krieg unter Umständen gefährlich werden können, denn Hannibal war am syrischen Hofe. Aber der „große" Antiochus glaubte alles ebensogut oder noch besser zu verstehen als der geschlagene, heimatlose Flüchtling; wenn er ihn

um Rat fragte, so geschah es gewöhnlich, um das Gegenteil zu tun, und statt des Oberbefehls gab er ihm nur untergeordnete Aufträge. Ohne große Mühe vertrieben daher die Römer den König aus Griechenland und folgten ihm nach Asien unter Lucius Scipio, den als Ratgeber sein Bruder begleitete, Scipio Africanus, wie sich der Sieger von Zama jetzt nannte. Bei Magnesia, unweit Phokäa, stellte sich ihnen Antiochus mit seinen ungeheuren, bunten Heeresmassen, Sichelwagen, Elefanten und Kamelreitern entgegen, und durch einen Sieg, der sie 24 Reiter und 300 Fußsoldaten kostete, warfen sie das stolze Seleukidenreich darnieder. Weder Scipio Africanus, noch Hannibal wohnten der Schlacht bei; der erstere war krank, der letztere im Auftrage des Königs bei der Flotte. Antiochus mußte auf seine Eroberungen verzichten, Schiffe und Elefanten herausgeben, 15,000 Talente ($94^1/_2$ Millionen Franken) zahlen, Lydien und andere Landschaften Kleinasiens Roms Freund, dem König von Pergamon, abtreten und endlich versprechen, hervorragende Römerfeinde, wie Hannibal, auszuliefern. Dieser entfloh nach Kreta, dann, als seines Bleibens auch hier nicht war, zu Prusias, dem König von Bithynien. Aber auch dahin verfolgten ihn die Römer. Flamininus erschien am Hofe des Prusias und verlangte seine Auslieferung, worauf Hannibal sich durch Gift das Leben nahm, um seinen Feinden nicht in die Hände zu fallen (183 v. Chr.). So endete der wunderbare Mann im 64. Jahre seines Lebens, nachdem er während eines halben Jahrhunderts seinen Knabenschwur redlich gehalten und seinen Namen den größten der Weltgeschichte beigesellt.

3. Scipio und Cato. — Im gleichen Jahre starb auch sein Überwinder Scipio, nicht ohne vorher noch die Ungunst des Schicksals an sich erfahren zu haben. Die Römer, groß im Kriege und in allem, was unmittelbaren Nutzen bringt, standen in bezug auf die edelsten Blüten des Geistes, auf Dichtung, Kunst und Wissenschaft, unendlich hinter den Griechen zurück. Daher konnten gerade die Besten unter ihnen sich dem Zauber der hellenischen Bildung nicht entziehen; während sie den griechischen Osten mit den Waffen unterwarfen, wurden sie von diesem gleichsam auf friedlichem Wege ihrerseits unterjocht. Eifrig fing man jetzt in Rom an, hellenische Sprache

und Literatur zu studieren, und bald galt keiner mehr als gebildet, der nicht geläufig griechisch las und schrieb. Scipio war der erste Römer, der sich diesem griechischen Wesen ganz hingab. Deswegen haßte ihn der derbe Cato, der nach echt römischer Weise zugleich ein tüchtiger Landwirt, Gerichtsredner, Geschichtschreiber, Staatsmann und Feldherr war, aber von der neuen Bildung nicht viel hielt; denn er schrieb die einreißende Sittenlosigkeit und Üppigkeit auf Rechnung des einbrechenden Griechentums. Er war daher die Seele einer Partei, welche die mächtigen Scipionen auf Schritt und Tritt bekämpfte. Zuerst klagte man den Lucius an wegen Veruntreuung der syrischen Beute und verurteilte ihn zu großer Vermögensbuße; ja, als Cato 184 v. Chr. Zensor war, stieß er ihn schimpflich aus den Zenturien der Ritter. Dann wagte man sich an Africanus selber. Zufälligerweise geschah dies am Jahrestag des Sieges bei Zama, und als Scipio, statt sich zu verteidigen, das Volk aufforderte, mit ihm auf dem Kapitol den Göttern zu danken, so ließ es seine Ankläger stehen und folgte ihm. Allein die fortwährenden Verfolgungen erfüllten ihn mit bitterem Groll, und fortan lebte er zurückgezogen auf seinem Landgute bis an sein Ende.

4. Perseus bei Pydna besiegt (168 v. Chr.). Polybios. — Während des Krieges gegen Antiochus hatte Philipp von Makedonien treu zu Rom gehalten; doch konnte er die ihm widerfahrene Demütigung nicht vergessen. Vollends sein Sohn und Nachfolger Perseus suchte nach allen Seiten hin Verbindungen anzuknüpfen, namentlich die Hellenen auf seine Seite zu ziehen, um sein Reich aus der unwürdigen Lage zu befreien. Deshalb erklärten ihm die Römer den Krieg. Der Konsul Aemilius Paullus, der Sohn des bei Cannä Gefallenen, ein schon bejahrter, aber hochbegabter und feingebildeter Mann, drang in Makedonien ein und zwang den Perseus bei Pydna am Thermäischen Golfe zur Schlacht. Aemilius gestand selber, er habe vor dem Anblicke der geschlossenen Phalanx gezittert. Aber in der Hitze des Kampfes löste sich diese auf, die römischen Soldaten drangen in die Lücken ein und erfochten einen glänzenden Sieg. Reiche Beute fiel den Römern anheim, von der Aemilius als wertvollstes Stück die Bibliothek des Perseus für sich behielt. Dieser fiel auch selbst in die Hände des Siegers, verherrlichte dessen prächtigen Triumph in Rom

und starb im Kerker. Sein Reich wurde vernichtet und in vier kleine Republiken aufgelöst, die unter sich gar nicht verkehren durften. — Es war den Römern nicht unbekannt, daß in Griechenland viele dem Perseus den Sieg gewünscht hatten. Jetzt mußte dieses erfahren, wieviel die geschenkte Freiheit wert war; wer sich gegen die Römer geäußert hatte, wurde ergriffen, getötet oder nach Italien geschleppt. Epirus, von dem ein Teil für Perseus die Waffen ergriffen hatte, wurde den römischen Soldaten zur Plünderung preisgegeben, wobei 70 Ortschaften zerstört und 150,000 Menschen zu Sklaven gemacht wurden. Die treuesten Anhänger Roms waren bisher die Achäer mit ihrer Eidgenossenschaft gewesen. Dennoch entriß man auch ihnen gegen tausend der besten und angesehensten Männer als Verdächtige und führte sie als Geiseln nach Italien. Darunter befand sich ein geistvoller Gelehrter, namens Polybios, der von den Söhnen des Aemilius als Lehrer und Freund aufgenommen wurde. Ihm erschien das riesenhafte Anwachsen des römischen Staates binnen zwei Menschenaltern so wunderbar, daß er dessen Geschichte zu schreiben unternahm, und er hat es auf so vorzügliche Weise getan, daß der Grieche weitaus der beste Geschichtschreiber der römischen Republik ist. Polybios versuchte nach Kräften, seinen Landsleuten die Heimkehr zu erwirken; allein erst nach siebzehn Jahren fragte der alte Cato im Senate, ob es nicht gleichgültig sei, wo einige Greise begraben würden. Noch waren ihrer 300 am Leben, und diesen erlaubte man die Rückkehr.

5. Makedoniens und Griechenlands Untergang (148 bis 146 v. Chr.). — Einen Gegner hatte Rom seit der Schlacht von Pydna nicht mehr; Fürsten und Könige überboten sich in kriechender Schmeichelei gegen die gewaltige Republik. König Prusias von Bithynien gab sich den Ehrentitel eines „freigelassenen römischen Sklaven". Während des Kampfes gegen Perseus war wieder ein Krieg zwischen Syrien und Ägypten ausgebrochen, und Antiochus IV., der Sohn Antiochus' „des Großen", war siegreich bis in die Nähe Alexandriens vorgedrungen. Da überbrachte ihm ein römischer Gesandter den Befehl des Senates, Ägypten sofort zu räumen und Friede zu machen. Als Antiochus sagte, er wolle sich die Sache überlegen, zog der Römer mit seinem Stabe im Sande einen Kreis um ihn herum mit den Worten: „Ehe du aus

diesem Kreise heraustrittst, mußt du mir antworten, was ich dem Senate berichten soll?" „Ich werde tun, was der Senat verlangt," erwiderte der König und gehorchte. So war Rom zum Oberherrn aller Staaten am Mittelmeere geworden, und es blieb ihm bloß noch übrig, sie in Provinzen zu verwandeln, um sie besser aussaugen zu können. Bald boten sie selber die Gelegenheit dazu, bald brachen die Römer diese vom Zaune. So erhoben die Makedonier einen Aufstand unter einem angeblichen Sohne des Perseus, worauf ihr Land 148 v. Chr. in eine römische Vogtei verwandelt wurde. Gleichzeitig gelang es einigen jener heimgekehrten Geiseln, die jetzt ein unauslöschlicher Haß gegen Rom beseelte, den Achäischen Bund zu einem Verzweiflungskampfe aufzustacheln. Die Römer hatten leichtes Spiel mit den in sich zerrissenen, bis auf den letzten Augenblick zwiespältigen Hellenen; ein griechischer Heerhaufe nach dem andern wurde geschlagen. Korinth, die mächtigste Stadt des Achäischen Bundes, überhaupt jetzt die reichste und größte Griechenlands, ergab sich ohne Schwertstreich. Dennoch befahl der Senat ihre Zerstörung. Die ganze Bevölkerung wurde ausgerottet oder in die Sklaverei verkauft, die prächtige Stadt selber der ebenen Erde gleichgemacht, ihr Boden zu ewiger Öde verwünscht und ihre herrlichen Kunstwerke nach Rom geschleppt. Eine Reihe anderer Griechenstädte traf ein ähnliches Geschick, und das einst so städtereiche Hellas verödete. Es wurde zunächst zur Provinz Makedonien geschlagen, später bildete es eine eigene unter dem Namen Achaja.

6. Karthagos Todeskampf (149—146 v. Chr.). — Einige Monate vor der Zerstörung Korinths hatten die Römer sich die Genugtuung bereitet, auch Karthago in Asche zu legen. Die Partei, die hier seit der Flucht Hannibals wieder am Ruder war, hatte ihr möglichstes getan, um durch unterwürfiges Benehmen die Sieger zu versöhnen, aber umsonst. Großmut gegen besiegte Feinde kannte Rom nicht, am wenigsten gegen solche, vor denen es einmal gezittert hatte. Seit Cato als Gesandter die noch immer durch ihren Handel blühende und volkreiche Stadt gesehen, schloß er jede Rede im Senate mit den Worten: „Und endlich sage ich noch, Karthago muß zerstört werden." Zu dem blinden Hasse des alten Mannes gesellte sich der tückische Handelsneid der großen römischen Kaufleute, und bald bot sich ein Anlaß, um ihnen

Genüge zu leisten. Die Römer hatten in ihrem Verbündeten Masinissa, dem König von Numidien, den Karthagern einen unermüdlichen Quäler gesetzt, der ihnen ihr Gebiet ungestraft Stück um Stück entriß. Denn es war ihnen ja verboten, ohne Roms Erlaubnis sich zu wehren. Umsonst flehten ihre Gesandten auf den Knien den Senat um Abhilfe an, zuletzt griffen sie in ihrer Not auch ohne Erlaubnis gegen Masinissa zu den Waffen. Dieser besiegte sie in einer großen Schlacht, aber jetzt erklärten ihnen auch noch die Römer den Krieg wegen des Friedensbruches. Vergeblich baten die Geängstigten um Verzeihung. Ohne ihnen eine bestimmte Antwort zu geben, verlangten die Konsuln, die mit einem Heere landeten, Ergebung auf Gnade und Ungnade, Stellung von Geiseln und Auslieferung aller Waffen und Schiffe. Nachdem die Karthager all diesen Forderungen nachgekommen waren, erklärte man ihnen, sie müßten ihre Stadt verlassen und sich zwei Meilen weiter landeinwärts ansiedeln. Jetzt erfaßte sie wilde Verzweiflung. Das ganze Volk, jung und alt, Mann und Weib, arbeitete daran, die Stadt zu befestigen und neue Waffen anzufertigen. Als die Römer endlich vor Karthago rückten, waren sie ganz erstaunt, den tapfersten Widerstand zu finden. Jahrelang war all ihre Mühe vergeblich, bis Scipio Aemilianus, ein leiblicher Sohn des Aemilius Paullus, der aber vom Sohne des Scipio Afrikanus an Kindesstatt angenommen worden war,[1]) den Befehl erhielt. Wie sein Vater und sein Namensvorfahr, vereinte er hellenische Bildung mit römischer Tatkraft. Durch gewaltige Werke schnitt er der Stadt jede Zufuhr vom Lande ab und versperrte ihr den Eingang des Hafens. Aber in aller Heimlichkeit hatten die Karthager einen neuen Ausgang gegraben und Schiffe gebaut; noch einmal erschienen sie im Meere und wurden in einer hartnäckigen Seeschlacht — es war ihre letzte — völlig geschlagen. Jetzt schloß sich der Ring um die unglückliche Stadt, furchtbar wüteten Hunger und Seuchen; wer jedoch von Übergabe sprach, wurde erdrosselt. Endlich, im Beginne des vierten Kriegsjahres, drang Scipio in den Hafen und von da in die Stadt. Straße um Straße, Haus um Haus mußte erstürmt

[1]) In Rom bestand die Sitte, daß ein vornehmer Mann, der keinen Sohn hatte, den eines Freundes an Kindesstatt annahm, um sein Geschlecht nicht aussterben zu lassen.

werden; sechs Tage währte das Brennen und Morden, bis die Römer vor der Burg anlangten. Noch waren von den 700,000 Menschen, welche die Stadt vor der Belagerung gezählt hatte, 50,000 übrig, die sich ergaben und als Sklaven verkauft wurden. Auch der Oberanführer Hasdrubal flehte die Gnade des Siegers an; seine Gemahlin dagegen, stolzeren Geistes als er, warf sich mit ihren Söhnen in die Flammen des brennenden Tempels auf der Burg, um den Untergang der Heimat nicht zu überleben. Wider Willen vollzog jetzt Scipio den Auftrag des Senates, Karthago zu zerstören. Siebzehn Tage wüteten die Flammen, und als der Feldherr das schrecklich prächtige Schauspiel überblickte, rief er bewegt seinem Freunde Polybios die homerischen Worte zu:

„Einst wird kommen der Tag, da das heilige Ilion hinsinkt,
Priamos auch und das Volk des lanzengewaltigen Königs."

Über Hannibals Heimat ward der Pflug gezogen und feierliche Verfluchung ausgesprochen. Aus Karthagos Gebiet aber wurde die römische Provinz Afrika gebildet.

7. Viriathus. Numantias Fall (133 v. Chr.) — Zur Zeit des zweiten punischen Krieges hatten die Römer festen Fuß in Spanien gefaßt und den Süden und Osten zur Provinz gemacht, von wo aus sie die ganze Halbinsel zu unterwerfen trachteten. Aber die freiheitsliebenden Spanier leisteten ihnen tapfern Widerstand, und wenn sie sich dem harten Joche gefügt hatten, so wurden sie durch die schnöde Habgier und grausame Willkür der römischen Statthalter von neuem zur Empörung getrieben. So tobte der Krieg fast unaufhörlich in dem schönen Lande. Um die Zeit, da die Römer Karthago belagerten, kämpfte der im jetzigen Portugal wohnende Stamm der Lusitanier um seine Freiheit, geführt von Viriathus, einem ehemaligen Hirten, der mit wunderbarem Talent und Glück den feindlichen Legionen acht Jahre lang die Spitze bot. Treubruch, Verräterei, Hinterlist jeder Art half den römischen Feldherren nichts gegen den kühnen Volkshelden. Da gewannen diese endlich Meuchelmörder im spanischen Lager, die den Viriathus im Schlafe überfielen und erdolchten (139 v. Chr.). Die Lusitanier mußten sich hierauf unterwerfen, aber noch war der Krieg in der Halbinsel nicht zu Ende. Eine Stadt im Innern Spaniens,

Numantia, unweit der Quelle des Duero, hatte sich, durch die Erfolge des Viriathus ermuntert, erhoben und setzte den Römern zehn Jahre hindurch einen unbezwinglichen Widerstand entgegen. Es gelang den Numantinern sogar, einem römischen Konsul die Schmach der kaudinischen Engpässe zu bereiten. Durch einen Friedensvertrag, den der Konsul und die oberen Offiziere feierlich beschworen, wurde das gefangene Heer gerettet; wieder stieß aber der römische Senat in ehrloser Weise den Vertrag um und befahl die Fortsetzung des Kampfes. Doch nahm dieser erst eine andere Wendung, als der Zerstörer Karthagos den Oberbefehl erhielt. Scipio Aemilianus gewöhnte die ganz entarteten Soldaten wieder an die strenge römische Kriegszucht; dann zog er mit 60,000 Mann gegen Numantia, das nur 8000 Verteidiger zählte, und schloß es völlig ein, indem er rings um die Stadt eine Mauer und einen Graben ziehen ließ. So konnte er dem Hunger die Bezwingung des Heldenvölkleins überlassen. Als die tapfern Numantiner aufs äußerste getrieben waren, töteten sich die meisten selber, der Rest wurde in die Sklaverei verkauft und die Stadt dem Erdboden gleichgemacht. Damit war Spanien bis auf wenige Bergstämme im Norden bezwungen.

8. Die Provinz Asien (133 v. Chr.). — Nachdem die Römer die wichtigsten Inseln des Mittelmeeres, Spanien, Afrika und die Balkanhalbinsel zu Provinzen gemacht, griffen sie auch nach Asien hinüber. Der letzte König von Pergamon, der 133 v. Chr. starb, setzte in seinem Testament das römische Volk zum Erben seiner Schätze und seines Landes ein. Die Römer wurden dadurch zu unmittelbaren Herren beider Ufer des ägäischen Meeres, mußten aber das Erbe gegen andere Erbansprecher erst mit den Waffen erobern. Die neue Provinz empfing den Namen Asien und wurde später im Unterschied zum Erdteil „Kleinasien“ (Asia minor) genannt.

IX. Der Verfall der Republik.

1. Traurige Lage der Untertanen. — Der Westen und der Osten, von Blut und Trümmern rauchend, lagen jetzt der stolzen Republik am Tiber zu Füßen, aber an dieser nagte selber schon der Wurm des innern Verfalls. In den unglücklichen Provinzen fanden die

zwei Erbübel des römischen Charakters, übermütige Härte und schrankenlose Geldgier, ein üppiges Gedeihen. Die römischen Republikaner, die dort als Vögte walteten, taten es in ruchlosen Freveltaten, in schamlosen Erpressungen den ärgsten Tyrannen gleich. Rechtschaffene Statthalter, wie Cato und Aemilius, machten eine Ausnahme. Wohl stand es den zertretenen Untertanen frei, die Übeltäter nach Ablauf ihrer Amtsdauer in Rom bei einem besonderen Gerichtshofe, der aus Senatoren bestellt wurde, zu verklagen; aber in den seltensten Fällen bekamen sie Recht. Es wurde sogar Sitte, daß der Senat die hohen Beamten, die keine Besoldung erhielten, wohl aber für Spiele und Wahlbestechungen ungeheure Ausgaben hatten, nach Bekleidung der Prätur unter dem Namen Proprätoren und nach dem Konsulate als Prokonsuln in die Provinzen schickte, damit sie dort ihre Kassen wieder füllen könnten. Noch schlimmere Blutsauger als die Statthalter waren die Steuerpächter. Statt selber durch redliche Beamte die Abgaben einzuziehen, ließ sich nämlich der Staat von reichen römischen Geldleuten oder Gesellschaften eine gewisse Summe bezahlen und überließ diesen die Eintreibung auf eigene Rechnung. Da die Vögte gewöhnlich mit ihnen einverstanden waren und den Gewinn mit ihnen teilten, so preßten diese schamlosen Zöllner den Untertanen zuweilen selbst unter Martern das Drei- und Vierfache von dem aus, was sie dem Staate schuldig waren. — Aber auch die Lage der Bundesgenossen in Italien hatte sich seit dem zweiten punischen Kriege sehr verschlechtert. Furchtbare Strafe hatte diejenigen, die zu Hannibal abgefallen waren, getroffen; diejenigen, welche nicht geradezu vernichtet wurden, wie Kapua und Tarent, wurden doch all ihrer Freiheiten beraubt. Ganze Völkerschaften waren zu Leibeigenen des römischen Staates herabgesunken. Selbst die Treugebliebenen, denen Rom seine Rettung verdankte, mußten den Übermut der Weltherrscher bitter empfinden; mehr und mehr wurden alle Lasten, namentlich der schwere Kriegsdienst, auf sie abgewälzt, während ihre Rechte fortwährend geschmälert wurden. Unglaubliches durfte sich jetzt ein Bürger der Herrscherstadt den Bundesgenossen gegenüber, selbst den bestgestellten, herausnehmen. Als ein junger Römer sich in einer Sänfte über Feld tragen ließ, fragte ein latinischer Bauer scherzend, ob man da einen Toten

transportiere. Der Römer ließ sofort halten und den Unglücklichen zu Tode peitschen, ohne daß von einer Bestrafung auch nur die Rede war.

2. Der neue Adel. — Wie sich die römische Bürgerschaft hoch über die Bundesgenossen und Untertanen erhaben dünkte, so sonderte sich innerhalb derselben wieder ein besonderer Herrenstand ab. Es war einer Anzahl vornehmer Familien, sowohl patrizischen als plebejischen Ursprungs, gelungen, sozusagen in den ausschließlichen Besitz der höhern Ämter und damit auch der Stellen im Senate zu gelangen. Die Unentgeltlichkeit der Ämter, die immer mehr einreißende Unsitte, daß das Volk von den hohen Würdenträgern die Veranstaltung prachtvoller Spiele auf ihre Kosten erwartete, verschlossen jedem nicht oder nur mäßig Bemittelten von vornherein die staatsmännische Laufbahn. War es da ein Wunder, daß die Menge ihre Stimme gern den vornehmen Herren gab, deren Väter und Großväter schon im Amte gestanden hatten, auf deren Reichtum und altererbtes Ansehen sie mit ehrfurchtsvoller Scheu hinblickte, zumal dieselben mit glänzenden Festen, mit Geld- und Getreidespenden um ihre Gunst buhlten! Wählte das Volk einmal ausnahmsweise einen Mann, der nicht zu jenen Geschlechtern gehörte, so wurde dieser als Eindringling, als ein „neuer Mensch“ (homo novus) über die Achsel angesehen und nach Kräften bespöttelt und geärgert. So bildeten die „Vornehmen“ (nobiles) oder „Besten“ (optimates), wie sich die regierenden Familien nannten, einen besondern Senatorenstand, einen neuen Adel, der den Staat beherrschte, wenn schon dem Namen nach die höchste Gewalt beim Volke lag. Auch äußerlich unterschied sich der Senatorenstand durch allerlei Ehrenvorrechte, durch den breiten Purpurstreifen am Kleide, abgesonderte Sitze bei den Spielen u. a., von der Menge. Das stolzeste Vorrecht des Adels aber bestand darin, daß beim Leichenzuge eines seiner Angehörigen die Wachsbilder aller Ahnen, welche Diktatoren, Zensoren, Konsuln, Prätoren und Ädilen gewesen, in der Tracht und mit den Abzeichen ihres Amtes mit aufgeführt werden durften, womit die ruhmvolle Vergangenheit des Hauses vor aller Augen gebracht wurde. Früher hatten diese vornehmen Geschlechter den Staat mit Kraft und Umsicht geleitet und zu seiner Größe wesentlich beigetragen. Aber als Rom über so viel fremde und reiche Lande die Herrschaft gewann, begannen

sie ihre Macht schmählich zu mißbrauchen. Recht und Sittlichkeit hatten für die römischen Junker keine Geltung mehr. Sie bereicherten sich als Feldherren in den Kriegen auf Unkosten von Freund und Feind, sie bestahlen den Staat um Millionen und übten als Landvögte in den Provinzen die ärgsten Greueltaten aus, ohne daß sie zur Strafe gezogen worden wären. So verwandelte sich der römische Adel mehr und mehr in eine verdorbene Oligarchie, die den Staat zu ihrem Vorteile ausbeutete.

3. Traurige Lage des Volkes. — Während die Vornehmen durch erlaubte und unerlaubte Mittel fürstliche Reichtümer ansammelten, befand sich dagegen die Masse der römischen Bürger in kläglicher Lage. Die äußere Macht Roms hatte Hannibal nicht zu brechen vermocht, aber in seinem Innern hatte er ihm unheilbare Wunden geschlagen. Der sechzehnjährige Krieg mit seinen furchtbaren Verheerungen hatte Tausende von italischen Bauern an den Bettelstab gebracht, und die Regierung tat so gut wie nichts für sie. Die Reichen kauften die verwüsteten Bauernhöfe nach dem Kriege um Spottpreise auf und schlugen sie zu großen Gütern zusammen, die sie durch Sklaven bewirtschaften ließen. Da diese nur das Notdürftigste zum Leben erhielten, kam ihre Arbeit die Herren sehr billig zu stehen. So lieferten die Sklavenhalter die landwirtschaftlichen Erzeugnisse zu Preisen, bei denen der kleine Bauer überhaupt nicht mehr bestehen konnte. Was blieb ihm daher übrig, als sein verschuldetes Gütlein an den reichen Nachbar loszuschlagen! Auf diese Weise schmolz der Kern des römischen Volkes, der freie Bauernstand, erschreckend rasch zusammen. Es gab weite Landschaften in Italien, wo die Dörfer verschwunden waren, wo man nur noch die Sklaven der Reichen sah, die mit Fußschellen an den Beinen, unter der Peitsche des Aufsehers, des Tags auf dem Felde arbeiteten und des Nachts in scheußliche Keller gesperrt wurden. Von Zeit zu Zeit machten dann diese Unglücklichen durch entsetzliche Aufstände ihrem Ingrimme Luft. Die von Haus und Hof verdrängten Freien aber, die wegen der Sklaven weder als Pächter noch als Taglöhner auf dem Lande ihr Leben fristen konnten, zogen in die Städte. Aber auch hier hielt es für sie schwer, ein redliches Auskommen zu finden. Fast alle Geschäfte waren wiederum in der Hand der Reichen,

die sie im großen mit Sklaven betrieben. Die Handwerker waren meist Sklaven, die auf Rechnung ihrer Herren arbeiteten, der Kaufmann bemannte seine Schiffe mit Sklaven, kurz, überall standen die Sklaven den erwerbslosen Freien im Wege. So trieben sich denn diese vornehmlich auf den Straßen und Märkten der Hauptstadt umher, als ein hungriger, müßiger Pöbel, der seine Stimme in den Volksversammlungen dem Meistbietenden verkaufte und stets nach unentgeltlichem Getreide oder dann nach Schaustellungen schrie, insbesondere nach Fechterspielen, die immer mehr auch in Rom zur Hauptbelustigung des Volkes wurden. Das waren die „Herren der Welt", ein selbstsüchtiger Adel, der fabelhafte Reichtümer ansammelte und vergeudete, und ein obdachloser Haufe, der für sein Nichtstun vom Staate ernährt und unterhalten sein wollte.

4. Tiberius Gracchus (133—132 v. Chr.). — Wohl gab es in Rom einsichtige Männer, die erkannten, daß die Verderbnis des herrschenden Adels, das Zusammenschwinden des freien Bauernstandes und die Mißhandlung der Untertanen der Republik früher oder später Unheil bringen müsse, und ein hochherziger Jüngling unternahm es, diese Übelstände an der Wurzel anzufassen. Tiberius Sempronius Gracchus gehörte einem der vornehmsten Geschlechter an. Sein gleichnamiger Vater, den er früh verloren hatte, war einer der wenigen Optimaten, die sich, wie der alte Cato, durch altrömische Sittenstrenge, Unbestechlichkeit und Tüchtigkeit gleicherweise auszeichneten. Seine Mutter Cornelia, die ihn mit seinem Bruder Gajus aufs trefflichste erzogen hatte, war die Tochter des großen Scipio Africanus, und seine Schwester Sempronia hatte Scipio Aemilianus als Gattin heimgeführt. Unter diesem, seinem Schwager, hatte sich Tiberius vor Karthago als tapferer Krieger ausgezeichnet und die ehrenvollste Laufbahn stand ihm offen. Aber ihn beseelte ein höherer Ehrgeiz. Als er einmal nach Etrurien kam, dessen vormals so blühende Dörfer verödet und auf den Feldern nur mit Fußschellen belastete Sklaven sah, da beschloß er, nicht zu ruhen, bis Italien seinen freien Bauernstand wieder habe. Er ließ sich zum Volkstribunen wählen und schlug vor, das alte, längst vergessene licinische Ackergesetz (S. 218) zu erneuern. Da Rom bei seinen Eroberungen den Besiegten in der Regel einen Drittel ihres

Grundes und Bodens wegnahm, besaß es in ganz Italien ungeheure Strecken Staatsland, die nur zum kleinsten Teil an arme Bürger verteilt und zur Anlage von Kolonien benutzt worden waren. Weitaus die größte Masse war von den Optimaten in Besitz genommen worden und wurde von ihnen, wie ihre eigenen Güter, mit Sklaven bewirtschaftet. Nun sollte nach dem Antrage des Tiberius niemand mehr als 500 Morgen Staatsland und außerdem noch, wenn er Söhne hätte, für zwei derselben je 250 Morgen besitzen dürfen; alles übrige sollte eingezogen, in Bauerngüter von mäßiger Größe zerschlagen und an arme Bürger zu einem billigen Zinse verpachtet werden. Das Volk jubelte dem Tiberius zu; aber der Adel, auf dessen Opferfreudigkeit er vergeblich gerechnet hatte, gewann einen seiner Amtsgenossen, den Tribunen Octavius, für sich, so daß dieser bei jedem Versuche, das Ackergesetz zur Abstimmung zu bringen, sein Veto einlegte. Umsonst beschwor ihn Tiberius unter Tränen, seinen Widerstand aufzugeben. Zuletzt griff dieser zu einem Mittel, das allerdings unerhört war; er trug beim Volke darauf an, den Octavius zu entsetzen, da ein Tribun, der die Bürger an der Ausübung des Stimmrechts hindere, sein Amt verwirkt habe. Nachdem dies geschehen, wurde sein Gesetz angenommen, und er selbst mit andern Männern beauftragt, es durchzuführen. Tiberius beantragte, die Schätze des verstorbenen Königs von Pergamon unter die Bürger, welche Ackerland empfingen, zu verteilen, damit sie auch die Mittel zu ihrer ersten Einrichtung erhielten. Bald zeigten sich die wohltätigen Wirkungen des Gesetzes. Bisher hatte die Zahl derer, die infolge ihres Vermögens waffenfähig waren, mit erschreckender Schnelligkeit abgenommen, jetzt stieg sie wieder um 70,000 Köpfe. Aber der über seine Verluste erbitterte Adel hat dem kühnen Neuerer Rache geschworen. Während seines Amtsjahres war er unverletzlich; aber nach Ablauf desselben mußte er für Leib und Leben fürchten. Als er sich deshalb von dem auf dem Kapitol versammelten Volke wieder zum Tribunen wollte wählen lassen, da stürmte ein Teil der Senatoren aus einem nahen Tempel, wo sie zusammengekommen waren, herbei und hieb, mit Knütteln und Stuhlbeinen bewaffnet, auf die erschrockene Menge ein. An 300 wehrlose Bürger wurden erschlagen, unter ihnen Gracchus selber. Unter dem Vorwande, er habe nach der Königskrone greifen

wollen, wurde nachträglich sein Andenken geächtet und noch eine Anzahl seiner Anhänger dem Henker überwiesen.

5. Gajus Gracchus (123—121 v. Chr.). — Solch eine gräßliche Tat hatte Rom selbst in den Zeiten des bittersten Ständehaders nicht erlebt. Der Adel hatte mit diesem Massenmorde den Samen zu tödlicher Zwietracht ausgestreut, die erst mit dem Untergang der Republik ihr Ende finden sollte. Die von Gracchus gestiftete Volkspartei schreckte nun auch ihrerseits vor keinem Greuel mehr zurück. Niemand war ihr verhaßter als sein Schwager Scipio Aemilianus, damals unbestritten der erste Mann im Staate. Auch dieser verhehlte sich die Schäden nicht, an denen die Republik krankte; aber er mißbilligte das Auftreten des Tiberius, weil er glaubte, daß dadurch der Staat nur noch mehr zerrüttet werde. Während der Ermordung seines Schwagers war er in Spanien gewesen; aber nach seiner Rückkehr sprach er es offen aus, wenn Tiberius nach der Tyrannis gestrebt habe, sei er mit Recht getötet worden. Ja, da die Ackerverteilung auf immer größere Schwierigkeiten stieß, scheute er sich nicht, im Senate zu erklären, es sei jetzt Zeit, damit aufzuhören. Da wurde er am andern Morgen tot im Bette gefunden, und niemand glaubte, daß er auf natürliche Weise gestorben sei, obschon die Gerichte nicht einzuschreiten wagten. Zur Herrschaft gelangte indes die Volkspartei erst, als sie in dem Bruder des Tiberius, dem um neun Jahre jüngern Gajus Gracchus, wieder ein fähiges Oberhaupt fand. Sittenrein, hochgebildet und tapfer, wie sein edler Bruder, war er diesem an staatsmännischer Begabung, aber auch an Leidenschaft weit überlegen. Selbst seine Feinde erklärten ihn für den größten Redner, den Rom je gehabt habe; der brausende Sturm seiner Worte erschütterte die Zuhörer bis zu Tränen. Sobald Gajus das gesetzliche Alter erreicht hatte, war er als Quästor nach Sardinien geschickt worden. Der Senat suchte den gefürchteten jungen Mann dort festzuhalten, indem er ihm sein Amt Jahr für Jahr verlängerte. Zuletzt kehrte er jedoch auf eigene Faust nach Rom zurück, entschlossen, das Werk seines Bruders weiterzuführen, aber auch an seinen Mördern Rache zu nehmen, und erlangte trotz der Ränke der Optimaten das Tribunat. Sofort brachte er eine Reihe von neuen Gesetzen ein, durch die er die elende Adelsherrschaft zu stürzen

suchte. Um das Volk fest an sich zu ketten, setzte er es durch, daß ihm von Staats wegen alle Monate ein bestimmtes Maß Getreide zu halbem Preise ausgeteilt wurde. Auch ließ er die Anlegung eines umfassenden Straßennetzes durch ganz Italien beschließen, um den Armen Gelegenheit zu Verdienst zu geben. Um ihnen aber auf die Dauer zu helfen, wollte er, da die Optimaten der Ackerverteilung in Italien alle möglichen Hemmnisse in den Weg legten, die Besitzlosen in Pflanzstädten jenseits des Meeres ansiedeln; besonders betrieb er den Wiederaufbau des trefflich gelegenen Karthagos zugunsten römischer Bürger, wobei er sich um den Fluch der Priester wenig kümmerte. Um die Macht des Senats zu brechen, entzog er ihm das Recht, über die Verbrechen und Erpressungen der Statthalter und Steuerpächter zu richten, und übertrug es Geschwornengerichten aus den „Rittern". So hieß man nämlich in Rom die reichen Kauf- und Geldleute, die nicht zum Adel gehörten, aber wegen ihres Vermögens [1]) zum Reiterdienst im Heere berechtigt und verpflichtet waren. Dadurch zog Gracchus diesen mächtigen und einflußreichen Stand auf seine Seite und verfeindete ihn mit den Optimaten; er warf, wie er sich ausdrückte, Dolche unter die Vornehmen und Reichen, damit sie sich selbst zerfleischten. Alles schien dem kühnen Tribunen zu gelingen, die Optimaten waren wie gelähmt, die Menge vergötterte ihn und beschloß, was er ihr vorschlug. Wie ein König waltete er über Rom, er legte persönlich die neuen Kolonien an, baute Straßen, Vorratshäuser für Getreide, kurz, er schlug nicht nur Gesetze vor, sondern überwachte auch deren Ausführung. Ohne Widerstand wurde er ein zweites Mal zum Tribunen gewählt. Jetzt glaubte er es wagen zu dürfen, auch gegen die zurückgesetzten Stammesbrüder Gerechtigkeit zu üben; er beantragte, allen Latinern das volle römische Bürgerrecht und den übrigen italischen Bundesgenossen das bisherige Recht der Latiner zu verleihen. Allein das römische Volk, ebenso selbstsüchtig wie sein Adel, wollte die Vorteile seines Bürgerrechtes nicht mit andern teilen und wies mit Hohn

---

[1]) Um zu den Rittern eingeschätzt zu werden, mußte man mindestens das zehnfache Vermögen der ersten Klasse, 100,000 Denare oder, wie man jetzt in Rom gewöhnlich sagte, 400,000 Sesterzen besitzen. Das Sesterz war die kleinste römische Silbermünze, ein Vierteldenar im Werte von 22 Cts.

diesen Vorschlag seines Führers zurück. Das gab den Optimaten wieder Mut. Während Gajus in Karthago abwesend war, machte der Senat durch einen ihm ergebenen Tribunen dem Volke noch viel größere Versprechungen, und siehe — als Gracchus zurückkam, jauchzte ihm die Menge nicht mehr zu wie sonst, er wurde nicht wieder gewählt! Schon wagten seine Feinde auch seine Gesetze anzugreifen, besonders den „gottlosen" Wiederaufbau von Karthago. Ja, als in einer Volksversammlung ein Tumult ausbrach, erklärte der Senat ihn als Aufrührer in die Acht, setzte einen Preis auf sein Haupt und das seiner vornehmsten Anhänger und rüstete zu ihrer gewaltsamen Vernichtung. Da blieb auch Gracchus nur der Bürgerkrieg übrig, aber seine zusammengeschmolzenen Anhänger wurden auf dem Aventin besiegt. Er erkannte, daß seine Stunde geschlagen habe, und nur auf das Zureden seiner Freunde machte er einen Versuch, zu entfliehen. Todesmutig warfen sich jene den Verfolgern entgegen und ließen sich niedermachen. So gelangte er, nur von einem treuen Sklaven begleitet, aufs rechte Ufer des Tiberflusses, wo sich die beiden selber den Tod gaben. Schrecklich wütete jetzt der wieder zur Herrschaft gelangte Adel gegen die Anhänger des verhaßten Mannes; 3000 sollen in den Gefängnissen aufgeknüpft worden sein, und aus dem Vermögen der Hingerichteten ließ der Senat einen glänzenden Tempel der — Eintracht bauen.

6. Jugurtha (112—106 v. Chr.). — Die Gesetze der edeln Brüder wurden entweder aufgehoben oder sonst unwirksam gemacht, so daß die einzige Frucht der großartigen Reformversuche der Gracchen nur die völlige Zerrüttung der Republik war. Daß der Adel um nichts besser wurde, zeigte sich in den nächsten Kriegen. Der Sohn des Königs Masinissa hatte sein Reich Numidien seinen zwei Söhnen und seinem Neffen Jugurtha zu gemeinsamer Verwaltung hinterlassen; aber die drei Erben waren in Streit geraten und hatten es unter sich geteilt. Jugurtha hatte dem Scipio Hilfstruppen nach Spanien zugeführt, vor Numantia mit den römischen Junkern Freundschaft geschlossen und deren Feilheit und Bestechlichkeit kennen gelernt. Er pflegte zu sagen, wenn er nur Geld genug hätte, wollte er Rom selber kaufen. Darauf baute der schlaue und gewissenlose Barbar seinen Plan, sich der Alleinherrschaft zu bemächtigen. Zuerst bekriegte und ermordete er den einen

seiner Vettern, dann, als ihn der Senat infolge seiner goldbeladenen Gesandtschaften gewähren ließ, auch den andern. Der Unwille der Bürgerschaft, die mehr Sinn für die Ehre des römischen Namens an den Tag legte als die vornehme Körperschaft, zwang jetzt den Rat, dem Frevler den Krieg zu erklären; allein die adeligen Feldherren ließen sich wiederum bestechen und schlossen mit Jugurtha einen schmählichen Frieden. Da setzten die Volksführer es durch, daß der König nach Rom kommen müsse, um sich zu verantworten. Er kam, nachdem man ihm freies Geleite zugesichert, und wäre auch jetzt noch straffrei ausgegangen, hätte er nicht die Frechheit gehabt, in Rom selber noch einen Verwandten ermorden zu lassen. Nun wurde er ausgewiesen und der Krieg aufs neue gegen ihn erklärt, aber so elend geführt, daß ein römisches Heer unter dem Jochgalgen durchgehen mußte. Endlich wählte das Volk dem Adel zum Trotz einen Emporkömmling zum Konsul, den Marius. Sohn eines volskischen Bauers, ohne höhere Bildung und von rauhen Sitten, hatte sich dieser im Heere durch seine Tüchtigkeit und Bravheit emporgearbeitet. Durch glückliche Handelsspekulationen vermögend geworden, hatte er eine Gemahlin aus dem vornehmen Patriziergeschlechte der Julier erlangt, sich mit Glück um hohe Ämter und zuletzt, trotz der Sticheleien seiner vornehmen Mitoffiziere, sogar ums Konsulat beworben. Der „Neuling" rechtfertigte das Vertrauen des Volkes, mit raschen Schlägen führte er den Krieg gegen Jugurtha zu Ende. Aber noch mußte man des Übeltäters habhaft werden, der zu dem Könige von Mauretanien (Marokko) geflohen war. Mit dieser Aufgabe betraute Marius seinen tapfersten Offizier, den Cornelius Sulla, einen Adeligen, der sie mit größter Schlauheit und Unerschrockenheit erfüllte. Nachdem Jugurtha des Marius Triumph verherrlicht hatte, ließ man ihn im Kerker verhungern.

7. Marius vernichtet die Cimbern und Teutonen (102 bis 101 v. Chr.). — Gleichzeitig hatte Rom den ersten Kampf mit einem ganz neuen Volke zu bestehen, ohne zu ahnen, daß seine Kraft dereinst an diesem zerschellen werde, nämlich mit den Deutschen, oder wie die Römer sagten, Germanen. Ein deutsches Volk, die Cimbern, war von seinen Sitzen an der Nordsee durch eine furchtbare Sturmflut aufgescheucht worden und mit Weib und Kind, mit Hab und Gut nach

langen Wanderungen über den Rhein in Gallien eingedrungen, indem die Teutonen und Tiguriner, zwei Stämme der keltischen Helvetier, die damals noch am Main und Neckar wohnten, sich ihnen anschlossen. Die Römer hatten zur Zeit der Gracchen im südlichen Frankreich festen Fuß gefaßt und, um einen freien Landweg nach Spanien zu haben, das Gebiet zwischen Westalpen und Pyrenäen zur Provinz gemacht. Um diese zu schützen, stellten sie mehrere Heere den andringenden Barbaren entgegen, aber eines um das andere ward infolge der Unfähigkeit der adeligen Feldherren geschlagen. So fiel der Konsul Cassius Longinus im Kampfe gegen die Tiguriner unter Diviko in der Nähe der Garonne, und seine Truppen mußten unter dem Jochgalgen durchkriechen (107). In einer andern Schlacht bei Arausio (Orange) an der unteren Rhone sollen 80,000 Römer gefallen sein. Italien stand jetzt den Barbaren offen, und in Rom herrschte ein furchtbarer Schrecken. Zum Glücke wandten sich die wilden Horden zunächst nach Spanien. – Inzwischen wurde Marius aus Afrika zurückgerufen, wieder zum Konsul gewählt und dann noch viermal hintereinander, obschon ein Gesetz verbot, das Konsulat mehr als einmal zu übernehmen; so sehr war das Vertrauen der Bürger zu den adeligen Führern geschwunden. Um sich Truppen zu verschaffen, sah sich Marius zu folgenschweren Änderungen im Kriegswesen genötigt. Bisher war der Kriegsdienst eine Pflicht der Bürger gewesen, die mindestens ein Vermögen von 4000 Assen besaßen. Aber bei dem Hinschwinden des Mittelstandes war es nicht mehr möglich, nach so großen Niederlagen die genügende Truppenzahl aus den Besitzenden zusammenzubringen. Daher ließ Marius zum Heere anwerben, wer kommen wollte, und da Sold und Beute lockten, folgten die Besitzlosen in Masse seinem Rufe. Damit verwandelte sich der Krieg aus der Erfüllung einer schweren Bürgerpflicht in ein Handwerk, dem sich vorzugsweise die Armen widmeten, während die höheren Stände sich mehr und mehr davon zurückzogen. Das Bürgerheer wurde zum Söldnerheer, das seinem siegreichen Feldherrn überallhin zu folgen bereit war, wo Ruhm und Gewinn in Aussicht stand, sei es auch gegen die eigenen Mitbürger. Zunächst erreichte Marius freilich seinen Zweck; Rom hatte wieder Krieger, die er durch harte Arbeit und Übung stählte und die den Feld-

herrn dennoch wegen seines biedern Wesens und seiner derben Vertraulichkeit vergötterten. — Endlich erschienen die Barbaren wieder in Gallien, um sich nach Italien zu wälzen und zwar auf zwei verschiedenen Wegen. Die Cimbern und Tiguriner zogen nördlich um die Alpen herum nach dem Tirol, um über den Brennerpaß in die Poebene einzubrechen; die Teutonen dagegen wollten den kürzern Weg über die Rhone und die ligurische Küste nehmen. Ihnen stellte sich Marius zuerst entgegen und vernichtete sie gänzlich in einer Schlacht bei Aquä Sextiä (Aix, unweit Marseille) (102 v. Chr.). Aber inzwischen waren die Cimbern von Tirol her in Oberitalien eingedrungen. Da eilte Marius auch gegen sie und bei Vercellä (Vercelli, westlich von Mailand) gelang es ihm, sie ebenfalls völlig aufzureiben. 120,000 Cimbern wurden erschlagen, 60,000 gefangen; ihre Weiber, die von der Wagenburg aus die Kämpfenden angefeuert hatten, wollten die Freiheit nicht überleben und töteten sich selbst samt ihren Kindern (101 v. Chr.). Die ganze Menschenlawine war verschwunden, nur die Tiguriner waren in den Alpen zurückgeblieben und begaben sich auf die Nachricht von der Niederlage ihrer Verbündeten nach Hause. Unermeßlicher Jubel begrüßte den siegreichen Feldherrn, den man mit Romulus und Camillus verglich, mit dem Ehrennamen des dritten „Gründers der Stadt" beschenkte und zum sechsten Male zum Konsul wählte.

8. Der Bundesgenossenkrieg (90—89 v. Chr.). — Da der Adel den Emporkömmling haßte und beneidete, so war Marius recht eigentlich der Held des Volkes, das von ihm erwartete, er werde es auch aus seiner innern Not erretten. Aber Marius war kein Gracchus. So tüchtig er sich im Felde zeigte, so ungeschickt bewies er sich als Staatsmann. Aus Haß gegen den Adel verband er sich mit einigen frechen Gesellen, die sich mit dem verworfensten Pöbel umgaben und ihre Gegner in der Volksversammlung und im Senate dadurch zum Schweigen brachten, daß sie dieselben tot schlugen. Niemand war vor diesen Mörderbanden mehr in der Hauptstadt seines Lebens und seines Besitzes sicher. Zuletzt wurde Marius selber des Treibens dieser saubern Volksfreunde überdrüssig; er vernichtete sie in einem Straßenkampfe und verdarb es dadurch mit der Menge, ohne dafür großen Dank von seiten des Adels zu ernten. So beendigte er sein sechstes Konsulat, von

allen Seiten gehaßt und verachtet. — Die wilden Parteikämpfe aber dauerten fort. Da suchte der patriotisch denkende Volkstribun Livius Drusus, der sonst zur aristokratischen Partei gehörte, durch eine Reihe trefflicher Gesetze im Sinne der Gracchen die innere Zerrüttung zu heilen; vornehmlich aber nahm er des Gajus' Gedanken wieder auf, den italischen Bundesgenossen das Bürgerrecht zu verleihen. Aber auch er schuf sich dadurch erbitterte Feinde; eines Abends sank er in der Halle seines Hauses von einem Dolchstoß getroffen zusammen. Der Mörder war in der Dunkelheit entkommen, und man gab sich keine Mühe, ihn zu finden. Jetzt griffen die so vielfach getäuschten Italiker, die Marser und Samniten voran, zu den Waffen, gründeten einen eigenen Staat nach dem Vorbilde des römischen, mit Senat, Konsuln und Prätoren an der Spitze, und erhoben die Stadt Corfinium in den Abruzzen zur Hauptstadt unter dem Namen Italia. Angesichts der furchtbaren Gefahr ließ der Parteihader in Rom etwas nach; Demokraten, wie Marius, und Aristokraten, wie Sulla, stellten ihre kriegerischen Erfahrungen den Konsuln zu Gebote. Bald hallte Mittel- und Süditalien wider vom Schlachtgetöse. Lange wogte das Kriegsglück hin und her, Hunderttausende von Menschenleben gingen dabei zugrunde, bis die Römer sich zum Nachgeben entschlossen und allen treugebliebenen Bundesgenossen, sowie denen, welche binnen zwei Monaten die Waffen niederlegen würden, das Bürgerrecht gewährten. Jetzt lichteten sich die Reihen der Aufständischen, und die römischen Feldherren trieben sie zu Paaren. Alle aber, auch den Marius, verdunkelte Sulla durch seine glänzenden Erfolge, indem er die Heere der Samniten in zwei Schlachten zersprengte und ihre Hauptstadt Bovianum einnahm. Um den Aufstand gänzlich zu beendigen, wurde zuletzt allen Italikern ohne Unterschied das römische Bürgerrecht erteilt. Damit waren sie wenigstens vor den Mißhandlungen der römischen Beamten geschützt. Aber für den Fortbestand der Republik war damit nicht viel gewonnen. Seitdem diese sich von der sizilianischen Meerenge bis zum Po erstreckte, war es vernunftwidrig, bei allen Wahlen und Gesetzabstimmungen die Menge, die zufällig in der Hauptstadt anwesend war, entscheiden zu lassen, zumal deren Bevölkerung gerade den schlechtesten Teil der italischen Nation bildete; denn seit man in Rom

von Staats wegen Getreide umsonst bekam, strömte alles Gesindel dort zusammen. An eine Einrichtung, wie wir sie haben, wonach jeder Landesteil Abgeordnete wählt, die als Vertreter des gesamten Volkes für das Wohl des Staates beraten, dachte man im ganzen Altertum nicht. So war Italien nur noch das Scheinbild einer Republik, das im Grunde, wie sich bald zeigte, der Gnade der Soldaten und ihrer Feldherren anheimgegeben war.

9. Krieg gegen Mithradates (88—84 v. Chr.). Marius und Sulla. — Noch war der Bundesgenossenkrieg nicht gänzlich beendet, als neues Unheil über Rom hereinbrach. Im Südosten des Schwarzen Meeres lag das kleine Königreich Pontus. Hier herrschte Mithradates, ein Fürst von nicht gewöhnlichen Eigenschaften. Stark von Körper, verwegenen Mutes, voller List und Schlauheit, hatte er den Verfall des Seleukidenreiches benutzt, um sein Gebiet nach allen Seiten auszudehnen. Da die Römer seinen Eroberungsgelüsten entgegentraten, beschloß er, sie zu bekriegen, zumal die Erhebung der Bundesgenossen ihre Kraft lähmte. Er baute dabei auf den Haß ihrer asiatischen Untertanen. Keine Provinz wurde nämlich ärger von den Vögten und Steuerpächtern mißhandelt als Asia, wie die Römer das ihnen vom letzten König von Pergamon vermachte Land nannten. Wirklich empfingen ihre Bewohner den Mithradates als Befreier und ermordeten auf seinen Befehl an einem Tage alle anwesenden Italiker, 80,000 an der Zahl. Selbst Griechenland rief seinen Schutz an und Athen öffnete seinem Heere die Häfen. — Gegen diesen gefährlichen Feind sollte Sulla, der zum Konsul gewählt worden war, ziehen, und er war im Begriffe, mit seinem Heere, das in Kampanien stand, nach Osten abzusegeln. Da bekam er die Nachricht, daß ihm die Volksführer in der Hauptstadt durch Volksbeschluß den Oberbefehl genommen und seinem Nebenbuhler Marius übertragen hätten. Allein die Botschaft kam an den unrechten Mann. Was man das römische Volk nannte, das war in den Augen des Aristokraten Sulla nur ein Pöbel, dessen Beschlüsse ihm wenig Achtung einflößten. Seine Soldaten, die ihn liebten, schrien ihm zu, er solle sie getrost nach Rom führen, sie würden mit den Volksaufwieglern schon fertig werden. So rückte Sulla auf die Hauptstadt los, schlug die Scharen, die ihm

Marius entgegenstellte, stieß jenen Volksbeschluß um und ließ seinen Nebenbuhler nebst elf seiner Anhänger in die Acht erklären. Nur mit genauer Not entging Marius dem Tode. Von Häschern verfolgt, versteckte er sich im Schilfe eines Sumpfes, wurde jedoch entdeckt und in das nahe Minturnä (an der Mündung des Garigliano) gebracht. Die Behörden der Stadt befahlen einem cimbrischen Sklaven, ihn zu töten. Als der Barbar aber die blitzenden Augen des greisen Feldherrn erblickte und ihn dieser mit rauher Stimme anherrschte: „Bist du der Mensch, der den Marius töten will?“ da entsank ihm der Mut und er flüchtete aus dem Gemache. Dieser Vorfall erfüllte die Behörden von Minturnä mit Scham, sie ließen den Retter Italiens, den der Cimber nicht ums Leben zu bringen gewagt hatte, nach Afrika entkommen. — Kaum war jedoch Sulla nach Griechenland abgegangen, so kehrte Marius zurück, sammelte aus ihm ergebenen Soldaten, aufständischen Italikern, besonders den Samniten, und entlaufenen Sklaven ein Heer und drang wieder in die Hauptstadt ein. Mit unheilverkündender Miene befahl der alte Feldherr, die Tore zu schließen, und nun begannen seine Rotten ein fürchterliches Morden, das fünf Tage und Nächte dauerte und dem die Blüte des römischen Adels zum Opfer fiel. Seinen eigenen Freunden ein Grauen, ließ sich der wahnwitzige Greis zum siebenten Male zum Konsul ausrufen, ein Ziel, dem er infolge einer Weissagung lange nachgestrebt. Aber bald raffte ihn der Tod hinweg inmitten wüster Gelage, durch die er sein Gewissen zu betäuben versuchte, und ganz Italien atmete erleichtert auf. Das war das traurige Ende des von Haus aus rechtlichen Mannes, den das wüste Parteitreiben der Hauptstadt in ein Ungeheuer verwandelt hatte. Seine Anhänger waren jetzt Meister in Rom; aber das Richtschwert hing über ihrem Haupte.

10. Bürgerkrieg. Sullas Proskriptionen (83—79 v. Chr.). — Inzwischen hatte Sulla mit Glück den Kampf gegen Mithradates geführt. Trotz seiner geringen Streitkräfte unterwarf er die Griechen wieder, erstürmte Athen und ließ es durch seine Soldaten plündern; wenn er die Stadt nicht gänzlich zerstörte, geschah es, wie er sagte, nur um der Toten, nicht um der Lebenden willen. In Böotien besiegte er die Feldherren des Mithradates in zwei großen Schlachten und setzte

hierauf nach Asien über. Um jedoch nach Hause kehren zu können, gewährte er dem König den Frieden, ohne ihn gänzlich zu vernichten. Jetzt erst, nach vier Jahren machte er sich auf, um die Frevler zu bestrafen, die ihn geächtet, seine Freunde gemordet, sein Vermögen eingezogen und sein Haus geschleift hatten. Große Heeresmassen stellten sich ihm in Italien entgegen; denn die Neubürger, vor allem die Samniten und Etrusker, hielten es mit den Marianern. Aber in einem zweijährigen grauenvollen Bürgerkriege, der ganz Italien durchtobte und auch die Provinzen in Mitleidenschaft zog, schlug er sie alle und rückte endlich in die Hauptstadt ein. Furchtbar war die Rache. Kalten Blutes ließ Sulla 6000 gefangene Samniten niedermetzeln. In der Nähe tagte der Senat. Man hörte das Ächzen der Sterbenden und tiefes Entsetzen malte sich auf den bleichen Gesichtern. Da sagte Sulla: „Laßt euch durch den Lärm nicht stören, ich lasse nur einigen Verbrechern den Kopf zurechtsetzen." Nachdem der Wut seiner Anhänger schon unzählige Opfer gefallen waren, ließ er durch öffentliche Anschläge (Proskriptionen) Tausende von Namen bekannt machen, deren Träger er der Ermordung preisgab. Den Mördern bezahlte er große Preise, die Köpfe der Getöteten ließ er am Markte ausstellen und ihre Güter zugunsten des Staates öffentlich versteigern. Auch im übrigen Italien wurde entsetzlich gewütet. Die Samniten, in denen Sulla die Erbfeinde Roms erblickte, ließ er geradezu ausrotten. Vom Senate zum Diktator auf unbestimmte Zeit ernannt, veränderte der schreckliche Mann die Verfassung nach seinem Gutdünken, nicht um seine Alleinherrschaft zu begründen — nach dieser schweren Bürde strebte er nicht — aber um seinen adeligen Standesgenossen für alle Zeit die Gewalt zu sichern. Deswegen erhöhte er die Macht des Senates, nahm dem Volke manche Rechte und schränkte die Volkstribunen so ein, daß sie wenig mehr zu sagen hatten. Dann dankte er zum Erstaunen aller freiwillig ab und schwelgte auf seinem Landgute noch ein Jahr in allen Genüssen, bis ein Blutsturz seinem Leben ein Ende machte (78 v. Chr.).

11. Pompejus und Crassus (78—70 v. Chr.). — Das höchste Ansehen genossen jetzt in Rom zwei Anhänger Sullas. Der eine war Gnäus Pompejus, ein junger Edelmann, der sich im Bürgerkriege als begabter Führer hervorgetan. Auf eigene Faust hatte er beim

Beginne desselben ein Heer angeworben und sich damit dem Sulla bei seiner Landung angeschlossen. Ja, er hatte sogar auf dessen Aufforderung seine Gemahlin verstoßen und die Stieftochter des Gewaltigen geheiratet, wofür er von diesem auf alle Weise, selbst mit dem Beinamen des „Großen" ausgezeichnet worden war. Der andere war Crassus, der sich mit allen möglichen erlaubten und unerlaubten Mitteln zum reichsten Manne Roms emporgeschwungen hatte. Er pflegte zu sagen, nur wer ein Heer aus den Zinsen seines Vermögens erhalten könne, sei reich. Beide beseelte gleicher Ehrgeiz und es bot sich ihnen Gelegenheit, ihn zu befriedigen. Ein Offizier des Marius, Sertorius, weitaus der vorzüglichste Mann der Volkspartei, deren Führer aber seine Ratschläge zu Sullas Glück wenig beachtet hatten, war nach Spanien entkommen. Dort hatte er die Eingebornen mit begeisterter Liebe zu sich zu erfüllen gewußt und mit ihrer Hilfe unter dem Titel eines römischen Statthalters die Regierung der Provinz an sich gerissen. Ebenso ausgezeichnet im Kriege wie im Frieden, hatte Sertorius allen Heeren, die der Senat gegen ihn sandte, siegreich widerstanden. Seine Krieger nannten ihn den zweiten Hannibal, und in Rom wußte man sich nicht mehr anders zu helfen, als dadurch, daß man den Pompejus trotz seiner Jugend gegen ihn schickte. Pompejus hatte das Glück, daß Sertorius von einem Unterfeldherrn aus Eifersucht ermordet wurde, worauf er ohne Mühe den Aufstand bewältigte. — Crassus hatte inzwischen in Italien sich Ruhm erworben. Eine Anzahl Sklaven, die in Kapua zu Gladiatoren abgerichtet wurden, brachen unter der Anführung eines Thrakers Spartakus aus und erhoben einen Aufstand. Sklavenkriege waren in Italien nichts Seltenes mehr, aber dieser drohte Rom förmlich zu vernichten. Über ganz Italien verbreitete sich die Empörung, und Spartakus, ein fähiger Führer, schlug die römischen Heere, wo er sie traf. Erst als sich seine Scharen in zügellose Banden auflösten, gelang es dem Crassus, der inzwischen den Oberbefehl gegen die Aufrührer erhalten, in Apulien einen entscheidenden Sieg zu erringen, wobei Spartakus, wie ein Löwe kämpfend, das Ende eines freien Mannes fand. 6000 gefangene Sklaven wurden an der appischen Straße ans Kreuz geschlagen. Eine letzte Bande in Oberitalien vernichtete

Pompejus, als er aus Spanien zurückkehrte, so daß er sich die Ehre zuschrieb, auch den Sklavenkrieg beendigt zu haben.

12. Pompejus' Glanzzeit (67—62 v. Chr.). — Pompejus wurde nun mit Crassus zum Konsul für das Jahr 70 v. Chr. gewählt, obschon er noch nicht einmal Quästor gewesen war. Man lebte eben in einer Zeit, wo Gesetze und Sitte nichts mehr bedeuteten. Schon hatte er aber viele Feinde und Neider im Adel; daher näherte er sich mit Crassus der Volkspartei. Auf seinen Antrag wurde die Verfassung seines Schwiegervaters Sulla umgestürzt und der frühere Zustand wieder hergestellt. Jetzt war er der Abgott des Volkes, das von ihm das Größte erwartete. Bei der Erbärmlichkeit der römischen Regierung hatten auf dem ganzen Mittelmeere freche Seeräuber die Herrschaft erlangt. Nicht einmal die Küsten Italiens waren mehr vor ihnen sicher. Die Anführer, die der Senat gegen sie sandte, richteten nichts aus; da gab das Volk dem Rate zum Trotz den Oberbefehl mit den ausgedehntesten Vollmachten seinem Liebling, dem Pompejus. Dieser rechtfertigte das in ihn gesetzte Vertrauen, indem er binnen drei Monaten das ganze Meer aufs gründlichste säuberte und die Piraten selbst in ihren letzten Schlupfwinkeln in den Gebirgen am Südrande Kleinasiens aufjagte (67 v. Chr.). — Noch harrte seiner eine andere Aufgabe. Mithradates, in seinem Hasse gegen Rom so unermüdlich wie einst Hannibal, hatte den Krieg aufs neue begonnen und war schon wieder bis an den Hellespont vorgedrungen. Ihm wurde Lucullus entgegengesandt, ein vorzüglicher Feldherr, der aber den Soldaten wegen seines Stolzes und seiner strengen Mannszucht verhaßt war. Lucullus schlug den Mithradates, eroberte dessen Reich, drang siegreich in das wilde, unbekannte Alpenland Armenien ein, wo der König Zuflucht gesucht hatte, eroberte die Hauptstadt und stand im Begriffe, seinen Sieg zu vollenden, als seine Truppen meuterten und sich weigerten, weiter zu kämpfen. Infolgedessen mußte er nach der Provinz Asien zurückweichen, und Mithradetes nahm sein Reich wieder in Besitz. Jetzt beantragte ein Volkstribun, auch die Beendigung dieses Krieges dem Pompejus zu übertragen, und wurde dabei von dem gewandten Redner Cicero unterstützt. Das Volk stimmte dem Antrage zu, und Pompejus, der wegen der Seeräuber noch in Kleinasien stand, nahm die Legionen des

Lucullus in Empfang. Dieser zog sich tiefgekränkt von den Staatsgeschäften ganz zurück und suchte Ersatz in allen Genüssen eines verfeinerten Luxus. Den Pompejus aber ließ auch diesmal das Glück nicht im Stiche. Er brachte dem Mithradates eine vernichtende Niederlage bei und verfolgte ihn bis ins Land Kolchis. Erst als der König über den Kaukasus nach der Krim floh, kehrte Pompejus um und durchzog, ein neuer Alexander, Länder, welche die Römer bisher nicht einmal dem Namen nach gekannt hatten. Ganz Vorderasien warf sich dem Römer zu Füßen, er gründete Städte, setzte Könige ein und ab, schnitt die Schutzstaaten nach seinem Belieben zu und verwandelte einen Teil derselben in Provinzen, insbesondere das Hauptland des gänzlich zerfallenen Seleukidenreiches, Syrien. Das römische Reich erstreckte sich jetzt bis an den Euphrat und den Kaukasus. Der alte Mithradates aber nahm sich selbst das Leben, da sich sein eigener Sohn Pharnakes gegen ihn empörte.

13. Cicero und Catilina (63 v. Chr.). — Inzwischen zeigte sich in Rom die Auflösung aller sittlichen Bande immer deutlicher. Da gab es eine Menge vornehmer Herren, die in Ausschweifung und Verschwendung ihr Vermögen eingebüßt hatten und über und über verschuldet waren. Es bildete sich eine Verschwörung unter ihnen; man wollte die Regierung stürzen, die Schuldenbücher vernichten und sich durch neue Ächtungen und Gütereinziehungen, wie zu Sullas Zeit, bereichern. An der Spitze stand Catilina, einst einer der frechsten Mörder unter Sullas Anhang, schon in seinem Äußern ein unheimlicher Geselle. Und dieser Mensch hatte es schon bis zum Prätor gebracht; er saß im Senate und bewarb sich jetzt ums Konsulat für das Jahr 63 v. Chr., um seine Pläne besser ausführen zu können. Dabei wurde er von Crassus und Cäsar, den jetzigen Häuptern der Volkspartei, nach Kräften unterstützt. Doch gelang es den Optimaten, statt seiner den Marcus Tullius Cicero durchzubringen, der, obschon nicht zu den regierenden Geschlechtern gehörig, sich vermöge seiner Beredsamkeit, seiner Bildung und seines fügsamen, geschmeidigen Wesens sowohl beim Volke, als beim Adel beliebt gemacht und die hohen Ämter in regelmäßiger Stufenfolge bekleidet hatte. Catilina gab indes sein Vorhaben nicht auf; schon ging er damit um, den Konsul ermorden und die Stadt

an allen Ecken und Enden anzünden zu lassen. Aber sein Plan scheiterte an der Wachsamkeit Ciceros, der durch seine Späher von allem unterrichtet war. In flammender Rede enthüllte der Konsul in Anwesenheit Catilinas dem Senate die Absichten der Mörderbande und erhielt unbedingte Vollmacht, die Verschwörung zu unterdrücken. Catilina entwich zu einem seiner Anhänger, der in Etrurien aus allerlei zusammengelaufenem Volke ein Heer sammelte; aber seine Spießgesellen in Rom wurden verhaftet, und der Senat beschloß, sie sofort hinrichten zu lassen, ohne, wie Cäsar dem Gesetze gemäß verlangte, das Todesurteil der Volksversammlung vorzulegen. Catilina selbst aber wurde in offener Feldschlacht überwunden und mit 3000 seiner Anhänger getötet. Die Senatspartei war jetzt in Rom wieder allmächtig, aber noch bangte ihr vor der Rückkehr des Pompejus; denn man glaubte, er werde an der Spitze seiner Soldaten sich der Herrschaft im Staate bemächtigen. Doch schwanden diese Besorgnisse, als er bei der Landung in Italien sein Heer, wie es das Gesetz verlangte, entließ. Ja, statt für seine Entsagung Anerkennung zu finden, erlangte er vom Senate nicht einmal die Bestätigung seiner Anordnungen im Morgenlande und ein Stück Land für jeden seiner ausgedienten Soldaten, wie er es ihnen versprochen hatte. Da warf er sich einem jüngern Manne in die Arme, der, ungleich talentvoller und verwegener als er, das ausführte, was er gerne gewollt, aber nicht gewagt hatte, nämlich die Umwandlung der Republik in eine Monarchie.

X. Die Gründung des Kaiserreichs.

1. Julius Cäsar (102—44 v. Chr.). — Gajus Julius Cäsar, aus einem altpatrizischen Geschlechte, das den Aeneas als seinen Ahnherrn verehrte, wäre beinahe ein Opfer Sullas geworden. Seine Tante war nämlich die Gemahlin des Marius und er selber hatte noch sehr jung die Tochter eines der hervorragendsten Anhänger desselben geheiratet. Sulla gebot ihm, sich von ihr zu scheiden. Aber der zwanzigjährige, fast weibisch zart aussehende Jüngling besaß mehr Mut als Pompejus; er erwiderte, niemand könne ihn zwingen, sein geliebtes Weib zu verstoßen. Jetzt erklärte der Diktator auch ihn in

die Acht und konnte nur durch die flehentlichsten Bitten einiger seiner Parteigänger bewogen werden, sie zurückzunehmen. „Meinetwegen,“ sagte er, „aber nehmt euch in acht, in dem Jüngling steckt mehr als ein Marius!“ Zunächst trieb sich nun Cäsar in Kleinasien herum, bald im Kriegsdienste, bald, indem er nach der Sitte junger Römer bei griechischen Lehrern Unterricht genoß. Dabei fiel er auch einmal Seeräubern in die Hände. Nachdem er sich mit schwerem Lösegeld befreit, bemannte er Schiffe, setzte den Seeräubern nach, nahm eine Anzahl gefangen und schlug sie ans Kreuz. Als sich nach Sullas Tode die demokratische Partei in Rom wieder zu regen begann, stellte sie den beredten und verschwenderisch freigebigen Jüngling mit Freuden an ihre Spitze; er wagte es sogar, die von Sulla zerstörte Bildsäule des Marius auf dem Kapitol wieder herzustellen. So früh, als das Gesetz es gestattete, bewarb er sich um die hohen Ämter und mit Erfolg. Er wurde Quästor, Ädil und Oberpriester. Als Ädil erfreute er die Menge durch die unerhörte Pracht der Spiele. 320 Fechterpaare traten darin auf und alle Rüstungen und Geräte, sogar die Käfige der wilden Tiere waren aus Silber. Nicht weniger großartig waren freilich auch Cäsars Schulden, die 1300 Talente (7½ Mill. Franken) betrugen, bevor er noch irgend ein Amt bekleidet hatte. Der Senat gab dem schon vierzigjährigen Verschwender Gelegenheit, sich ihrer nach seiner Prätur als Landvogt in Spanien teilweise zu entledigen; aber damit ihn seine Gläubiger aus Rom fortließen, mußte der reiche Crassus, mit dem er Freundschaft geschlossen, für ihn bürgen. Auf der Reise kam er durch einen elenden Flecken. Als seine Begleiter darüber spotteten, erwiderte er: „Ich möchte lieber hier der Erste, als in Rom der Zweite sein,“ und verriet damit die ehrgeizigen Pläne, die seine Brust erfüllten.

2. Erstes Triumvirat (60 v. Chr.). — Aus Spanien, wo Cäsar im Kampfe gegen einige unbezwungene Bergvölker sich die ersten Kriegslorbeeren holte, kehrte er 60 v. Chr. nach Rom zurück, um sich ums Konsulat für das Jahr 59 v. Chr. zu bewerben. Da er mit Crassus das anerkannte Haupt der Volkspartei war, suchte der Senat durch alle möglichen Umtriebe seine Wahl zu vereiteln. Dafür verband sich der mit dem Senate gleichfalls unzufriedene Pompejus mit den beiden Volksführern aufs engste, und gegenüber diesem „Drei-

männerbund" oder Triumvirat, dem die Menge zujubelte, war der Senat ohnmächtig, zumal es ihm an entschlossenen und fähigen Führern gebrach. Den einen, wie Cicero, fehlte es an Charakterstärke und Mut, den andern, wie dem sittenreinen, unerschrockenen Cato, einem Urenkel des alten, an Einsicht und den nötigen Fähigkeiten, um für die untergehende Republik den rettenden Ankergrund zu finden. Leicht wurde jetzt Cäsar Konsul. Was half den Optimaten ihr Toben und Schreien! Wenn der Senat die Anträge der Triumvirn nicht gutsieß, so brachten diese sie vor das Volk und willfährig beschloß die Bürgerschaft, was die drei vorher unter sich ausmachten; wie hätte sie nicht die Vorschläge für gut halten sollen, die der kluge und gewandte Volksfreund Cäsar vorbrachte, die Pompejus, der gefeierte Feldherr, und Crassus, dessen Reichtum alles anstaunte, unterstützten! Unter dem Anscheine der Demokratie verfügten die Triumvirn nach ihrem Belieben über den Staat. Nach Ablauf seines Amtsjahres ließ sich Cäsar die Statthalterschaft über die beiden gallischen Provinzen diesseits und jenseits der Alpen auf die ungewöhnlich lange Zeit von fünf Jahren geben. Vor seinem Aufbruche knüpfte er sein Verhältnis zu Pompejus noch enger, indem er diesem seine schöne Tochter Julia zur Gemahlin gab; auch wurde zur größeren Sicherheit Cicero, obschon er den Pompejus kniefällig um Gnade bat, wegen der ungesetzlichen Hinrichtung der Catilinarier verbannt und Cato durch einen ehrenvollen Auftrag aus Rom entfernt.

3. Cäsar unterwirft Gallien (58—51 v. Chr.). — Zwischen Rhein und Atlantischem Ozean wohnten die Gallier, die Hauptmasse des großen indogermanischen Stammes der Kelten, dem auch die Bewohner der britischen Inseln angehörten, dessen Sprache aber heute nur noch in der Bretagne, in Wales, Hochschottland und Irland gesprochen wird. Die Gallier hatten schon einen gewissen Grad von Gesittung erreicht, besaßen Städte und trieben Schiffahrt und Handel. Noch brachten aber ihre Priester oder Druiden grausige Menschenopfer dar, und bei aller Tapferkeit waren sie ihren Feinden wenig furchtbar, da sie in viele Stämme zerfielen, die untereinander in ewigem Hader lebten, und überdies die Masse des Volkes von einem stolzen Adel geknechtet war. So hatten sie den Römern das Eindringen in

ihr Gebiet nicht wehren können, und zugleich drückten auch die Germanen am Rhein heftig auf sie. Schon war, durch die Uneinigkeit der Gallier herbeigelockt, ein deutscher Fürst, Ariovist, mit zahllosen Scharen in das Elsaß eingebrochen und hatte sich da festgesetzt. Die Helvetier, einer der tapfersten Keltenstämme, die vor den Germanen südwärts in die Schweiz hatten weichen müssen, beschlossen, ihrer Grenzwacht satt, auch dies Land freiwillig den Deutschen preiszugeben und sich bequemere Wohnsitze im Westen zu erkämpfen. Da kam Cäsar; sollte er zusehen, wie das schöne Gallien den deutschen Horden anheimfiel? Rasch entschloß er sich, selber zuzugreifen und damit die Unterwerfung der freien Gallier einzuleiten. Als die Helvetier 58 v. Chr. bei Genf, das die nördlichste Stadt der römischen Provinz war, ihn um Durchzug baten, schlug er ihnen die Bitte ab und widersetzte sich ihnen mit Gewalt. Als sie trotzdem gen Westen zogen, eilte er mit der ihm eigenen Raschheit nach Oberitalien, nahm die dort stehenden Legionen mit sich nach Gallien, ereilte die Helvetier beim Übergang über die Saône und brachte ihnen dort eine erste Niederlage bei. Einige Wochen später schlug er sie bei Bibracte (unweit Autun) nach tapferer Gegenwehr in entscheidender Weise und nötigte sie, als römische Untertanen in ihre Heimat zurückzukehren. Dann folgte er der Einladung einiger Gallierstämme, sie gegen Ariovist zu schützen. Im Elsaß kam es zur Schlacht, der Deutsche ward besiegt und entkam mit genauer Not über den Rhein. — Jetzt faßte Cäsar den kühnen Plan, ganz Gallien der römischen Oberherrlichkeit zu unterwerfen. Die Stämme bis an die Seine und Mosel wurden Bundesgenossen Roms und leisteten Cäsar Beistand. Die kriegerischen Belgier im Norden mußten sich vor seinem Feldherrntalente beugen, dann die Küstenvölker zwischen Seine und Loire, wobei es an deren Mündung zur ersten bekannten Seeschlacht im Atlantischen Ozean kam, und endlich auch die Stämme zwischen Loire und Pyrenäen. Um die Deutschen, die noch immer die Grenze bedrohten, zu schrecken, überschritt Cäsar zweimal den Rhein (55 und 53 v. Chr.). Ja, da die Kelten Britanniens Lust zeigten, ihre Brüder diesseits des Kanals zu unterstützen, fuhr er zweimal hinüber und drang bis über die Themse vor (55 und 54 v. Chr.). Indessen gab ihm die Unterwerfung Galliens

genug zu tun, denn immer wieder erhoben sich Aufstände trotz der grausamsten Bestrafung. Zuletzt raffte sich 52 v. Chr. fast die ganze Nation unter dem hochherzigen Vercingetorix aus der Auvergne zu einem Verzweiflungskampfe auf. Aber was half der feurige Kriegsmut der Gallier und die todesverachtende Hingebung ihres Führers gegen die Kriegskunst der Römer und den unerschöpflichen Geist ihres größten Feldherrn? Einmal gelang es dem Vercingetorix, Cäsar zu schlagen, dann aber ward er in der Stadt Alesia (westlich von Dijon) eingeschlossen, und als die ungeheuren Heereshaufen, die von allen Seiten her zu seinem Entsatze heraneilten, den römischen Legionen erlagen, da erschien er im vollen Kriegsschmucke hoch zu Roß im Lager Cäsars und ergab sich schweigend dem Sieger. Fünf Jahre später führte ihn dieser im Triumph auf und überlieferte ihn hernach dem Henker. Mit Vercingetorix sank Gallien Cäsar zu Füßen. Binnen acht Jahren hatte dieser mit höchstens 50,000 Mann eine Nation unterworfen, die mindestens eine Million tapferer Streiter zählte, und römische Sprache und Sitte strömten nun mit Riesenschnelle in ein Land, dessen Bewohner bisher großenteils kaum dem Namen nach bekannt gewesen waren. Cäsar aber hatte sich in Gallien aus einem bloßen Parteiführer in einen der gewaltigsten Kriegsmeister aller Zeiten verwandelt und sich ein ausgezeichnetes, ihm ganz ergebenes Heer geschaffen, an dessen Spitze er unbesieglich war.

4. Cäsars Bruch mit Pompejus. — Im Anfang hatte Pompejus als der Erste im Dreimännerbunde gegolten. Aber nicht nur war sein kriegerischer Ruhm neben dem Cäsars im Verbleichen, haltlos zwischen seiner Begierde nach der Alleinherrschaft und der Scheu vor offener Gewalttat hin- und herschwankend und unbeholfen in der Leitung der Menge, hatte er sich auch unfähig gezeigt, das Ansehen des Triumvirates in der Hauptstadt zu wahren. Die wildeste Unordnung herrschte in Rom; bewaffnete Bandenführer lieferten sich im Namen des Senates und des Volkes fast täglich Gefechte auf den Straßen. Der fürchterlichen Verwirrung überdrüssig, fing die Bürgerschaft an, sich wieder dem Senate zuzuneigen; sie hob die Verbannung des Cicero auf und empfing ihn wie im Triumphe. Da rief Cäsar seine beiden Verbündeten und ihre Anhänger nach Luca an der Grenze

Etruriens und ermunterte sie zu kräftigen Maßregeln, um ihren gesunkenen Einfluß wieder herzustellen (56 v. Chr.). Mit Geld und Gewalt wurden die Triumvirn wieder Meister in der Stadt. Cäsars Oberbefehl wurde um fünf Jahre verlängert, Pompejus und Crassus wurden wieder Consuln; dann ließ sich jener durch Volksbeschluß die Provinz Spanien, dieser Syrien geben, um sich unter dem Vorwande der Verteidigung dieser Provinzen nach Cäsars Beispiel darin Heere sammeln zu können. Allein das erneuerte Triumvirat war nicht von langer Dauer. Crassus hoffte, in einem Feldzuge gegen ein neues morgenländisches Reich, das in Iran entstanden war und sich schon bis an den Euphrat ausgebreitet hatte, das der Parther, Ruhm und Macht zu gewinnen, erlitt aber bei Carrhä in Mesopotamien eine furchtbare Niederlage und fand dabei mit dem größten Teile seines Heeres den Untergang (53 v. Chr.). So blieben nur noch Pompejus und Cäsar. Jener hatte diesen zur Erreichung seiner Pläne benutzen wollen und erkannte nun mit Verdruß, daß er sich den gefährlichsten Nebenbuhler großgezogen. Da seine Gemahlin Julia gestorben war, fühlte er sich durch nichts mehr an Cäsar gebunden und arbeitete ohne Rücksicht auf diesen nur für sich. Wider alles Herkommen ließ er seine Provinz Spanien durch Unterfeldherren regieren, er selbst blieb in Rom und begünstigte die Unordnung, in der Hoffnung, der Senat werde ihm zuletzt freiwillig die Herrschaft anbieten, um nur der Anarchie ein Ende zu machen. Wirklich, als der Pöbel das Rathaus zum Scheiterhaufen eines erschlagenen Bandenführers ausersah und es mit der Leiche in Brand steckte, ernannte ihn der ratlose Senat zum alleinigen Konsul mit unbeschränkter Gewalt, ohne daß er seine Statthalterschaft in Spanien aufzugeben brauchte. Jetzt war Pompejus Herr in Rom, und mit dem Senate ausgesöhnt, brach er offen mit Cäsar. Dieser hatte sich bei den Verabredungen in Luca nach Ablauf seiner Statthalterschaft das Konsulat ausbedungen. Aber der Senat verlangte nun auf Betreiben des Pompejus, Cäsar solle erst sein Amt niederlegen, seine Soldaten entlassen und dann nach Rom kommen, um als Bewerber um das Konsulat aufzutreten. So wollte es allerdings ein neu erlassenes Gesetz; allein Cäsar wußte wohl, daß er, wenn er allein, ohne Amt und Heer nach Rom käme, von seinen Feinden sofort angeklagt

und in gefährliche Prozesse verwickelt würde. Mit Recht konnte er erwidern: wenn Pompejus zugleich Statthalter von Spanien und Konsul in Rom sein könne, so dürfe auch er sich von Gallien aus ums Konsulat bewerben. Aber Pompejus und Cato wollten davon nichts hören; sie bewogen im Beginne des Jahres 49 v. Chr. den Senat zu dem Beschlusse, wofern Cäsar nicht sein Heer sofort entlasse und seine Statthalterschaft abgebe, er als Hochverräter in die Acht erklärt sei. Zugleich wurde das Vaterland in Gefahr erklärt und Pompejus zum Oberfeldherrn mit unumschränkter Gewalt ernannt.

5. Cäsar beginnt den Bürgerkrieg (49 v. Chr.). — Cäsar hatte jetzt nur noch die Wahl, seine stolzen Hoffnungen, ja seine Existenz zertrümmert zu sehen oder mit den Waffen seine Herrschaft zu begründen. In glänzender Rede begeisterte er seine Soldaten für seine Sache, dann überschritt er den schmalen Bach Rubico, der seine Provinz von Italien schied, mit dem Rufe: „Der Würfel ist gefallen.“ So schnell hatte ihn Pompejus nicht erwartet; beinahe widerstandslos überließ er ihm Rom und Italien und floh mit der Mehrzahl der Senatoren so eilig nach der Balkanhalbinsel, daß sie den Staatsschatz zu retten vergaßen. In 60 Tagen eroberte Cäsar ganz Italien, und die berechnete Milde, mit der er seine Gegner behandelte, gewann ihm die Herzen. Statt dem Pompejus nach Osten zu folgen, ging er zuerst nach dessen Provinz Spanien, um, wie er sagte, zuerst das Heer ohne den Feldherrn und dann den Feldherrn ohne Heer zu schlagen. Wohl leisteten ihm die tüchtigen Unterfeldherren des Pompejus tapfern Widerstand, zuletzt aber mußten sie sich ihm ergeben; den gefangenen Soldaten und Offizieren geschah nichts Leides und ein großer Teil ging zu Cäsar über. Auf dem Rückwege von Spanien zwang er die blühende Griechenstadt Massalia, eine alte Verbündete Roms, die zu Pompejus gehalten und für diesen mutig gestritten hatte, zur Ergebung.

6. Schlacht bei Pharsalus (48 v. Chr.). — Mittlerweile hatte Pompejus aus den ihm ergebenen östlichen Provinzen und Schutzstaaten gewaltige Heeresmassen und eine große Flotte zusammengebracht und stand in Epirus, um nach Italien überzusetzen. Aber Cäsar kam ihm zuvor und landete in Epirus, freilich nur mit geringer

Macht, da die feindliche Flotte das Meer beherrschte. So geriet er anfänglich in große Not, bis ihm ein kühner Offizier, Marcus Antonius, mitten durch Flotte und Heer der Feinde hindurch Verstärkungen brachte. Um seine Truppen besser ernähren zu können, ging Cäsar über den Pindus nach Thessalien, und Pompejus folgte ihm. Noch immer war Cäsars Streitmacht nur halb so stark wie die seines Gegners; aber während sein mächtiger Geist das ganze Heer beseelte, war Pompejus' Tatkraft gelähmt, da die vornehmen, salbenduftenden Herren aus der Hauptstadt immer an seinen Anordnungen etwas auszusetzen hatten. Als es daher im Sommer 48 v. Chr. in der Ebene von Pharsalus, unweit der Hügel von Kynoskephalä, zur Schlacht kam, hielten Cäsars ausgediente Soldaten den Massen des Pompejus stand. Dieser verlor, als ihn einmal das Glück im Stiche ließ, alles Vertrauen auf sich selbst und floh, noch ehe die Schlacht völlig entschieden war. Jetzt wurde seine ganze Armee vernichtet oder gefangen, und Cäsar war mit einem Schlage zum Herrn des Ostens geworden. Zunächst folgte er dem Pompejus, der in Aegypten Zuflucht gesucht. Als er nach Alexandria kam, brachte man ihm zu seinem Entsetzen das Haupt des Unglücklichen entgegen, den der ägyptische Hof hatte ermorden lassen, um den Sieger für sich günstig zu stimmen. Dennoch geriet hier Cäsar, der nur mit geringer Mannschaft gekommen war, in die größte Gefahr. Da er einen Thronstreit zwischen der schönen Prinzessin Kleopatra und ihrem Bruder Ptolemäus zu Gunsten der ersteren entschied, erhoben die Alexandriner, über diese Einmischung des Fremdlings erbittert, einen furchtbaren Aufstand, und es bedurfte seiner ganzen Geistesgegenwart, um die wütenden Massen abzuwehren, bis Verstärkungen anlangten. Kaum hatte er die Empörung in Alexandria niedergeschlagen, so eilte er nach Pontus, wo Pharnakes, der Sohn des Mithradates, eingebrochen war, und besiegte diesen so schnell und leicht, daß er nach Rom melden konnte: „Ich kam, sah und siegte.“ (veni, vidi, vici.)

7. Ende des Bürgerkrieges (46—45 v. Chr.). — Jetzt kehrte er nach Italien zurück. Aber die Reste der Senatspartei hatten sich in Afrika gesammelt um Cato und den ihr treu ergebenen Juba, den König von Numidien. Als Cäsar seine Legionen hinüberführen

wollte, meuterten sie, verdrießlich über die Aussicht auf einen neuen mühevollen Krieg, und weigerten den Gehorsam. Da erschien er plötzlich unter den tobenden Haufen und fragte, was sie begehrten. „Den Abschied und die verheißenen Belohnungen!" war die Antwort. „Gut, Bürger," erwiderte er, meldet euch an dem Tage, wo ich mit den andern Soldaten triumphieren werde." Die Kürze Cäsars, die fremde Anrede mit „Bürger" statt mit „Kameraden", die Aussicht, am glorreichen Triumphe nur zuschauen, nicht teilnehmen zu dürfen, bestürzte die Soldaten; reuevoll baten sie, er möge sie wieder annehmen, und folgten ihm willig nach Afrika. Bei Thapsus, am Strande des Syrtenmeeres, erfocht er den vollständigsten Sieg über das Heer Catos und Jubas. 50,000 Feinde bedeckten das Schlachtfeld, denn seine verwilderten Krieger gaben keinen Pardon mehr. Der hochsinnige Cato wollte den Untergang der Republik nicht überleben und stieß sich in Utica das Schwert in die Brust. Seinem Beispiele folgten Juba und andere. Noch einmal erhoben die tapferen Söhne des Pompejus, Gnäus und Sextus, die Fahne der Republik in Spanien und abermals mußte Cäsar dorthin eilen. Bei Munda in Andalusien kam es zu einem harten Kampfe. Cäsar stritt, wie er sagte, nicht mehr um den Sieg, sondern um das Leben; erst gegen Abend wichen seine Gegner. Gnäus Pompejus wurde auf der Flucht erschlagen; Sextus entkam und machte den Cäsarianern auf dem Meere noch lange zu schaffen.

8. Cäsar als Imperator (45—44 v. Chr.). — Als Haupt der Demokraten hatte Cäsar die Adelsrepublik zu bekämpfen begonnen, aber statt der Demokratie richtete der Sieger seine Alleinherrschaft auf. Wie einst Peisistratos, ließ er zwar zum Scheine die republikanische Verfassung fortbestehen mit Konsuln, Senat und Volksversammlungen. Willig übertrugen ihm aber der Senat, den er mit seinen Anhängern, darunter vielen seiner Soldaten, füllte und bis auf neunhundert vermehrte, und das Volk, das er durch verschwenderische Spiele und Festmähler bei guter Laune erhielt, die höchsten Ämter miteinander auf längere Zeit oder auf Lebensdauer, wie die Diktatur zuerst auf zehn Jahre, dann auf Lebenszeit, das Consulat, die Befugnisse der Zensoren und Volkstribunen, das Recht, ohne Befragung des Senates und des Volks über Krieg und Frieden zu entscheiden,

über die Heere und Kassen des Staates zu verfügen, die Statthalter für die Provinzen zu ernennen u. a. m. So vereinte Cäsar alle Herrschergewalt in seiner Person. Schon durfte er es wagen, auch mit den äußern Zeichen eines Monarchen zu prunken; er erschien in der Tracht der alten Könige, saß auf vergoldetem Thron, ließ sein Bildnis auf die Münzen schlagen und seine Statue neben denen der alten sieben Könige aufstellen. Den verhaßten Königsnamen selber scheute er sich zuzulegen, ließ sich aber dafür den stolzen Titel „Imperator" (Oberbefehlshaber), mit dem sonst nur die triumphierenden Feldherren bezeichnet wurden, auf Lebenszeit geben mit dem Rechte, ihn zu vererben. Er suchte indes die Römer für die verlorene Freiheit durch die großartigsten Reformen zu entschädigen. Darin wenigstens blieb er seiner Vergangenheit treu, daß er die Lage der gedrückten Volksklassen ernstlich zu verbessern trachtete. Wie einst Solon, milderte er die Schuldgesetze und hob ein für allemal die Schuldsklaverei auf; durch strenge Vorschriften suchte er dem Wucher der Reichen zu steuern, durch große Bauten den Arbeitslosen ehrlichen Verdienst zu gewähren und durch Errichtung von Pflanzstädten den Obdachlosen wieder eine Heimat zu verschaffen. In alle Provinzen gingen seine Kolonisten. Was Gracchus gewollt, führte er aus: er ließ Karthago wieder aufbauen, das bald zur blühenden Römerkolonie wurde, sowie Korinth und andere Städte. Auch erlöste er die Provinzen aus ihrem namenlosen Elende, indem er die Vögte und Steuerpächter strenger Aufsicht unterwarf; er erleichterte ihre Lasten und fing an, auch ihnen teilweise das Bürgerrecht zu verleihen, womit der erste Schritt zur Aufhebung der Kluft zwischen dem Herrschervolke und den Untertanen geschehen war. Nach allen Seiten hin entwickelte er die erstaunlichste Tätigkeit, das Große wie das Kleine erfreute sich seiner Fürsorge. Unter anderm ordnete er (46 v. Chr.) den gänzlich verwirrten Kalender, welcher der wahren Zeit um volle 67 Tage vorangin, mit Hilfe des alexandrinischen Gelehrten Sosigenes so, wie er in der Hauptsache heute noch besteht.

9. Cäsars Ermordung (15. März 44 v. Chr.). — Cäsar glaubte, daß die Vorteile seiner Regierung, die Milde, mit der er seine Gegner behandelte, jeden Haß gegen ihn niederschlagen würde. Auf

die freie Zuneigung des Volkes bauend, verschmähte er es, sich nach Tyrannenart mit einer Leibwache zu umgeben. Aber dann hätte er auch die ekelerregenden Schmeicheleien seiner Anhänger zurückweisen sollen, die es durchsetzten, daß sein Geburtsmonat nach ihm Julius genannt wurde, die ihm Statuen als einem Gotte weihten und ihn öffentlich als König begrüßten. Antonius bot ihm bei einem Feste vor allem Volke das königliche Stirnband an, und nur das mißbilligende Schweigen der Menge hinderte Cäsar, es anzunehmen. Schon hieß es, daß im Senate über die Herstellung des Königtums verhandelt werden sollte. Da verschworen sich eine Anzahl republikanisch gesinnter Senatoren zur Ermordung des „Tyrannen". Die Seele der Verschwörung war Cassius, ein talentvoller Mann, der unter Pompejus gegen Cäsar gekämpft, nach der Schlacht von Pharsalus zwar dessen Gnade angenommen hatte, den aber der Untergang der Republik mit bitterm Schmerz erfüllte. Ihm zur Seite stand Brutus, ein Neffe Catos und, wie dieser, ein reiner, sittenstrenger Charakter. Cäsar hatte zu ihm eine besondere Zuneigung gefaßt, obschon er ebenfalls gegen ihn die Waffen getragen, und ihn durch Auszeichnungen und Ehren aller Art zu gewinnen gesucht. Aber höher als die Gunst des Monarchen schätzte Brutus die Freiheit, und als er eines Tages an der Statue seines Ahnherrn, der einst die Tarquinier gestürzt, die Worte geschrieben fand: „Brutus, schläfst du?" da war sein Entschluß gefaßt. Cäsar wurde gewarnt, aber umsonst. Mitten in einer Senatssitzung am 15. März 44 v. Chr. fielen die Verschworenen mit ihren Dolchen über ihn her; als er unter ihnen auch den geliebten Brutus erblickte, rief er: „Auch du, mein Sohn!" verhüllte sich in seine Toga und sank, von vielen Wunden durchbohrt, vor der Statue des Pompejus nieder, die sein Edelmut wieder hatte aufrichten lassen.

10. Das zweite Triumvirat, Schlacht bei Philippi (42 v. Chr.). — Aber es wurde alsbald offenbar, daß Brutus und Cässius schwer irrten, wenn sie glaubten, durch einen Mord die Republik wieder aufrichten zu können. Zuerst waren Cäsars Anhänger freilich sehr bestürzt; als sie jedoch sahen, daß das Volk über die Tat eher unwillig war, wagten sie sich bald wieder hervor, insbesondere Marcus Antonius, ein Mann von bedeutenden Gaben, aber erfüllt

von der ganzen Verderbnis seiner Zeit. Dieser setzte es durch, daß der Ermordete feierlich bestattet wurde. Er hielt eine glänzende Leichenrede vor der Menge, las ihr Cäsars Testament vor, in dem alle Römer freigebig bedacht waren, und entflammte sie dadurch zu wilder Raserei, so daß die Mörder ihr Leben durch Flucht in die Provinzen retten mußten. Da bot ihnen ein Zwist, der zwischen den Cäsarianern ausbrach, neue Hoffnungen. Cäsar, der keinen Sohn hinterließ, hatte in seinem Testamente seinen Schwesterenkel Octavius an Sohnes Statt angenommen und als Erben eingesetzt. Da dieser aber erst achtzehnjährig war, schob ihn Antonius beiseite und schaltete, wie wenn er Nachfolger Cäsars und Alleinherrscher wäre. Octavius, der sich nunmehr Gajus Julius Cäsar Octavianus nannte, machte daher mit den Republikanern gegen ihn gemeinsame Sache; er schloß sich dem Senat, der jetzt wieder in alter Weise das Reich regieren zu können vermeinte, scheinbar aufs engste an und wurde von diesem, als Antonius seine Beschlüsse verachtete, auf Betreiben Ciceros mit dem Auftrage betraut, jenen zu bekriegen. Die alten Soldaten Cäsars teilten sich, die einen liefen dem Antonius zu, die andern dem Octavian. Bei Mutina (Modena) kam es zwischen den beiden zur Schlacht und Antonius wurde geschlagen. Aber die Republikaner frohlockten zu früh. Kaum sah sich Octavian an der Spitze eines ihm ergebenen Heeres, so warf er seine Maske ab; er kam mit Antonius und einem andern General Cäsars, Lepidus, auf einer kleinen Insel bei Bologna zusammen und schloß mit ihnen einen neuen „Dreimännerbund". Nicht damit zufrieden, das Reich unter sich zu teilen, beschlossen die Triumvirn, ihre Gegner auszurotten und durch Einziehung ihres Vermögens die Mittel zu gewinnen, die sie brauchten, um die Habgier ihrer Soldaten zu befriedigen. Die drei Blutmenschen machten miteinander in einem förmlichen Markte aus, wer fallen müsse, wobei sie einander ihre Freunde und Verwandten preisgaben, Lepidus sogar den eigenen Bruder. Nach dem Vorbilde Sullas veröffentlichten sie Verzeichnisse der Geächteten und setzten einen Preis auf ihren Kopf. Ein Heer von Banditen stürzte sich jetzt auf Italien und im ganzen Lande begann ein grauenvolles Morden, dem auch Cicero zum Opfer fiel, weil er den Antonius in heftigen Reden angegriffen. — Inzwischen hatten Brutus

und Cassius, die vom Senate zu Statthaltern in Makedonien und Syrien ernannt worden waren, in Osten bedeutende Streitkräfte gesammelt. Die Schreckensmänner zogen ihnen entgegen und bei der Stadt Philippi in Makedonien fiel 42 v. Chr. die Entscheidung. In einer ersten Schlacht wurde Cassius von Antonius geschlagen und entleibte sich selbst, trotzdem sein Mitfeldherr auf seinem Flügel über den Octavian gesiegt hatte. Nach dreiundzwanzig Tagen wagte Brutus eine zweite Schlacht und verlor sie nach hartem Kampfe, worauf auch er verzweiflungsvoll sich in das Schwert stürzte. Mit ihm sank die römische Republik ins Grab. Jetzt konnten die Triumvirn ungehindert das Reich unter sich teilen. Antonius nahm den Osten, Octavian den Westen. Zugleich vermählte sich jener mit Octavia, der Schwester Octavians, um den Bund recht fest zu kitten. Lepidus, der unbedeutendste von den drei, wurde mit Afrika abgefunden; Italien sollte gemeinsamer Besitz bleiben. Die Soldaten aber, die den Triumvirn zum Siege verholfen, wurden belohnt, indem man ihnen 18 italische Städte als Beute überließ, deren Bewohner von Haus und Hof verjagt wurden.

11. Schlacht bei Actium (31 v. Chr.). — Wenn das Römerreich nicht, wie das Alexanders des Großen, in mehrere Teilstaaten zerfiel, war dies das Verdienst des schlauen Octavian. Er wußte zuerst den Lepidus zum Kampfe gegen sich zu bringen, in welchem dieser von seinen Truppen verlassen wurde und sich ergeben mußte. Der Sieger nahm ihm sein Gebiet und ließ ihm dafür die Hohepriesterwürde. Bald gab es auch Gelegenheit zum Bruche mit Antonius. Dieser hatte seinen Sitz in Alexandrien aufgeschlagen und führte ein tolles Schwelgerleben mit der verführerischen Kleopatra, die schon den Cäsar bestrickt hatte und von ihm als Königin von Aegypten eingesetzt worden war. Antonius beleidigte den Octavian, indem er die edle Octavia gänzlich ob der Aegypterin vernachlässigte und zuletzt sogar verstieß. Als er auch anfing, seiner Geliebten und ihren Kindern römische Provinzen und Schutzstaaten wie Spielzeuge zu verschenken, ließ Octavian durch den Senat nicht an ihn, aber an Kleopatra den Krieg erklären. Doch Antonius ließ die Königin nicht im Stiche, die beiden rüsteten nach Kräften und sammelten ein großes Heer und eine gewaltige Flotte. Im Westen Griechenlands, beim Vorgebirge Actium

(am Eingang des Golfes von Arta) trafen sie 31 v. Chr. auf Octavians Flotte, die dessen Freund Agrippa, ein ausgezeichneter Feldherr, befehligte. Octavians Schiffe waren kleiner und weniger zahlreich, und der Kampf schwankte lange unentschieden hin und her. Da fuhr Kleopatra plötzlich mit ihren Schiffen davon, der betörte Antonius folgte ihr auf einem Schnellsegler und gab so dem Agrippa seine Flotte preis. Sein Landheer wartete noch sieben Tage auf die Rückkehr des Feldherrn, dann übergab es sich ohne Schwertstreich dem Sieger. In Aegypten, wohin Octavian im nächsten Jahre vordrang, wurde Antonius noch einmal geschlagen. Da ließ ihm Kleopatra sagen, sie habe ihrem Leben ein Ende gemacht, worauf er sich eine tödliche Wunde beibrachte. Die Königin hatte ihn zwar getäuscht; als sie aber umsonst ihre Buhlerkünste auch an Octavian versucht hatte, gab sie sich wirklich den Tod, sei es durch den Biß einer Schlange, sei es durch eine vergiftete Nadel, um nicht vom Sieger im Triumph aufgeführt zu werden. Jetzt ward Aegypten eingezogen, aber nicht als gewöhnliche Provinz, sondern als besonderes Eigentum des Kaisers. Aus dem Triumvirate war abermals die Alleinherrschaft hervorgegangen. Niemand machte diese dem neuen Cäsar mehr streitig. Alles war der entsetzlichen Wirren müde und bereit, die Freiheit einem Monarchen preiszugeben, wenn man nur wenigstens wieder seines Lebens und Eigentums sicher wurde.

12. Sitte und Bildung. — Ist es nach den erzählten Tatsachen noch nötig, zu sagen, wie in Rom gegen Ende der Republik eine Sittenverderbnis sondergleichen um sich griff? Menschlichkeit, Tugend, Rechtschaffenheit waren leere Worte, schrankenlose Genuß-, Herrsch- und Habgier die Haupttriebfedern zu allem Tun geworden. Daneben hatten sich aber die Sitten äußerlich sehr verfeinert, dank den Griechen, die als Lehrer der Sprache und Beredsamkeit, als Musiker und Künstler überall tätig waren. Griechische Baumeister und Bildhauer schmückten die Städte des Weltreiches mit ihren herrlichen Werken, denn die Römer selber brachten es in der Kunst nie weit. Nur in einem kamen sie ihren Lehrmeistern nahe, in der Schriftstellerei. Cicero gab der lateinischen Sprache in seinen zahlreichen Reden, Briefen und sonstigen Werken die Schönheit und Vollendung, die wir heute noch an ihr

bewundern. Auch Cäsar glänzte als Schriftsteller, indem er seine gallischen Feldzüge, sowie den von ihm geführten Bürgerkrieg in ausgezeichneter Weise beschrieb. Ein anderer bedeutender Geschichtschreiber war Sallust, der den Krieg gegen Jugurtha und die Verschwörung des Catilina vortrefflich geschildert hat. Zu Octavians Zeit lebte Titus Livius, der das Riesenwerk unternahm, die ganze Geschichte des römischen Staates bis auf seine Zeit ausführlich zu erzählen; leider ist uns davon nur etwa der vierte Teil erhalten. Damals blühte auch die lateinische Dichtkunst empor. Vergil, ein Oberitalier, suchte mit Homer zu wetteifern, indem er in einem großen Heldengedichte, der Aeneïde, die Irrfahrten des angeblichen Vorfahren Cäsars, des Aeneas, besang. Horaz, der Sohn eines Freigelassenen, dichtete Lieder von großer Anmut und Schönheit, sowie geistreiche Spottgedichte. Ein sehr fruchtbarer Dichter war Ovid; ihm entströmten die wohlgebauten Verse wie von selbst über alle möglichen Gegenstände. So verliehen diese und andere bedeutende Geister der beginnenden Kaiserzeit einen außerordentlichen Glanz; sie war das goldene Zeitalter der römischen Literatur.

XI. Rom ein Kaiserreich. 27 v. Chr. bis 476 n. Chr.

Hertzberg, Geschichte des römischen Kaiserreichs (Oncken). **Schiller**, Geschichte der römischen Kaiserzeit, 2 Bde. **Gardthausen**, Augustus und seine Zeit, 2 Bde. **Friedländer**, Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms, 3 Bde.

1. Augustus (27 v. Chr. bis 14 n. Chr.). — Octavian zeigte, nachdem er die Macht erlangt, statt der gefühllosen Härte seiner Jugend eine kluge Milde und ein aufrichtiges Bestreben, die schweren Wunden, welche die schrecklichen Bürgerkriege dem Reiche geschlagen, zu heilen. Damit es scheine, als ob er die Herrschaft nur auf Wunsch der Römer selber führe, legte er plötzlich alle seine Gewalten nieder und erst, als der Senat ihn mit Bitten bestürmte, übernahm er wieder die Regierung (27 v. Chr.). Zum Danke dafür erteilte ihm der Senat den Beinamen Augustus, d. i. Heiliger, Göttlicher, mit dem er gewöhnlich in der Geschichte bezeichnet wird,[1]) und stellte ihn dadurch den Göttern gleich.

[1]) Octavian hat sich als Herrscher Imperator Cäsar Augustus genannt, auf deutsch etwa „Oberfeldherr Cäsar der Göttliche". Da fast alle spätern Kaiser

In der Tat erhoben sich alsbald im ganzen Reiche zahllose Tempel zu Ehren des Augustus, wo man zu ihm als zu einem Gotte betete; nur in Rom geschah es infolge seines ausdrücklichen Verbotes erst nach seinem Tode. Der Form nach blieb zwar auch jetzt noch die Republik bestehen. Augustus vermied absichtlich Cäsars fürstlichen Pomp; er wollte nicht als König und Herr, sondern nur als Prinzeps, d. i. als erster Bürger, als erster Beamter der Republik das Reich regieren. Aber dieser Prinzeps vereinte eine solche Machtfülle in sich, daß er doch in Tat und Wahrheit Alleinherrscher war. So ließ sich Augustus die tribunizische Gewalt auf Lebenszeit zuerkennen, kraft deren seine Person unverletzlich war und er alle ihm mißbeliebigen Beschlüsse des Senates und Volkes verhindern konnte. Er allein entschied über Krieg, Frieden und Bündnisse und verkehrte mit fremden Staaten. Er nahm die Regierung aller Provinzen, in welchen die Anwesenheit größerer Truppenmassen notwendig war, in seine Hand und ließ sie durch Statthalter (Legaten), die er ernannte, verwalten. In die übrigen durfte der Senat nach alter Weise Prokonsuln schicken; aber auch diese standen unter der Oberaufsicht des Prinzeps. Vor allem aber war er der Oberfeldherr oder „Imperator" des ganzen Reiches; er hob die Truppen aus und verfügte über sie nach seinem Belieben; ihm mußten sie den Eid der Treue und des Gehorsams schwören, er setzte Generäle und Offiziere ein und ab. Das Heer, das jetzt auch im Frieden beisammen blieb, wurde die vornehmste Stütze der kaiserlichen Macht. Fortwährend standen etwa 300,000 Mann unter den Waffen, die meisten an den Grenzen, um das Reich zu schützen, ein Teil aber auch in Italien, in und vor Rom, um dem Kaiser Sicherheit gegen jeden Aufstand zu gewähren. Das waren die Gardetruppen oder Prätorianer, die doppelten Sold empfingen. Die ausgedienten Soldaten wurden mit Land und einer Geldsumme versorgt, in Italien oder in den Provinzen als Kolonisten angesiedelt. — Im übrigen gönnte Augustus der erschöpften Welt den Frieden, nach dem sie sich sehnte.

---

sich ebenfalls diese drei Namen zu ihren sonstigen Namen beilegten, so sind sie recht eigentlich der Titel der von Cäsar und Augustus begründeten römischen Kaiserwürde geworden. Von Cäsar kommt das deutsche „Kaiser", von imperator das französische „empereur".

Er tat sich etwas darauf zugute, den Tempel des Janus, der seit dem ersten punischen Kriege immer offen gestanden, so lange als möglich geschlossen zu halten, und unternahm nur Kriege, die zur Sicherung des Reiches nötig waren. Da er selber kein großer Feldherr war, überließ er die Führung derselben gewöhnlich seinem kriegskundigen Freunde und Schwiegersohn Agrippa und später seinen Stiefsöhnen Tiberius und Drusus. Indes mißachtete kein Grenzvolk ungestraft den römischen Namen. Die räuberischen Räter im heutigen Graubünden und Tirol, die Italien fortwährend mit ihren Einfällen beunruhigten, überhaupt alle Alpenvölker bis nach Ungarn hinein ließ er unterwerfen, und eine Reihe neuer Provinzen entstanden längs der Donau, die nun ihrer ganzen Länge nach die Nordgrenze des gewaltigen Reiches bildete. Augustus versuchte auch Deutschland zu erobern, verzichtete aber nach einer furchtbaren Niederlage, die sein Feldherr Varus (9 n. Chr.) im Teutoburgerwalde erlitt, auf seine Unterwerfung. Im Innern des Reiches stellte er eine kraftvolle Ordnung her, die wohltätig wirkte. Rom wurde durch Neubauten eine prächtige Stadt. Die Provinzen begannen trotz schwerer Steuern erst jetzt aufzuatmen, da Augustus die Statthalter fest besoldete und durch strenge Aufsicht ihren Erpressungen ein Ende machte. Die durch den Bürgerkrieg verödeten Landschaften bevölkerten sich wieder, Ackerbau, Handel und Gewerbe hoben sich, Kunst und Wissenschaft blühten und zum ersten Male seit langer Zeit erfreuten sich die Nationen am Mittelmeere wieder eines gesicherten, friedlichen Daseins.

2. Die julisch-klaudischen Kaiser (14—68 n. Chr). — So groß war das Ansehen des Augustus, daß ihm noch vier Kaiser aus seinem Hause folgten, obschon durch diese das Kaisertum rasch in die furchtbarste Despotie ausartete. Der erste, Tiberius (14—37), sonst ein hochbegabter Regent, machte sich und seine Untertanen durch seinen finstern Argwohn unglücklich, dem zuliebe er Unzählige, namentlich aus den vornehmen Familien Roms, wegen „Majestätsbeleidigung" aufs Blutgerüst schickte. Auch schaffte er die Volksversammlungen ab und machte dadurch jedem Anschein von Demokratie ein Ende. Sein Nachfolger Caligula, des Drusus Enkel, vollends regierte so aberwitzig und grausam, daß man ihn für wahnsinnig hielt; nach vier-

jähriger Herrschaft wurde er von einigen Gardeoffizieren in seinem Palast ermordet. Der dritte, Claudius, Caligulas Oheim, ein gutmütiger, schwacher Mensch, ließ sich ganz von seinen zwei schändlichen Weibern, der Messalina und Agrippina, beherrschen, so daß auch seine Regierung viel Unglück über Rom brachte. Er wurde schließlich von Agrippina vergiftet, worauf Nero, ihr Sohn aus einer frühern Ehe, als Kaiser anerkannt wurde. Dieser schien bald seinen Stolz darein zu setzen, es an Lastern und Verbrechen jedermann zuvorzutun. Er ermordete seinen Stiefbruder, seine Mutter, seine Gattin, seinen Lehrer und tausend andere. Das Leben schien keinen Wert mehr zu haben; die edelsten Römer gaben sich selbst den Tod, sogar wenn sie noch nichts von dem Despoten zu fürchten hatten. Als im Jahre 64 eine Feuersbrunst fast die ganze Hauptstadt verzehrte und zahllose Menschenleben dabei zugrunde gingen, hielt jedermann den Kaiser für den Brandstifter. Nero aber warf die Schuld auf eine religiöse Sekte, die damals auftauchte, die Christen, und ließ diese wilden Tieren vorwerfen, kreuzigen und des Nachts in seinen Gärten als Fackeln lebendig verbrennen. Zuletzt empörte sich neben andern der Statthalter Spaniens, Galba, gegen das Scheusal und wurde von seinen Legionen zum Kaiser ausgerufen. Als auch die Prätorianer in Rom von Nero abfielen, ließ sich dieser von einem Sklaven töten. Mit ihm erlosch das Kaiserhaus des Augustus im Jahre 68 n. Chr.[1]) Kaum sahen aber die Soldaten, daß sie die wahren Herren des Reiches seien, so erhoben andere Truppen andere Befehlshaber, und in einem zweijährigen Bürgerkriege, der das Reich schrecklich zerrüttete, wurde Galba von einem Otho, dieser von einem Vitellius gestürzt und auch der letztere erlag dem im Orient zum Herrscher ausgerufenen Flavius Vespasianus, der sich endlich auf dem Throne behauptete (68—70 n. Chr.).

3. Die Flavier (70—96 n. Chr.). — Vespasian war ein sehr tüchtiger Mann, der mit kräftiger Hand die Ordnung wieder

[1]) Zur Erläuterung der Verwandtschaftsverhältnisse der fünf julisch-klaudischen Kaiser diene folgende Stammtafel:

Augustus, vermählt mit Livia; deren erster Gemahl Tiberius Claudius Nero
Julia, verm. mit Agrippa — Tiberius † 37 n. Chr. — Drusus
Agrippina, die ältere, vermählt mit Germanicus — Claudius † 54 n. Chr.
Caligula † 41 n. Chr. — Agrippina verm. in erster Ehe mit Gnäus Domitius
Nero † 68 n. Chr.

herstellte und sich der größten Sparsamkeit im Privatleben, wie im Staate befliß. Ihm folgte sein Sohn Titus, den das Volk seiner Herzensgüte wegen „die Wonne der Menschheit“ nannte. Hatte er an einem Tage nichts Gutes getan, so sagte er, er habe diesen Tag verloren. Große Unglücksfälle gaben ihm während seiner bloß zweijährigen Regierung reichliche Gelegenheit zum Wohltun. Ein fürchterlicher Ausbruch des Vesuv verschüttete 79 n. Chr. zwei volkreiche Städte, Pompeji und Herculanum, gänzlich, so daß sie mehr als anderthalb Jahrtausend unter der Asche verborgen lagen, bis man im Jahre 1721 beim Graben eines Brunnens auf ihre Reste stieß. Nun fing man an, sie von ihrer Decke zu befreien, große Teile, besonders von Pompeji, wurden bloßgelegt und geben uns jetzt ein deutliches Bild einer altrömischen Stadt bis aufs kleinste herab. Dem Titus wenig ähnlich war sein Bruder und Nachfolger Domitian, ein argwöhnischer Despot, der sich als „Herr und Gott“ anreden ließ und an Grausamkeit mit Nero wetteiferte, bis er auf Anstiften seiner eigenen Gemahlin ermordet wurde (96 n. Chr.). Unter ihm wurde Britannien, dessen Eroberung unter Claudius begonnen hatte, durch den trefflichen Feldherrn Agricola, den Schwiegervater des Geschichtschreibers Tacitus, zum größten Teil dem Reiche einverleibt. Agricola bezwang die tapfern Briten bis in die schottischen Berge hinein und gewann damit Rom eine neue große Provinz.

4. Glanzzeit des Reiches unter Nerva, Trajan, Hadrian, Antoninus Pius, Mark Aurel (96—180). — Jetzt wurde den Römern das Glück zuteil, hintereinander fünf treffliche Kaiser zu besitzen, so daß sie sich fast ein Jahrhundert lang innerer Ruhe und Ordnung erfreuten. Da unter diesen der merkwürdige Brauch herrschte, daß der jeweilige Kaiser einen tüchtigen Staatsmann und Feldherrn an Sohnes Statt adoptierte und ihn dadurch zum Mitregenten und Nachfolger bestimmte, so heißt man sie die Adoptionskaiser. Der erste war Nerva, den der Senat nach Domitians Ermordung zum Kaiser wählte, ein kluger Greis, der sich besonders dadurch verdient machte, daß er den aus einer römischen Kolonie in Spanien gebürtigen Trajan, seinen besten Feldherrn, als Nachfolger adoptierte. Trajans Regierung (98—117) bildet den Höhepunkt der römischen Weltherrschaft. Unter ihm erlangte sie ihre größte Ausdehnung. Er

unterwarf die räuberischen Völker an der untern Donau, im heutigen Rumänien und Siebenbürgen, und machte aus ihnen die neue Provinz Dacien; im Osten drang er bis an den persischen Golf und zwang die Parther, einen König aus seiner Hand anzunehmen. Nicht minder großartig war seine friedliche Fürsorge für alle Teile des Reiches. Über die untere Donau, wie über die Flüsse Spaniens, wölbten sich feste Brücken auf seinen Befehl; er legte Straßen, Häfen und Kanäle an, schützte die Grenzen mit Festungen und Besatzungen, errichtete durch ganz Italien Anstalten zur Versorgung armer, verwaister Bürgerkinder und besaß bei alledem noch Mittel genug, um Rom mit großartigen Bauten zu schmücken und die Menge durch Spiele von nie dagewesener Pracht zu belustigen. Überall waltete Ordnung und Gerechtigkeit, selbst die Freiheit schien wiedergekehrt. Unter ihm genoß man, wie der Geschichtschreiber Tacitus, der zu Trajans Zeit lebte, sagt, das seltene Glück, denken zu dürfen, was man wollte, und sagen zu dürfen, was man dachte. Tacitus selber machte von dieser Freiheit Gebrauch, um die Geschichte der römischen Kaiser des ersten Jahrhunderts in ihrer ganzen grauenerregenden Wahrheit darzustellen. Und wie wenn dieser große Römer geahnt hätte, woher seinem Vaterlande der Untergang drohe, schilderte er in einem andern Werke, der „Germania", die Sitten und Zustände der alten Deutschen und hielt darin seinen gebildeten, aber entsittlichten und entnervten Landsleuten das Bild eines rohen, doch unverdorbenen, kraftvollen und freiheitsstolzen Naturvolkes entgegen. — Trajan wählte seinen Vetter Hadrian (117—138) zum Erben. Dieser hochgebildete, rastlos tätige Mann verbrachte den größten Teil seiner Regierung damit, daß er seine sämtlichen Provinzen von Syrien und Aegypten bis nach Britannien persönlich durchwanderte und besichtigte. Überall ließ er die Spuren seiner Fürsorge in zahlreichen Straßen, Wasserleitungen, Festungsbauten, Tempeln und sonstigen Werken zurück. Da er fand, das Reich sei eher zu groß als zu klein, so gab er die schwer haltbaren Eroberungen seines Vorgängers jenseits des Euphrat auf, hielt aber an den Grenzen gute Wacht. Er erkor sich den Antoninus Pius (138—161) zum Nachfolger, der durch seine edle Menschlichkeit sich die allgemeine Liebe erwarb und zu äußern pflegte, es sei besser, einen Bürger am Leben zu erhalten, als

tausend Feinde zu töten. Ebenso gerecht und hochsinnig war der von Antoninus Pius adoptierte Mark Aurel (161—180), „der Philosoph auf dem Throne", der in einem Werke, „Betrachtungen über sich selbst", die reinsten Gesinnungen aussprach und sie auch im Leben betätigte. Unter ihm brach eine schwere Zeit über das Reich herein, indem mächtige Germanenstämme und andere Barbaren die Donau überschritten und selbst in Italien einbrachen. Aber Mark Aurel bewährte sich als ein tüchtiger Feldherr und stellte die Donaugrenze wieder her.

5. Verwirrung des Reiches (180—270). — Auf Mark Aurel folgte dessen leiblicher Sohn, Commodus, der wie Nero dem „Kaiserwahnsinn" verfiel und eine elende Wirtschaft führte, bis er zuletzt von seinen Höflingen ermordet wurde (192). Beim Mangel an einer festen Thronfolge maßten sich jetzt wieder die Soldaten das Recht an, nach ihrem Gefallen Kaiser zu erheben, zunächst die bei Rom stehenden Prätorianer. Als ihnen ihr erster Schützling nicht mehr gefiel, erschlugen sie ihn nach einer Regierung von drei Monaten und versteigerten hierauf förmlich den Thron an den Meistbietenden. Ein reicher Senator kaufte ihn um eine ungeheure Summe; aber nun riefen die Heere in den Provinzen ihre Generale zu Kaisern aus, und einem, dem finstern, kriegstüchtigen Afrikaner, Septimius Severus (193 bis 211), gelang es, sich zu behaupten. Dieser beraubte den Senat, mit dem die früheren Kaiser in gewissem Sinne die Herrschaft geteilt hatten, aller Macht; fortan gab es kein Bollwerk mehr gegen die Willkür der Herrscher, die selbst wieder von der Laune ihrer Soldaten abhingen. Dadurch, daß sie diesen nach Kräften schmeichelten, konnten Elende, wie des Severus Sohn, Caracalla, der seinen Bruder in den Armen der Mutter ermordete, und dessen Verwandter, Elagabal, der bei seiner Erhebung Priester des syrischen Sonnengottes war, ein verworfener, schamloser Jüngling, den Thron eine Weile behaupten, bis sie von den Soldaten erschlagen wurden. Als Elagabals Vetter, Alexander Severus, unter Leitung seiner Mutter, Julia Mamäa, wieder in bessere Bahnen einzulenken suchte, wurde auch er von den zuchtlosen Truppen samt seiner Mutter ermordet (235) und nun erhoben und stürzten die verschiedenen Heere einen Herrscher um den andern. Zur Zeit des Kaisers Gallienus (253—268), der schließlich samt

seinem Sohn einer Verschwörung seiner Generale zum Opfer fiel, wurden in den verschiedenen Provinzen 18 Gegenkaiser von den Soldaten erhoben. Die trostloseste Verwirrung herrschte im Reiche; Bürgerkriege, Einfälle der Barbaren, Hungersnot und Pest rafften damals die Hälfte der Bevölkerung hin. Erst der rohe, aber kriegsgewaltige Illyrier Aurelian (270—275) machte diesem Zustande ein Ende und stellte die Einheit des zerrütteten Reiches wieder her. Aber es war ein bedenkliches Zeichen, daß er es für nötig hielt, Rom gegen die Streifscharen der Barbaren wieder mit einer großen Mauer zu schützen (S. 197).

6. Neuordnung des Reichs unter Diokletian (285—305) und Konstantin (306—337). — So bedroht war das Reich von allen Seiten, daß gerade der tüchtigste unter Aurelians Nachfolgern, der Dalmatiner Diokletian (285—305), die Last der Herrschaft zu schwer für einen einzigen fand. Daher teilte er sie mit seinem Freunde Maximian, dem er die Regierung des Westens überließ, während er sich selbst den Osten vorbehielt. Jeder der beiden „Oberkaiser", die den Titel „Augustus" führten, nahm ferner einen tüchtigen General an Sohnes Statt an, der unter dem Titel eines „Unterkaisers" oder „Cäsars" zugleich sein Gehilfe und Nachfolger sein sollte. So hatte das Reich vier Regenten, Diokletian, Maximian, Galerius und Constantius, von denen jeder in einem bestimmten Gebiete regierte nach den Gesetzen, welche Diokletian für das Ganze erließ. Auch wurde es ganz neu geordnet. Die Provinzen wurden verkleinert, bedeutend vermehrt und zu größeren Verwaltungsbezirken, Diözesen, zusammengelegt,[1]) die kaiserliche Beamtenschaft nach Rangstufen streng gegliedert und mit prunkhaften Titeln ausgestattet. Zugleich vollendete Diokletion die Umwandlung des Kaisertums in eine absolute Monarchie, indem er sich mit all dem feierlichen, ehrfurchtgebietenden Pompe asiatischer Despoten umgab. Der Zutritt zum Kaiser wurde durch eine Menge Förmlichkeiten und zahlreiche Palastbeamte erschwert. Wem die Gnade zuteil wurde, bis zu den Stufen des Thrones vorzudringen, der erblickte den Herrscher mit dem Stirnbande angetan, in einem von Gold und Edelsteinen strotzenden Gewande, und mußte sich vor ihm auf die Knie werfen. —

[1]) Nach der Neuordnung Diokletians zählte man 101 Provinzen, die 12 Diözesen bildeten.

Zwanzig Jahre hatte Diokletian mit Kraft und Umsicht regiert, da legten er und Maximian zum Erstaunen der Welt am gleichen Tage das Diadem nieder und an ihre Stelle rückten die bisherigen Unterkaiser ein, welche ihrerseits wieder neue Cäsaren ernannten. Doch mußte Diokletian, der damit alles aufs beste geordnet zu haben meinte, es noch erleben, daß sich wieder ein blutiger Bürgerkrieg zwischen sechs Bewerbern um die Krone erhob. Zuletzt gelang es dem schlauen, tatkräftigen Konstantin (306—337), alle seine Nebenbuhler zu vernichten und sich zum alleinigen Herrn des Reiches aufzuwerfen (324). Er dankte dies vorzüglich den Christen, deren Religion er zum Siege brachte (s. Bd. II). Konstantin richtete den Hofhalt und die ganze Reichsverwaltung noch despotischer ein und verlegte den Sitz derselben nach der Grenzscheide zwischen Morgen- und Abendland, nach Byzanz am Bosporus. Durch eine Menge prunkender Bauten verlieh er dem „neuen Rom" oder Konstantinopel (Konstantinsstadt) einen Glanz, vor welchem der des alten verblich.

7. Teilung des Reiches (395). — Unter Konstantins Nachfolgern wurde es abermals üblich, die Regierung zu teilen. Zum letztenmal vereinte Theodosius (379—395), der wegen seiner Tapferkeit und Frömmigkeit auch „der Große" genannt wird, die Leitung des ganzen Römerstaates in seiner Hand; aber nach seinem Tode teilten seine zwei Söhne Arkadius und Honorius sich in die Regierung. Jener erhielt den Osten, dieser den Westen, und da ihre Ratgeber in Zwist und Feindschaft gerieten, wurde die Teilung der Regierung zur dauernden Reichsteilung. Von nun an gingen die beiden Reichshälften getrennten Schicksalen entgegen. Das oströmische oder griechische Reich bestand noch über ein Jahrtausend, bis die Türken ihm ein Ende machten. Wie das weströmische dagegen allmählich von den Germanen zertrümmert und im Jahre 476 sein letzter Kaiser, Romulus Augustulus, von dem Deutschen Odovakar gestürzt wurde, wird später erzählt werden.

8. Innerer Verfall. — Großartiges hatte das Römerreich vollbracht. Ein staatliches Band umschlang alle Völker rings um das Mittelländische Meer und alle waren zu einer ungeheuren Nation mit derselben Gesittung und nur zwei Sprachen zusammengewachsen.

Wie der Kleinasiate, Jude und Aegypter sich jetzt des Griechischen bedienten, so fing auch der Bauer an der Donau, der Hirte in Spanien, der Feldsklave in Afrika an, seine einheimische Sprache zu vergessen und sich in der lateinischen auszudrücken. Ein Recht, eine Münze herrschte von den Bergen Schottlands bis zu den Wüsten Nubiens, vom Tajo bis zum Euphrat; London und Alexandrien, Paris, Rom und Jerusalem waren Städte eines und desselben Reiches. Innerhalb der Grenze, die beständig von gewaltigen Heeresmassen und an vielen Stellen, ähnlich der chinesischen, durch Türme, Wall und Graben geschützt war, lag in den guten Zeiten des Kaisertums alles in tiefer Ruhe, und die Sehnsucht der Menschheit, der Friede auf Erden, schien erreicht. „Die Erde hatte", sagt ein Schriftsteller zur Zeit des Antoninus Pius, „ihre alte Tracht, das Eisen, abgelegt und erschien im Festgewande." Durch keine Feindseligkeiten gehemmt, tauschten die Völker des Morgen- und Abendlandes ihre Erzeugnisse untereinander aus. Treffliche Heerstraßen mit Posten und Reisestationen führten von einem Ende des Reiches zum andern. Gegenden, die heute wüste liegen, wie das Innere Nordafrikas und die Oasen der syrischen Wüste, waren damals mit blühenden Ortschaften übersäet. Rom, Alexandrien, Antiochien, das neuerbaute Karthago waren Riesenstädte, in denen aller Luxus, aber auch alle Verderbnis heutiger Großstädte zu finden war. Dieselbe griechisch-römische Bildung und Kunst war an der Themse, am Rhein und am Nil heimisch geworden. Länder, die zu Cäsars Zeit noch barbarisch gewesen, gaben jetzt dem Reiche Schriftsteller, Redner, Dichter, Staatsmänner, Feldherren und Kaiser. Herrliche Tempel und zahllose Bildwerke in Erz und Marmor schmückten die Städte Galliens und Spaniens, wie diejenigen Italiens und Griechenlands, und noch erregen die Ruinen der altrömischen Wasserleitungen, Bäder, Zirkusse, Theater und Amphitheater das Erstaunen des Wanderers gleichermaßen in Asien, Afrika und Europa. Aber diesem Weltfrieden, dieser Bildung fehlte das höchste Gut der Völker — die Freiheit. Noch immer schmachtete allerorten eine ungeheure Menschenmasse in der Sklaverei, und gegen den Sklaven galt alles für erlaubt. Kannten doch die Bewohner des Römerreiches, etwa die Griechen ausgenommen, kein größeres Vergnügen, als im Amphitheater den Zuckungen sterbender

Sklaven, Verbrecher und Kriegsgefangenen zuzuschauen, die als Gladiatoren sich untereinander zerfleischen oder sich von Löwen, Tigern und Panthern zerreißen lassen mußten. Aber auch diejenigen, die sich rühmten, Freie zu sein, waren im Grunde wiederum rechtlose Sklaven gegenüber den allmächtigen Herrschern und ihren Werkzeugen. Wohl war der letzte Unterschied zwischen dem Herrschervolke und den Unterworfenen verschwunden: Caracalla hatte im Jahre 212 sämtlichen Gemeinden in den Provinzen das römische Bürgerrecht verliehen, aber nur, um aus allen eine gleichförmig geknechtete Masse zu machen. Immer schwerer lastete der Despotismus auf dem Reiche; die furchtbarste Polizeiwillkür unterdrückte jede freie Meinung und erstickte das geistige Leben, ein zahlloses Heer von hochmütigen und betrügerischen Beamten sog am Marke des Volkes, und der unerträglichste Steuerdruck trieb besonders seit Konstantin die Untertanen zur Verzweiflung. Um demselben zu entgehen, flohen die Bauern in die Wälder und die Städter zu den Barbaren. Landschaften und Städte verödeten, Ackerbau, Handel und Gewerbe verfielen und mit dem Wohlstande auch die Wissenschaft und Kunst. Nicht minder bedenklich war es, daß die Bewohner des Römerreiches sich der Waffen mehr und mehr entwöhnten. Niemand wollte mehr Soldat sein. Vor nichts zitterte der Römer mehr als vor dem Gedanken an die zwanzig oder gar fünfundzwanzig Jahre mühseliger Märsche und Kämpfe, die beim Kriegsdienste durchzumachen waren; und wenn die Kaiser zu Zwangsmaßregeln greifen wollten, so machte man sich lieber militäruntauglich, indem man sich einige Finger von der rechten Hand abschnitt. Immer mehr mußte daher die Masse des Heeres um teures Geld gerade aus denjenigen gebildet werden, gegen die es schützen sollte, aus den Barbaren. Es war, als ob die Menschheit ihre Kraft auf allen Gebieten erschöpft habe, als ob sie alt und schwach geworden sei. Aber schon erhob sich neues Leben aus dem Verfalle. Sehnsüchtig wandten sich die trostlosen Gemüter der neu auftauchenden Religion zu, welche den Unterschied zwischen Sklaven und Herren nicht kannte, dem Christentum, und gleichzeitig brachte ein begabtes Barbarenvolk der abgelebten Menschheit die verlorene Manneskraft wieder, die Germanen.

Zeittafel.

A. Allgemeine Geschichte.

Altertum (3300 v. Chr. bis 476 n. Chr.).

Vor Christus.

Um 3300. Menes gründet das ägyptische Reich.
„ 2800. Chufu, Chafra und Menkera, die Pyramiden-Erbauer.
„ 2100. Das altbabylonische Reich. Hammurabis Gesetzbuch. Theben Hauptstadt in Aegypten.
„ 1500. Thutmes III. Kretisch-mykenische Kultur in Griechenland.
„ 1000. Seefahrten der Phönizier. Saul, David und Salomo. Dorische Wanderung. Die Hellenen in Kleinasien.
„ 900. Teilung Israels. Homer.
„ 800. Gründung Karthagos. Lykurg.
„ 776. Erste Olympiade. (Beginn der griechischen Zeitrechnung.)
753. **Angebl. Gründung Roms.** (Beginn der römisch. Zeitrechnung).
722. Zerstörung des Reiches Israel durch Sargon II. von Assyrien.
„ 700. Senacherib. Jesajas. Griechische Kolonien. Sparta und Messenien.
608. Zerstörung Ninives. Die Reiche der Babylonier, Meder, Lyder. Necho in Aegypten.
594. **Solons Gesetzgebung.** Thales von Milet. Alkäos und Sappho.
586. Nebukadnezar zerstört Jerusalem.
Um 550. **Kyros** stiftet das Perserreich. Buddha. Peisistratos, Polykrates von Samos.
525. Kambyses erobert Aegypten.
510. Darius' Skythenzug. **Vertreibung der Pisistratiden aus Athen und der Tarquinier aus Rom. Kleisthenes.**
500/449. **Perserkriege.**
494. Ende des ionischen Aufstandes. **Auszug auf den heiligen Berg. (Volkstribunen.)**

Vor Christus.

490. **Schlacht bei Marathon (Miltiades).**
480. **Schlachten bei Artemision, den Thermopylen u. Salamis (Themistokles, Leonidas).**
479. **Schlachten bei Platää u. Mykale** (Pausanias, Aristeides, Xanthippos).
Um 450. **Glanzzeit Athens unter Perikles** und Kimon. Blüte griechischer Kunst und Dichtung (Pheidias, Aeschylos, Sophokles, Euripides, Aristophanes, Herodot.) **Dezemvirn in Rom.**
431/404. **Peloponnesischer Krieg.** Thukydides. Feldzug nach Sizilien (415/13). Alkibiades u. Lysander.
401. Rückzug der Zehntausend. Xenophon.
399. † Sokrates.
390. **Die Gallier in Rom.**
371/362. Schlachten bei **Leuktra** u. **Mantinea.** Epaminondas u. Pelopidas.
367. **Die Gesetze des Licinius und Sextius.**
338. **Niederlage der Thebaner und Athener b. Chäroneia (Philipp, Demosthenes);** Untergang der Freiheit Griechenlands.
336/323. **Alexander der Große.**
321. Samnitenkriege. Die Römer in den kaudinischen Engpässen.
Um 300. Die Hellenistenreiche im Morgenlande.
295. Schlacht bei Sentinum. Decius Mus.
281/272. **Krieg der Römer gegen Tarent und Pyrrhus** (Herakleia, Asculum, Benevent). Die Unterwerfung Italiens vollendet.
264/241. **Erster punischer Krieg. Seeschlachten bei Mylä und den ägatischen Inseln. Hamilkar Barkas. Sizilien erste Provinz.**

Vor Christus.

218/201. **Zweiter punischer Krieg. Hannibals Siege am Tessin u. an der Trebbia, am Trasimenischen See** (217), **b. Cannä** (216); **Schlachten bei Sena Gallica** (207), **bei Zama** (202). **Spanien Provinz; Karthago Schutzstaat.**
168. Schlacht bei Pydna.
146. **Zerstörung Karthagos und Korinths. Makedonien und Afrika Provinzen.**
133. Fall Numantias. Asia Provinz.
133/121. **Die Gracchen.**
102/101. **Siege des Marius bei Aquä Sextiä und Vercellä.**
90. Bundesgenossenkrieg. Sulla.
63. Cicero und Catilina.
60. **Erstes Triumvirat zwischen Pompejus, Cäsar und Crassus.**
58/51. **Cäsar unterwirft Gallien.**
48. **Schlacht bei Pharsalus.**
44. **Cäsars Ermordung.**
31. **Sieg Oktavians über Antonius bei Actium; Rom ein Kaiserreich.**

Nach Christus.

9. **Schlacht im Teutoburger Wald.**
64. Erste Christenverfolgung durch Nero. Paulus †.
79. Untergang Pompejis. Titus.
98/180. **Blütezeit des Kaiserreichs unter Trajan, Hadrian, Antoninus Pius, Mark Aurel.**
Um 260. Verwirrung des Reichs. Einfälle der Goten, Alamannen, Franken, Sachsen, Neuperser.
303. Christenverfolgung des Diokletian. Antonius in Aegypten, Stifter des Mönchtums.
312. **Konstantins Duldungsedikt für die Christen.**
325. Konzil zu Nicäa.
Um 370. Einbruch der **Hunnen.**
378. Sieg der **Westgoten** über **Valens** bei **Adrianopel.**
395. **Theodosius der Große †. Teilung des römischen Reiches.**
410. Alarich plündert Rom. Die Franken u. Burgunder in Gallien, Vandalen in Spanien.
451. **Die Hunnenschlacht.** Attila und Aëtius. Papst Leo d. Große. Die Angelsachsen in Großbritannien.
476. **Sturz des weströmischen Kaisertums durch Odovakar.**

Mittelalter (476—1492).

Um 500. **Sieg Chlodwigs über die Alamannen und Bekehrung der Franken zum Christentum. Theoderich d. Ostgote in Italien.** Benediktus von Nursia.
„ 550. Kaiser Justinian.
568. **Die Langobarden in Italien.** Ende der Völkerwanderung.
Um 600. Papst Gregor der Große. Bekehrung d. Angelsachsen. Kolumban. Brunhild und Fredegunde.
622. **Flucht Mohammeds** (Beginn der moh. Zeitrechnung).
711. Sieg der Araber über die Westgoten bei Xeres.
732. **Sieg Karl Martells b. Poitiers. Bonifazius, Apostel d. Deutschen.**
750/751. **Sturz der Omaijaden durch die Abbassiden und der Merovinger durch die Karolinger.**
800. **Karl der Große** (768—814) **erneuert die weströmische Kaiserwürde.**
843. **Teilungsvertrag von Verdun** (Westfranken, Mittelfranken oder Lotharingien, Ostfranken).
862. Rurik gründet das russische **Reich.**
875. Aussterben der Lotharinger. Die Normannenfahrten. Alfred der Große von England.
911. **Aussterben der deutschen Karolinger. Deutschland ein Wahlreich.** Einfälle der Ungarn.
918/1024. Die sächsischen Kaiser: **Heinrich I.** der Städtegründer, **Otto I.** der Große, Otto II., Otto III., Heinrich II.
955. Schlacht auf dem Lechfelde.
962. **Otto I. bringt die römische Kaiserwürde an Deutschland.**
987. Aussterben der französischen Karolinger; **Hugo Capet.**
1024/1125. Die salisch-fränkischen Kaiser: Konrad II., **Heinrich III., Heinrich IV.,** Heinrich V.

1066. Schlacht bei Hastings. Wilhelm der Eroberer.
1077. **Heinrich IV. und Gregor VII. in Canossa.**
1096/99. **Erster Kreuzzug. Urban II.** Gottfried von Bouillon.
1138/1254. Die Hohenstaufen: Konrad III., **Friedrich I.**, Heinrich VI., Philipp I., **Friedrich II.**, Konrad IV.
1176. Sieg der lombardischen Städte über Barbarossa bei Legnano. Alexander III.
1190. Dritter Kreuzzug. Barbarossa †. Richard Löwenherz und Saladin.
1215. **Europa ein päpstl. Weltreich unter Innozenz III. Magna Charta in England.** Die Bettelorden.
1254/73. **Interregnum in Deutschland.** Hinrichtung Konradins in Neapel (1268). Ludwig der Heilige von Frankreich. Zerstörung Bagdads durch die Mongolen (1258). Marco Polo.
1291. Fall Akkos. **Rudolf von Habsburg †. Ewiger Bund der drei Waldstätten.**
1303. Philipp der Schöne von Frankreich demütigt den Papst Bonifaz VIII. (Etats Généraux.) Dante.
1346. **Schlacht bei Crécy; Anwendung des Schießpulvers.** Ludwig der Bayer.
Um 1350. Petrarca, der Begründer des **Humanismus.** Cola Rienzi. Etienne Marcel. Wiklif. Erste deutsche Hochschule zu Prag von Karl IV. gestiftet.
1386/88. **Schlachten bei Sempach, Näfels u. Döffingen** (Wat Tyler 1381).
1415. **Konzil von Konstanz. Huß verbrannt.** Kaiser Siegmund. Schlacht bei Azincourt. Heinrich der Seefahrer.
1429/1431. Die Jungfrau von Orleans.
1440. **Erfindung der Buchdruckerkunst.** Renaissancebaukunst in Florenz.
1453. **Eroberung Konstantinopels durch die Türken.**
1476/77. **Schlachten bei Grandson, Murten und Nancy. Ludwig XI.** Krieg der beiden Rosen. Rußland befreit sich von der Herrschaft der Mongolen.
1487. Bartholomäus Dias am Kap der Guten Hoffnung.

Neuzeit (seit 1492).

1492. (12. Okt.) **Kolumbus entdeckt Amerika.** Ferdinand u. Isabella.
1498. **Vasco da Gama findet den Seeweg nach Ostindien,** Kolumbus das Festland v. Südamerika.
1517. (31. Okt.) **Luthers Thesen gegen den Ablaß.** Leo X., Raffael, Michel Angelo, Erasmus.
1519. **Magellans Weltumsegelung; Cortez in Mexiko; Disputation zu Leipzig; Zwingli in Zürich. Karl V. und Franz I.**
1521. Luther a. d. Reichstag zu Worms.
1525. Deutscher Bauernkrieg. Schlacht bei Pavia.
1531. Schmalkaldnerbund. **Schlacht bei Kappel.** Reformation in England (Heinrich VIII.) Pizarro in Peru.
1540. **Stiftung des Jesuitenordens;** Ignaz Loyola. **Calvin.** Kopernikus.
1546. Luther †. Schmalkaldnerkrieg.
1555. **Augsburger Religionsfriede.** Maria d. Blutige. Papst Paul IV.
1563. **Konzil in Trient.** Hugenottenkriege.
1572. Die Wassergeusen in Briel. **Pariser Bluthochzeit.** Polen ein Wahlreich.
1579. **Utrechter Union. Wilhelm von Oranien.**
1582. Kalenderverbesserung Gregors XIII.
1588. **Die unüberwindliche Flotte. Philipp II. und Elisabeth.**
1598. **Heinrich IV. erläßt das Edikt von Nantes.** Friede von Vervins. Die Holländer in Ostindien.
1603. Elisabeth †. Irland und Schottland mit England verbunden. Shakespeare.
1614. Letzte Etats Généraux in Frankreich.

1618/48. **Dreißigjähriger Krieg.** Siege Gustav Adolfs bei Leipzig und Lützen (1631/32). Wallenstein † (1634). Richelieu und Mazarin. Die Puritanerstaaten in Neuengland; Roger Williams.

1649. **Hinrichtung Karls I.; Cromwell.**

1675. Sieg des großen Kurfürsten bei Fehrbellin.

1683. Die Türken vor Wien. Karl von Lothringen u. Johann Sobieski.

1685. **Ludwig XIV.** auf der Höhe seiner Macht. **Aufhebung des Ediktes von Nantes.**

1688/89. **Vertreibung Jakobs II. von England. Wilhelm III. von Oranien;** die Erklärung der Rechte. Locke und Newton.

1701/14. **Spanischer Erbfolgekrieg** (Marlborough und Prinz Eugen). **Preußen ein Königreich** (1701). Nordischer Krieg; **Karl XII. und Peter der Große.**

1740/48. Österreichischer Erbfolgekrieg. Die Schlesischen Kriege (1740—45). **Friedrich der Große** (1740—86) und **Maria Theresia.**

1756/63. **Siebenjähriger Krieg.** Roßbach und Leuthen (1757). Vertreibung der Franzosen aus Kanada und Ostindien.

1764. **James Watt erfindet die Dampfmaschine.**

1773. **Aufhebung des Jesuitenordens durch Clemens XIV.** Voltaire, Rousseau, Diderot. Aufgeklärter Despotismus: Pombal, Karl III., Friedrich II., Joseph II., Katharina II. **Erste Teilung Polens.** Aufstand in Boston. James Cook.

1776. (4. Juli.) **Unabhängigkeitserklärung der nordamerikanischen Kolonien.** Washington, Franklin, Jefferson.

1789. Die Bundesverfassung der Vereinigten Staaten. **Französische Revolution:** Eröffnung d. Etats Généraux (5. Mai); Bastillensturm (14. Juli); Aufhebung der Vorrechte u. Feudallasten (4. Aug.) Mirabeau, Sieyes, Lafayette.

1792. Tuileriensturm (10. Aug.). Der Konvent proklamiert die Republik (21. Sept.). Erster Koalitionskrieg (Valmy).

1793. Hinrichtung Ludwigs XVI. Die **Schreckensherrschaft: Danton,** Marat, Robespierre.

1795. Friede von Basel. Direktorialverfassung. Dritte Teilung Polens.

1796/97. **Bonapartes Feldzug in Italien.** Friede von Campoformio.

1798. Bonaparte in Aegypten. Seesieg **Nelsons** bei Abukir.

1799. Zweiter Koalitionskrieg (Zürich). **Staatsstreich Napoleon Bonapartes** vom 18. Brumaire (9. Nov.).

1804. Napoleon **Kaiser** der Franzosen.

1806. Niederlage Preußens bei Jena.

1807. Friede von Tilsit; Machthöhe Napoleons I.; Kontinentalsperre. Reformen Steins in Preußen. Der Amerikaner Fulton erfindet das Dampfschiff.

1812. Napoleons Feldzug nach Rußland.

1813. (16.—18. Okt.) **Völkerschlacht bei Leipzig.**

1815. **Wiener-Kongreß. Schlacht bei Waterloo.** Wellington u. Blücher. Heilige Allianz.

1821/29. Griechischer Freiheitskampf. Seeschlacht bei Navarino (1827). **Erste Eisenbahnen in England** (Georg Stephenson).

1830. **Julirevolution.** Belgien unabhängig.

1848/49. **Februarrevolution in Frankreich.** Revolutionen in Deutschland, Oesterreich, Ungarn und Italien. **Die Schweiz ein Bundesstaat.**

1851. Staatsstreich Napoleons III.

1853/56. Krimkrieg.

1859. **Italienischer Krieg** (Magenta, Solferino). Napoleon III., Viktor Emanuel und Cavour.

1860. **Das Königreich Italien.** Garibaldi.

1861/65. **Bürgerkrieg in der Union;** Lincoln; Aufhebung der Sklaverei. Abschaffung der Leibeigenschaft in Rußland (1861). Napoleon III.

und Mexiko. Genfer Konvention (1864).

1866. **Der Preußisch-Oesterreichische Krieg; Königgrätz** (3. Juli). **Norddeutscher Bund.** Umgestaltung der österreichisch-ungarischen Monarchie.

1870/71. **Der Deutsch-Französische Krieg; Sedan** (2. Sept.). **Frankreich eine Republik** (4. Sept.); Gambetta. Ende des Kirchenstaates; Rom Hauptstadt Italiens (20. Sept.). **Das neue Deutsche Reich** (18. Januar). Kaiser Wilhelm I., Bismarck und Moltke.

1874. Gründung des Weltpostvereins.

1877/78. Der russisch-türkische Krieg; Berliner-Kongreß.

1879. Bündnis der Zentralmächte Deutschland und Oesterreich-Ungarn.

1894/95. Krieg zwischen Japan und China.

1897. Griechisch-türkischer Krieg.

1899. Haager Konvention.

1899/1902. Burenkrieg in Südafrika.

1904/05. Russisch-japanischer Krieg. Verfassung in Rußland.

1911/12. Eroberung von Marokko durch Frankreich, von Tripolis durch Italien. Chinesische Republik.

1912/13. Balkankriege.

1914/18. **Weltkrieg.**

B. Schweizergeschichte.

Vor Christus.

107. Sieg Divicos an der Garonne.
58. Cäsar besiegt die Helvetier bei Bibracte.
15. Augustus unterwirft Rätien. Die ganze Schweiz römisch.

Nach Christus.

Um 260. Aventicum von den Alamannen zerstört.
5. Jahrh. Niederlassungen der **Alamannen** und **Burgunder.**
613. Der hl. Gallus im Steinachtale.
853. Ludwig der Deutsche stiftet die Frauenmünsterabtei **Zürich.**
1178. Gründung **Freiburgs** durch Berchtold IV. von Zähringen.
1191. Gründungs **Berns** durch Berchtold V. von Zähringen.
1218. **Aussterben der Zähringer; Zürich und Bern reichsunmittelbar.**
1231. **Freiheitsbrief der Urner von König Heinrich.**
1240. **Freiheitsbrief der Schwyzer von Kaiser Friedrich II.**
1291. (August). **Ewiger Bund der drei Waldstätten.**
1309. **Heinrich VIII. erklärt die drei Waldstätten reichsunmittelbar.**
1315. (15. Nov.) **Schlacht am Morgarten.**
1332. **Luzern im Bund.**
1339. **Schlacht bei Laupen.**
1351. (1. Mai) **Zürich,** 1352 **Glarus und Zug,** 1353 **Bern im Bunde.** Die VIII alten Orte.
1386. **Schlacht bei Sempach.**
1388. **Schlacht bei Näfels.**
1403/05. Siege der Appenzeller bei Vögelinseck und am Stoß.
1415. Eroberung des Aargaus.
1444. **Schlacht bei St. Jakob an der Birs.**
1460. Eroberung des Thurgaus.
1476/77. **Schlachten b. Grandson, Murten und Nancy.**
1481. Stanser Verkommnis. **Freiburg und Solothurn im Bund.**
1499. **Schwabenkrieg** (Schwaderloo, Frastenz, Calven, Dornach).
1501. **Basel u. Schaffhausen im Bund.**
1512. Pavier Zug. Matthäus Schinner.
1513. Sieg über die Franzosen bei Novara. **Appenzell XIII. Ort.**
1515. **Niederlage bei Marignano.**
1519. **Zwingli in Zürich.**
1528. Disputation in Bern.
1531. **Schlacht bei Kappel.**
1536. **Bern erobert die Waadt. Calvin in Genf.**
1586. Borromäischer Bund.
1597. Teilung Appenzells.
1618/39. Bündnerwirren. Georg Jenatsch.
1653. Bauernkrieg (Schybi und Leuenberger).
1656. Erster Vilmergerkrieg.
1712. Zweiter Vilmergerkrieg.
1798. **Ende der alten Eidgenossenschaft. Helvetik.** Pestalozzi.
1803. **Mediationsakte** der 19 Kantone.
1815. **Bundesvertrag** der 22 Kantone.
1815/30. Restaurationsperiode.
1830/33. **Sturz der Aristokratie.** Basler und Neuenburger Wirren.
1839. Züriputsch.
1847. **Sonderbundskrieg** (General Dufour).
1848. Revolution in Neuenburg. **Die neue Bundesverfassung.**
1856/57. Neuenburger Handel.
1874. **Bundesrevision.**
1877. Eidgenössisches Fabrikgesetz.
1898. **Rechtseinheit. Verstaatlichung der Eisenbahnen.**
1911. Bundesgesetz über Kranken- und Unfallversicherung.
1912. Schweiz. Zivilgesetzbuch.

Oechsli, Wilhelm,

Bilder aus der Weltgeschichte ein Lehr- und Lesebuch für Gymnasien, Lehrerseminarien und andere höhere Schulen, sowie zum Selbstunterrichte

Bd.: 1

Winterthur 1919